

BAYERISCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE
SITZUNGSBERICHTE · JAHRGANG 1987, HEFT 1

LEOPOLD KRETZENBACHER

Hiobs-Erinnerungen zwischen Donau und Adria

Kulträume, Patronate, Sondermotive
der Volksüberlieferungen um Job und sein
biblisches und apokryphes Schicksal in
den Südost-Alpenländern

Vorgetragen in der Sitzung
am 7. November 1986

MÜNCHEN 1987
VERLAG DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
In Kommission bei der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung München

Mit 10 Textabbildungen und 16 Tafeln

ISSN 0342-5991

ISBN 3 7696 1543 3

© Bayerische Akademie der Wissenschaften München, 1987
Druck der C.H.Beck'schen Buchdruckerei Nördlingen
Printed in Germany

Meinem Freunde
Niko Kuret
in Ljubljana/Laibach

Inhaltsverzeichnis

Hiob – „St. Job“ unter den nur vom Volke „kanonisierten“ alttestamentlichen „Heiligen“ des christlichen Himmels	7
St. Job als Krankheitspatron besonderer Leiden	14
Hoch- und spätmittelalterliche Buchmalereien um das Schicksal des Hiob	34
„Job der Dulder“ zwischen Mysteriendrama, Barocktheater und geistlichem Volksschauspiel in der Steiermark und in Kärnten .	46
Venedig und seine Hiobs-Kirche San Giobbe	83
Kärntner Hiobs-Erinnerungen	90
Protestantische Hiobs-Bildwerke im steirischen 16. Jahrhundert .	102
„Hiobs-Erinnerungen“ der Slowenen zwischen Halbvergangenheit und Gegenwart	115
St. Job beschützt die Bienen bei Slowenen und Deutschen, die Seidenraupen der Friulaner	134
Lösungsversuche zu den Fragen um St. Job's Musik-Patronat . .	141
Spätmittelalterlich englische und französische Dichtungen des 15. Jahrhunderts als Motiv-Vorgänger für die südostalpin-slowenischen Legendenlieder, Prosaerzählungen und Bilder um St. Job und die Musikanten	157
Ausklang	179
Abbildungsverzeichnis	181
Register: Personen	184
Orte	186
Sachen	189

Tafeln

Hiob – „St. Job“ unter den nur vom Volke „kanonisierten“ alttestamentlichen „Heiligen“ des christlichen Himmels

*Vir erat in terra Hus, nomine Job, et erat vir ille
simplex, et rectus, ac timens Deum, et recedens a
malo . . . Hiob 1,1*

Der christliche Kult sogenannter „alttestamentlicher Heiliger“ nimmt zumal in der mittelalterlichen Kirche des Abendlandes eine sehr eigenartige Stellung ein. Sie ist theologisch nie geklärt worden. Demgemäß ist dieser „Kult“ seitens der Amtskirche gesehen „offiziell“ zumeist heute nur geduldet, gewiß in unserer Zeit nirgendwo gefördert. Dabei ist die Anzahl der im christlichen Abendlande eben aus den als „kanonisch“ geltenden Büchern des Alten Testamentes entnommenen „Gerechten“, die den „Heiligen“ des Christentums eingereiht erscheinen, in Fülle nicht nur Altarbilder und Statuen, Kapellen und Bildstöcke, ja denen auch Kirchen und Klöster als Patroziniumsträgern „geweiht“ wurden, ganz beträchtlich. Man denke an Moses, an Zacharias, den elften der sogenannten „kleinen Propheten“ des Alten Testamentes, dem zumindest die ersten acht Kapitel des nach ihm benannten Buches (*Sacharja*) zugeschrieben werden. Man kennt ferner Daniel mit seinen zumal im Spätmittelalter so zahlreichen Bergwerkspatronaten, da er doch so gefahrvoll „in der Löwengrube“ leiden hatte müssen (Dan. 6,16). Hierher gehören Jeremias, der zweite der vier „großen“ jüdischen Propheten (um 650 v. Chr. – nach 587), dessen Buch zu den bedeutendsten „Seelen“-Dichtungen der Menschheit gezählt werden darf, und Samuel, der „Seher“ aus der Zeit um 1050 v. Chr., dessen „Bücher Samuelis“ die Geschichte Israels unter Saul und David aufzeichneten. Zwischen dem Alten und dem Neuen Bunde steht die Gestalt des „alttestamentlichen Heiligen“ Simeon, der als „gerecht“ galt und dessen „Augen dein Heil gesehen haben“, als Maria und Joseph nach mosaischem Gesetze am 40. Tage nach der Geburt Christi mit dem Jesusknaben zur „Darstellung im Tempel“ erschienen waren (Luk. 2,25–35). Nicht zuletzt gehört eben auch der „hl. Job“, vielgeprüfter, leidender Held des alttestamentlichen, auch kirchlicherseits

als „kanonisch“ anerkannten Buches „Hiob“ aus dem 5. vorchristlichen Jahrhundert hierher. Ein Buch um die Gestalt eines nichtjüdischen, sondern sogar „heidnischen“, aus dem Lande Hus am Toten Meer stammenden „Fürsten“ (Hiob 1,1: *Vir erat in terra Hus, nomine Job, et erat vir ille simplex, et rectus, ac timens Deum, et recedens a malo*). Dieser Job erhielt im Abendlande sogar ziemlich viele Patronate, wenn auch jenes als vielangerufener Heiliger bei Seuchen, wie sie das Abendland oft heimgesucht hatten, zumal bei Erkrankungen wie *lepra*, „Beulenpest“, *tabes*, *lues*, *syphilis* voransteht.

Kirchen sind St. Job geweiht, wie sich unter seinem Namen schon mittelalterlich manche Bruderschaften zusammengeschlossen hatten. Kapellen und Einzelbilder, Fresken und Statuen aus verschiedenen Jahrhunderten zeugen von einem regelrechten „Kult“ für ihn. Manchenorts aber erscheinen sein und anderer alttestamentlicher „Heiliger“ Patrozinien geradezu gehäuft inmitten einer sonstigen Fülle von Sakraltraditionen. So z. B. ganz besonders auffallend zu Venedig¹. Dort tragen sogar sehr bedeutsame Kirchen den Namen alttestamentlicher Heiliger. Man denke an San Moise, San Geremia, San Simeone, San Samuele, San Zaccaria und eben auch San Giobbe (St. Job), von Kirchenpatrozinien einstiger Bergwerksorte wie z. B. San Daniele zwischen Friaul und den Ostalpen ganz abgesehen.

Für einzelne dieser alttestamentlichen Heiligen lassen sich sogar ziemlich deutlich abgegrenzte Kulträume neben den Zeitschichten ihrer besonderen Verehrung erkennen. Aber nicht immer sind die historischen Hintergründe für solch besondere Patrozinienwahl der heutigen Forschung erkennbar. Insgesamt sind diese verehrten „Ge-

¹ N. Gockereil, Kirchen mit alttestamentarischen Patrozinien in Venedig. Materialien zur Geschichte und Ikonographie der Kirchen S. Giobbe, S. Geremia, S. Moise, S. Samuele, S. Simeone und S. Zaccaria. Venedig 1978. (Schriftenreihe des Centro tedesco di studi veneziani, Heft 11); dazu vgl. J. Daniélou, Die heiligen Heiden des Alten Testaments. (Deutsch nach Les Saints païens de l'Ancien Testament). Stuttgart 1958.

Zu den irischen Kulturen um alttestamentliche Heilige vgl. D. B. Botte, Le Culte des Saints de l'ancien testament dans l'église chrétienne. (Cahiers Sioniens 4, 1950, 46ff.); Missale von Stowe, 8. oder frühes 9. Jh.; im Totengedenken werden ein Gebet und eine lange Litanei eingefügt, „in der vor den Heiligen alle Patriarchen außer Abel, alle Propheten und andere Gerechte des Alten Testaments auftreten“ (N. Gockereil 5 nach Botte 46).

rechten“ des Alten Testamentes nicht gleichsam „offiziell“ zur „Ehre der Altäre erhoben“ worden. Man hatte sie also nie „kanonisiert“ und sie verdanken ihren Ruhm und ihren gelegentlich wallfahrtsmäßigen Zulauf als vielangerufene Heilbringer letztlich nur dem Vorgang einer zumindest geduldeten, nie öffentlich widerrufenen „Volks-Kanonisation“. Doch das gilt auch für manche andere, sogar erstaunlich zahlreiche „Heilige“, von denen auch die kirchenhistorische Forschung z. T. ab dem 17. Jahrhundert, etwa seit dem Jesuiten Johannes Bolland (1596–1665) und den unter seinem Namen heute noch ebenso segensreich wie kritisch wirkenden „Bollandisten“ als den gelehrten Herausgebern der *Acta Sanctorum* weiß, daß sie nie existiert haben, daß sie trotz tiefverwurzelter und auch früh nachweisbarer „Kulte“ dennoch nie gelebt hatten wie die auch heute noch sehr viel verehrten „Heiligen“ Christophorus, Lucia, Georg, um nur einige der bekanntesten zu nennen². Gleichwohl dürfen auch sie noch jetzt nach dem II. Vaticanum „im lokalen Kult“ weiterhin verehrt werden³. Sie bleiben rätselhaft und dabei auf unleugbare Weise im „Volke“, das sie ja nicht von sich aus und bewußt „kanonisiert“ hat, dennoch weithin kult-, verpflichtend“.

Wer würde sich nach der Feststellung, daß solche „Heilige“ nie gelebt haben, die also gar nicht „historisch“ sein können, mit solcher Begründung getrauen, es abzulehnen, etwa sein Kind auf Christoph, Lucia, Georg, Agatha u. ä. als Heiligennamen taufen zu lassen? Auch die christlichen Kirchen zögern wohl nicht, hier weiterhin sowie seit eh und je zu verfahren.

Es gibt allerdings auch andere, heute noch historisch nachweisbare „Volkskanonisationen“, die von der Kirche nie anerkannt, früh sogar sehr heftig und entschieden abgelehnt wurden, wenn das „Volk“

² Vgl. z. B. für solche Verhältnisse in Polen: W. Baranowski, *The Origin of Folk Kult of „informal“ Saints and their influence on Polish Folklore*. (Ethnologia Polona 5, Warschau-Krakau-Danzig 1979, 43–56).

³ Zur Aufhebung bestimmter Heiligenkulte nach dem II. Vaticanum vgl. das apostolische Schreiben *Mysterii paschalis celebrationes* von Paul VI vom 14. II. 1969. Dazu über die Erneuerungen des Römischen Kalenders gemäß den Beschlüssen des II. Vaticanischen Konzils in der Einführung durch Paul VI die Bestimmungen der Ritenkongregation, hrsg. und übersetzt von den liturgischen Instituten Salzburg, Trier und Zürich: Trier 1969 (Nachkonziliare Dokumentation, Band 20).

sie – übrigens sogar nicht ohne Mitwirkung eines Teiles des Klerus! – allzu gläubig in seinen Heiligenkult aufzunehmen gewagt hatte. Dies war z. B. beim Kult der „Vierundzwanzig Ältesten“, der *XXIV seniores* aus der Geheimen Offenbarung Johannis (4,4; 4,10 usw.) in der Steiermark und in Kärnten der Fall, bis die pastoral Verantwortlichen auf Grund theologischer Universitätsgutachten im 15. Jahrhundert energisch dagegen einschritten⁴. Solches aber hat sich m. W. nirgends bei den vorhin genannten „alttestamentlichen Heiligen“ begeben.

Im Gegenteil: eine Taufnamengebung mit deutlicher Hinwendung einer gewissen Vorliebe für alttestamentliche Heilige ist heute sogar verstärkt zu bemerken. Solche Verhaltensweisen unterliegen erfahrungsgemäß immer wieder auftretenden Modeströmungen. Diesbezüglich wird im Offiziellen des kirchlichen Verhaltens nichts sozusagen grundsätzlich verboten. Es wird jedenfalls unwidersprochen geduldet. Taufnamen wie Daniel, Simeon, Zacharias, David sind heute gang und gäbe. Keineswegs könnte man sagen, sie seien auf jüdische und zum Christentum konvertierte Eltern als Taufnamenwähler begrenzt. Dem Namen Hiob, Job jedoch begegnet man wohl nicht so leicht. Dagegen steht eine Gefühlsschwelle wie gegen Namen wie Judas (Thaddaeus), Dismas⁵, durch lange Zeit sogar gegen jenen des Nährvaters Joseph⁶.

⁴ L. Kretzenbacher, Die „Vierundzwanzig Ältesten“. Südostalpine Zeugnisse zu einem Kultmotiv aus der Apokalypse. (Carinthia I, 151. Jgg., Klagenfurt 1961, 579–605, 4 Abbildungen).

⁵ Es ist ein besonderer, jedenfalls bewußt auffallen sollender Schritt, wenn eine zunächst statutenmäßig nur Adelige oder Graduierte aufnehmende Bruderschaft zu Laibach/Ljubljana im 17. Jh. sich betont unter den Namen des „heiligen Räubers“, des *latro*, des allerdings auch „Erstkanonisierten“, vom sterbenden Erlöser selber ins Paradies berufenen Rechten Schächers (Luk. 23,43), in den Apokryphen Dismas benannt, stellt. Zu dieser *Societas Unitorum* von Laibach 1688 vgl. L. Kretzenbacher, St. Dismas, der rechte Schächer. Legenden, Kultstätten und Verehrungsformen in Innerösterreich. (Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark, XLII. Jgg., Graz 1951, 119–139); dazu: E. Krausen, Der Kult des heiligen Dismas in Altbayern. (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1969, Volkach vor Würzburg 1970, 16–21); zur Bedeutung in der mittelalterlichen Theologie vgl. F. Ohly, Desperatio und praesumptio. Zur theologischen Verzweiflung und Vermessenheit. Festgabe für Otto Höfler zum 175. Geburtstag, Wien 1976, 549–556, bes. 550.

⁶ L. Kretzenbacher, Heimat im Volksbarock. Kulturhistorische Wanderungen in den Südalpenländern. (Buchreihe des Landesmuseums für Kärnten, gel. von G. Moro, Band VIII), Klagenfurt 1961, 63–72, Joseph der Nährvater).

Man kann jedenfalls sagen: vom Mittelalter weg und die ganze Barockzeit hindurch wird die Gestalt dieses alttestamentlichen Job ohne irgendwelche Sonderkennzeichnung in der hagiographischen Literatur wie – immer noch sichtbar – vor allem in der Bildenden Kunst den so vielen und mit einer Überzahl von Patronaten beauftragten Heiligen des Christentums eingereiht. Hier nur andeutungsweise zwei Beispiele: Auf dem Tafelbilde des sogenannten „Rosenkranz-Altars“ von Hans Burgkmair (1473–1531) im Schaezler-Museum zu Augsburg (Inv.-Nr. 5326/27) stehen Gottvater und Maria inmitten musizierender Engel. Beidseits eine große Zahl adorierender Heiliger. Darunter auf der rechten Seite: *Pelagia*, *Fronica* (Veronika), *Maria Egyptiaca*, *Afra*, *Chatis*, *Maria Magdalena* und – als einziger Mann dieser Reihe – *Job*, bärtig und mit schwärenübersätem Körper. Genau so wird im reichen Freskenschmuck des frühen 16. Jahrhunderts in der Kirche Sant’Antonio Abbate zu San Daniele in Friaul, Provinz Udine, in der mittleren der drei Bilderszenen an der rechten Seite der Stirnwand neben dem Chor eine Dreieitigkeit von „Pestheiligen“ nebeneinander dargestellt: der pfeildurchbohrte Sebastian, der auf seine Pestbeule auf dem linken Oberschenkel weisende Arzt-Heilige Rochus. Zwischen beiden Job als Greis, stehend auf einen Stab gestützt, den schwärenbedeckten Körper nur in der Leibesmitte durch ein dunkles Tuch verhüllt. Drei „Pestheilige“ nebeneinander in schwer bedrohter Zeit! Hier ließen sich Hunderte von Parallelen finden, seit das christliche Abendland sich näher mit der Gestalt dieses Hiob/Job zu befassen begann, dessen Schicksal zwischen Gott und dem Satan ein jüdischer Erzähler zu solch einem ergreifenden Buche im 5. Jahrhundert vor Christus zu verdichten sich unterwand. Es braucht nur an die Anfänge solchen Aufnehmens dieses Job in einen sozusagen „christlichen Himmel“ erinnert zu werden, an die tiefschürfenden Gedanken des jungen Christentums um jenen „gerechten Heiden“ aus altjüdischer Geschichtsbetrachtung und des Ringens um die Stellung zu Gott und dem Satan, um Theodizee unbegreiflich verhängten Leides, um Bewahrung und Bewährung in naher Verzweiflung, in unerschütterlichem Gottesglauben, in Hoffnung und endlicher Gnade. Es sind große Namen, die hier am Anfang stehen: ein Augustinus (354–430), der drei Arten von „Heiligen“ unterschieden hatte: jene des (israelitischen) Alten Testaments; dann die „Heiligen der Heiden“, zu denen er Job zählte und so

hervorragend betonte; die christlichen Heiligen⁷. Nach ihm und wohl am tiefsten einwirkend auf Theologie, Pastoralpraxis und kulturgeschichtlich bedeutsame Hagiographie Papst Gregor der Große (geb. vor 540; Pont. Max. 590–604). Sein umfangreicher Kommentator zum Buche Hiob (*Moralia in Job*, von ihm selbst jedoch *libri morales* genannt) war in den Jahren 579–585 in Konstantinopel entstanden. Dorthin hatte ihn Papst Pelagius II (P. M. 579–590) als Apokrisiarios (wir würden heute sagen: Nuntius) gesandt. Das Werk wurde um 595 in Rom abgeschlossen⁸.

Doch bei den hier vorliegenden „Hiobs-Erinnerungen zwischen Donau und Adria“ soll und kann es nicht um theologische Fragestellungen⁹ gehen, die freilich auch in der Beurteilung der Auffassungen des „Volkes“ nie ganz außer Acht bleiben dürfen¹⁰. Auch darf nicht

⁷ Augustinus, *De catechizandis rudibus*, Migne PL 40, col. 339: ... *exceptis paucis intelligentibus patriarchis et prophetis et nominibus sanctis* ... Ausdrücklich heißt es: *dubitare non est, gentes* (d. i.: die Heiden!) *habere sanctos* ... Unmittelbare Hinweise auf Job: derselbe, *Annotationum in Job liber unus*, Migne PL 34, col. 825–886. Im Besonderen geht es darum, Job als *praefiguratio* sowohl für Christus als auch für die *Ecclesia* zu erweisen.

⁸ Der Gesamttext bei Migne PL 75, 509–1162; 76, 9–782; dazu Hieronymus, *Expositio interlinearis libri Job*, PL 23, 1475–1522.

⁹ Zur ersten Übersicht vgl. (in Auswahl): O. Schilling, *Lexikon für Theologie und Kirche*, Band 5, 2. Auflage Freiburg i. B. 1960, Sp. 977–979; R. Budde, *Lexikon der christlichen Ikonographie* Band II, Freiburg i. B. 407–414; L. Réau, *Iconographie de l'art chrétien* II/1. *Iconographie de la Bible, Ancien Testament*, Paris 1956, 311–318; K. Wessel, Stichwort „Hiob“ bei K. Wessel-M. Restle, *Reallexikon zur byzantinischen Kunst*. Band III, Stuttgart 1978, 131–152.

Zu der (uns hier nicht näher berührenden) Streitfrage der Orientalisten und Alttestamentler über die Namensfrage vgl. K. D. Fricke-B. Schwank, *Ökumenisches Verzeichnis der biblischen Eigennamen nach den Loccumer Richtlinien*, hrsg. von den deutschen Bischöfen, dem Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland und dem Evangelischen Bibelwerk, erarbeitet nach den Weisungen der Ökumenischen Übersetzerkommission. Stuttgart 1973; dazu: A. Mischlewski, *Hiob (Job) heißt nun Ijjob*. Ökumenische Einheit der biblischen Namen. (Süddeutsche Zeitung, Nr. 264 vom 15. XI. 1973, 13).

Für die eigene Studie bleibt es dabei, daß „Hiob“ steht, wenn der biblische Text gemeint ist, und „Job“, wenn es um die Heiligengestalt geht.

¹⁰ Vgl. zu Überlieferung, Textkritik, Exegese und fortdauerndem „Wirken“ des Buches Hiob vorwiegend von Seiten der Theologie, der Orientalistik, aber auch der Archäologie, von der Dichte der vorgelegten Bemühungen seit den Fünfzigerjahren her gesehen wahrscheinlich mit dem Existenzialismus im westlichen Abendlande zu-

ein Literarhistorisches wie ein Kunstgeschichtliches angesichts der vielen sprachlichen Zeugnisse wie der Denkmäler der Bildenden Kunst im Vordergrund stehen. Es geht auch hier wie in so vielen meiner Versuche um „Vergleichende Volkskunde“ im Rahmen einer erstrebten „Ethnologia Europaea“, um kleine und kleinste Bausteine zur Religiösen Volkskunde im Sinne einer abendländischen Kultur-

sammenhängend in bewußt sehr begrenzter Auswahl: A. Weiser, Das Buch Hiob. Göttingen 1951; F. Stier, Das Buch Ijob. Hebräisch und deutsch. Übertragen, ausgelegt und mit Text- und Sacherläuterungen versehen. München 1954; (theologischer Kommentar 215–257; Text- und Sacherläuterungen 259–362); G. Westermann, Der Aufbau des Buches Hiob. Tübingen 1956. (Beiträge zur historischen Theologie, Band 23); A. Bruno, Das Hohe Lied. Das Buch Hiob. Eine rhythmische und textkritische Untersuchung. Uppsala 1957; G. Scholem, Die Lehre vom „Gerechten“ in der jüdischen Mystik. (Eranos Jahrbuch XXVII, Zürich 1958, 237–297); M. B. Crock, The cruel God. Job's search for the meaning of suffering. Leiden 1959. (Exegese mit archäologischen Untersuchungen zu den „Folgen“ der hebräischen Dichtung, zu den Namen für „Gott“ im Hiob); J. Herrmann-L. Rost, Festschrift für F. Baumgärtel zum 70. Geburtstag. Erlangen 1959. (Erlanger Forschungen, Reihe: Geisteswissenschaften, Band 10); darin: G. Forrer, Überlieferung und Wandlung der Hiobslegende, 41–73; S. Terrien, Job. Neuchâtel 1963. (Commission de l'Ancien Testament, Band 13); G. Forrer, Das Buch Hiob. Gütersloh 1963; A. Guillaume, Studies in the Book of Job. (With a New Translation). Leiden 1963 (Annual of Leeds University Oriental Society, Supplement II); R. E. Singer, Job's encounter. Leiden 1964; M. H. Pope, Job. New York 1965; R. Gordis, The Book of Job and Man. Chicago 1965; K. Barth, Hiob. (K. Barth zum 80. Geburtstag hrsg. und eingeleitet von H. Gollwitzer). Neukirchen-Vluyn 1966. (Biblische Studien, Band 48); G. W. Anderson u.a. (Hrsg.), Supplements to Vetus Testamentum, Band XVII, (Congress Volume Rome 1968), Leiden 1969, darin: H. L. Ginsberg, Job the patient and Job the impatient, 88–111; S. Terrien, Le poème de Job: drame paratruel du nouvel-an?, 220–235; P. Matenko, Job and Faust. A Study and Translation of Ch. Zhitlowsky's Essay. Sammelwerk: Two Studies in Yiddish Culture. Leiden 1968; (Chr. Zhitlowsky – 1865–1943 – gilt als einer der Mitbegründer der sozialistisch-revolutionären Bewegung in Rußland und als Vorkämpfer für die Idee der Kulturleistung des Jiddischen); S. Israel, Hiob Prometheus in Judäa. (Antaios II, Stuttgart 1969, 369–384); H.-P. Müller, Hiob und seine Freunde. Traditionsgeschichtliches zum Verständnis des Hiobbuches. Zürich 1970 (Theologische Studien, Band 103); J. P. M. van der Ploeg-A. S. van der Woude-B. Jongeling, Le Targum de Job de la grotte XI de Qumrân. Leiden 1971. (Unter den Qumrân-Funden von 1956 sind große Textstellen aus dem Buche Hiob (37, 10–42, 11; 17, 14–36, 33) aus dem Ende des 2. Jhs v. Chr.; sie werden hier in einer *editio princeps* durch die Koninklijke Nederlandse Akademie van Wetenschappen herausgegeben und übersetzt veröffentlicht).

geschichte der Kultgestalten-Vorstellung, der Kultformen und der Kulträume, in denen sie gegenwärtig sind oder eben noch faßbar in „Erinnerungen“. Die Materialien hierzu sind in langen Jahrzehnten gesammelt. Vielfach sind sie in meiner besonderen Eigenart „Volkskunde“ zu treiben, erwandert, beobachtet, abgefragt, analysiert nach weiter Umschau zumal in den Ostalpenländern und im Vielvölkerbereich Südosteuropas. „Volkskundliche Feldforschung“, zumal auch jene „im Alleingang“, bringt immer noch reiche Neuerkenntnisse¹¹. Gewiß auch in der Umschau auf eine „Kultlandschaft“ des alttestamentlichen Job bei Deutschen, Slowenen, Friulanern und Italienern zwischen Bayern und Venedig, die bisher noch nicht versucht worden war in solcher Fülle der „Hiobs-Erinnerungen“ samt ihren Sonderpatronaten des Heiligen und vielen, vorerst nicht lösbaren, offen bleibenden Fragen der „Kult“-Bezeugungen zwischen Hochkunst und Hagiographie, Bildgestaltungen, Legenden-Aitiologie, Liedgesang und geistlichem Volksschauspiel.

Sankt Job als Krankheitspatron besonderer Leiden

Das Mittelalter hat für alles und jedes seine Patrone im Himmel gesucht. Selbstverständlich auch gegen seine Hauptnöte: Beulenpest und Seuchentod. Dies fortdauernd über die langen Jahrhunderte, in denen im quälenden Bewußtsein menschlicher Ohnmacht ausnahmslos allen Sozialschichten doch letztlich nur der Weg zu himmlischen Helfern als Hoffnung blieb. Man kann sich menschliches Elend von einst nicht grauenhaft genug vorstellen trotz *caritas* und Sozialfürsorge, trotz Spitälern und Siechenheimen, Eintragungen in Wallfahrts-Bücher mit sehnsüchtigem Genesungswunsch und rührendem Dank bei erflehter Hilfe durch das freudig bekundete *miraculum* in der *promulgatio* durch die Bucheintragung ebenso wie durch das Votiv-Bild

¹¹ Vgl. zu solchen Bemühungen und dem Methodischen daran: L. Kretzenbacher, Volkskundliche Feldforschung im europäischen Südosten. (Saga och Sed, Annales Academiae Regiae Gustavi Adolphi 1983, Uppsala 1983, 33–48, 5 Abbildungen); derselbe, Ethnologia Europaea. Studienwanderungen und Erlebnisse auf volkskundlicher Feldforschung im Alleingang. München 1986 (= Beiträge zur Kenntnis Südosteuropas und des Nahen Orients, Band XXXIX).

im Stil „Ich hab wunderbare Hilf erlangt!“. Immerhin gilt solche Hilflosigkeit angesichts von Daseinsnot durch Krankheit bis hinauf an die Schwelle der neuesten Zeit und ihres (oftmals übrigen Wieder-)Aufblühens lang verschütteten ärztlichen Wissens, gezielter Kunst zu lindern und zu heilen.

Kosmas und Damian als Ärztepatrone zwischen Morgen- und Abendland zählen hierher. Hagios Panteleimon mit seiner Vertrauen erweckenden *φάρμακον*-Büchse in der Hand wird heute wie ehemals im Bereich der Orthodoxie des Ostens und des Südostens so verehrt wie früh auch schon im Westen, wo er als St. Pantaleon unter die vielangerufenen Vierzehn Nothelfer eingereiht erscheint. St. Vitus/Veit sollte gegen die *chorea*, den „Veitstanz“ als Ausdruck der *convulsiones*, des zerrütteten Seelenlebens und schweren Nervenschadens von Menschenmassen in ihrer Hysterie zu Hilfe kommen. St. Valentin, den einen von zwei Heiligen gleichen Namens, rief man an gegen die einstmals so sehr verbreitete Epilepsie als die „fallende Sucht“. Diese Reihe ließe sich noch sehr lange fortsetzen.

Nun wissen wir z. B., daß die „Franzosen“, *lues*, *sypphilis*, besonders im abendländischen Spätmittelalter grassierten; daß diese Syphilis damals meist *ad exitum* geführt hatte, bevor die Menschheit sich sozusagen „daran gewöhnt“ hatte, spät genug die heute wirksamen Medikamente dagegen zur Anwendung kamen. Auf solche Zeiten muß das Sonderpatronat des hl. Job zurück gehen, soweit es *lepra*, *sypphilis*, *lues*, *pestis*, *pestilentia* verschiedener Herkunft, besonders als die „Beulenpest“ (*bubones*), das *panaritium* als „Fingerwurm“, gegen das „Geschwür“ im allgemeinen, ja auch gegen den Skorbut betrifft. Das hängt zunächst mit der jeweiligen Ausdeutung der Stelle im Buche Hiob 2,7 zusammen, nach der Satan mit Jahwes Erlaubnis Job „mit bösem Geschwür von der Fußsohle bis zum Scheitel“ schlug: . . . *percussit Job ulcere pessimo a planta pedis usque ad verticem eius*. Das Schreckenerregende solcher allein schon beim Anblick mit Todesangst erfüllenden *ulcera* verstanden die Bildenden Künstler aller Zeiten mahnend genug nach diesen und ähnlichen Bibelworten darzustellen, ob es nun Job ist oder der von Brand-Geschwüren übersäte aufgedunsene Leib des Kranken in der „Versuchung des hl. Antonius“ auf des Meisters Matthias Grünewald (um 1460–1528) berühmtem Isenheimer Altar, benannt als der „Teufel des Antoniusfeuers“.

Gerade weil aber diese Seuchen wie „Pest“, Syphilis, „Heiliges (Antonius-)Feuer“¹, Aussatz u.ä. die abendländische Menschheit ziemlich zeitlos bis ins frühe 18. Jahrhundert schwer bedrängt haben, konnten sich auch die verschiedenen Kulte der Krankheitspatrone, jene von St. Sebastian, St. Rochus und der hl. Rosalia zumal als „Pestpatrone“ neben und zumeist über jenem des hl. Job im Volke erhalten, wenngleich jener des alttestamentlichen „Dulders“ nicht immer „offizielle“ Form annahm. Das mag auch damit zusammenhängen, daß manche dieser Krankheiten, besonders eben auch Syphilis, von vornherein als „Strafe Gottes“ für die Sünde der „Unzucht“ (πορνεία, *fornicatio*) angesehen wurden. Daher wohl auch das minder häufige Auftreten im „offiziellen“ Kult dieses alttestamentlichen „Heiden“ aus dem Lande Hus (Job war ja kein Israelit; lediglich das nach ihm benannte Buch Hiob ist von einem Israeliten des 5. Jahrhunderts vor Christus geschrieben!) gegenüber einer stärkeren Bedeutung im volkstümlichen Heilsuchen der betroffenen Menschen. Die suchen dann auf ihre, d. h. aber auch wieder „überlieferte“ Art das Heil beim zwar nicht offiziell kanonisierten, gleichwohl nach festem Glauben dem Himmel der Christen als „Heiliger“ zugehörigen und zum Helfen auch bereiten jenseitigen Patron, der – gänzlich unschuldig zwar und sich darob auch zunächst gegen Gott auflehrend, keineswegs „nur geduldig“ – immerhin „dasselbe“ erlitten hatte.

Was Satan nach dem Buche Hiob 2,7 als *ulcus pessimum* zum Leiden dem Vielgeprüften angetan hatte, das versteht die frühe Exegese und das Abendland durchaus als die entsetzliche Qual durch „Würmer“, *vermes*, Maden in schwärenden, von der *sepsis*(*putrefactio*) ergriffenen Wunden. Auch das ist im Buche Hiob als Deutung vorgegeben: 17,14: *Putredini dixi: ‚Pater meus es, mater mea, et soror mea, vermibus. ‚Zur Fäulnis sage ich ‚mein Vater‘; ‚meine Mutter, meine Schwester‘ sage ich zu den Würmern“*.

¹ E. Grabner, Das „Heilige Feuer“, „Antoniusfeuer“, Rotlauf und „Rose“ als volkstümliche Krankheitsnamen und ihre Behandlung in der Volksmedizin. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde N. S. XVII, Wien 1963, 77–95); dazu neuerdings als reich bebilderte Geschichts-Überschau: W. Hartinger-W. Helm, „Die laidige Sucht der Pestilenz“. Kleine Kulturgeschichte der Pest in Europa. (Begleitband zu Sonderausstellungen in Dingolfing und Passau). Passau 1986. – Herrn Univ.-Prof. Dr. Walter Hartinger – Passau danke ich für manche freundliche Auskunft (Juli 1986).

Gewiß sind diese *vermes* nur eine Vorstellung über die von Jahwe und Satan dem Job so schrecklich schmerzvoll auferlegte Erkrankung. Auch die andere, die weltweit verbreitete, daß die Krankheit herrühre von den Pfeilen des allmächtigen Gottes² als des unbedingten Herrn über Leben und Tod alles Geschaffenen ist in Hiob 6,4 deutlich genug gegeben: *Quia sagittae Domini in me sunt, quarum indignatio ebibit spiritum meum, et terrores Domini militant contra me*. Daß sich solche Doppelvorstellung auch in mittelalterlichen wie in jüngeren Zaubersprüchen, in denen Jobs Name genannt wird, widerspiegelt, wurde an solchen bemerkt³, die man auf „Wurm“-Krankheiten bezogen hat zum Unterschied von jenen anderen, die man gelegentlich überhaupt als „fliegende“ Erkrankungen, etwa in Dänemark als die „Fliegende Gicht“ eben mit einem Job-Segen lindern oder ausheilen möchte.

Bereits in das 12. Jahrhundert reicht solch ein Text, der sogenannte „Grazer Wurmsegen“ zurück⁴:

*Job der hêrre lach in miste,
rief ûf ze Christe,
mit eiter bewollen:
die maden im ûz wielen.
des buoste im der hailige Crist
alsô si .N. manewurmes,
des hârwurmes . . .
der wurm der sî nû tât
hiute und immer mêr
Te deum, âmen.
(Pater noster, daz scolt dû drîestunden sprechen . . .)*

² Zum Grundmotiv und seiner Widerspiegelung in Traditionen des Ostalpenraumes vgl. L. Kretzenbacher, Heimat im Volksbarock. Kulturhistorische Wanderungen in den Südalpenländern. (Buchreihe des Landesmuseums für Kärnten, gel. v. G. Moro, Band VIII), Klagenfurt 1961, 73–80 und Bildtafeln 9–11. – Das Kapitel über „Die Pfeile des erzürnten Gottes“ ist neuerdings ins Japanische übersetzt und zusätzlich kommentiert worden von Shin Kono, Literary Symposium (Bungaku ronso), Band LXXX, Dezember 1985, hrsg. von The Literary Association Aichi University Toyohashi, Japan. (27 Seiten, 5 Abbildungen).

³ L. Honko, Krankheitsprojekte. Untersuchungen über eine urtümliche Krankheitserklärung. (FFC Band 178). Helsinki 1967, 188.

⁴ K. Müllenhoff-W. Scherer, Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem VIII.–XII. Jahrhundert. 2. Aufl. Berlin 1873, 42f = Nr. XLVII/2; dazu: F. Ohrt,

Dieser „Grazer Wurmsegen“, aus dem steirischen Benediktinerstifte St. Lambrecht, steht anscheinend am Anfange einer besonderen alpenländischen und hier noch nachwirkenden Job-Verehrung. So wurde im Jahre 1267 von Pfarrer Gerhard von St. Stephan in Wien aus eigenen Mitteln ein Siechenhaus für aussätzige Frauen gestiftet, in dem sich ein besonderes St. Job-Kirchlein befand⁵. Daß Job, der „Heide“, im 5. Jahrhundert vor Christus in die großartige Dichtung um das Menschsein und die *vanitas* alles Irdischen des nachmals eben alttestamentlich-biblischen Buches „Hiob“ Eingang findend, in seinem Leiden Christus anruft, der ihn denn auch heilt, war für die Gläubigen des Frühchristentums ebenso wenig anstößig wie für den mittelalterlichen und noch den barocken Heilsucher. Das lasen die Exegeten für alle „Gerechten“ des Alten Bundes schon aus Hiob 19,25, wo es doch Job von sich aus und für alle bekennt: *Scio enim, quod redemptor meus vivit, et in novissimo die de terra resurrecturus sum*.

Manche dieser „Job-Segen“ reichen auch schon ins abendländische Frühmittelalter zurück. So z. B. einer, der als das „Reisegebet“ des Gildas (spätes 7. Jh.), als die *oratio Gilde* (Paris, Bibliothèque Nationale, cod. lat. 1153) mit anderen *orationes* etwa zu Ende des 9. Jahr-

Hiob in den Segen. (Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens = HDA, hrsg. von H. Bächtold-Stäubli, Band IV, Berlin 1931/32, Sp. 68–72). Weitere Job-Segen verzeichnen auch A. Spamer und J. Nickel, Romanus-Büchlein. Historisch-philologischer Kommentar zu einem deutschen Zauberbuch. Berlin 1958, Veröffentlichungen des Instituts für Deutsche Volkskunde, Band 17, Nr. 4 und Nr. 70, 78 und 94.

⁵ L. Schmidt, Die Volkskultur der romanischen Epoche in Österreich. (Mitteilungen aus dem Kremser Stadtarchiv 1964, 35–91, bes. 61). – Solch ein „Hiobs-Spital“ stand 1515 auch in Hamburg. Holzplastiken (Bauteile) zeigt das „Museum für Hamburgische Geschichte“. Auch zu Venedig bestand ein solches „Leprosen-Haus“ bereits zu Ende des 15. Jhs. (s. u. 86).

Das Aufkommen der Seuchenpatronate im ausgehenden Mittelalter (hicher gehört auch die Gesamtfrage des Entstehens und der geistlichen wie geistigen Begründung der „Totentänze“!) muß sehr wesentlich von ihrer für uns heute kaum vorstellbaren Wirkung abhängen. Nicht umsonst bringt man die Seuchen als eine der Hauptursachen für die Vielzahl der mittelalterlichen Wüstungen im Absinken der Bevölkerungszahl durch das Ansteigen der Sterbefälle begleitet vom Abnehmen der Geburtenrate in die Forschung ein. Vgl. W. Abel, Die Wüstungen des ausgehenden Mittelalters. Stuttgart 1955, 3. Auflage 1976. (Quellen und Forschungen zur Agrargeschichte, Band 1).

hunderts zu Noyon niedergeschrieben wurde *pro iter agentibus vel navigantibus*. Alttestamentliche „Reischelfer“ werden im ersten von vier solchen *orationes* als Vermittler göttlicher Hilfe aufgeführt: *Qui consiliis eruit felicibus / Loth de flammis, Daniel de leonibus, / Qui salvavit Job de langoribus, / Pueros tres de ignis ardoribus, / Ut sicut cum his erat omnibus, / Sic et nobis Deus sit propitius*⁶. Erheblich später, aber gleichfalls von Bernhard Bischoff als „vulgärrömisches Gut“, aus „romanischem und germanischem Sprachgebiet belegt“ eingeordnet, ein vor 1054 entstandener Job-Segen zu St. Martial in Limoges, erhalten in einer Handschrift zu Leiden (UB Voss, lat. 8° 15), angereicht an den Text eines astrologischen Lehrbuches: *Beatus Job vermes (h)abuit . . . (Fehlstelle im Pergament) et iste caballus talis coloris vermes habuit. Iam amplius non habeat et ultra non appareant a novo. Pax tibi tecum in eo (i. e. evo, aevo) amen. Super aspidem et basiliscum ambulabit, leonem et draconem conculcabit (cf. Ps. 90,13) se (si?) iam mortuus est in eum (aevium) amen*.

Eine Vielzahl lateinischer und altdeutscher „Wurmsegen“ mit Nennung oder unmittelbarer Anrufung von Job ließe sich hier anreihen. Auch bayerische Texte gehören hieher. So läuft einer in einen Segensspruch zur Krankheitsbewältigung aus, der mit dieser epischen Einleitung den Krankheitspatron Job bemüht⁷: *Es giengen drei brueder gen Sant Jop gen Mettigon auf den bergk nach krewtern . . .* Andererseits wird in einer bayerischen Handschrift des 15. Jahrhunderts, die sich mit den „Zwölf goldenen Freitagen“ und einem seit dem 12. Jahrhundert lateinisch, seit dem 14. deutsch überlieferten „Kreuzsegen“, wie ihn der Legende nach Papst Leo III Kaiser Karl dem Großen übermittelt haben soll, befaßt, unter anderen auch *die gedult iop*, im Grunde genommen eine eben gerade nicht ihm „typische“ Tugend, will man das Buch Hiob von dieser Klischee-Vorstellung befreit halten, als Kraft erwähnt, die den Träger solch eines geschriebenen Segens vor Ungemach zu bewahren vermöchte: . . .

⁶ B. Bischoff, *Analecta novissima. Texte des vierten bis sechzehnten Jahrhunderts*. Stuttgart 1984 (Quellen und Untersuchungen zur lateinischen Philologie des Mittelalters, Band 7), 154–161; 261–265.

⁷ Bayerische Staatsbibliothek München, cgm 870, fol. 73–74; dazu: J. A. Schmelzer, *Bayerisches Wörterbuch*. Neudruck v. O. Maußer, Band I, Leipzig 1939, Sp. 1199.

*des waissage ysayas die barmherzikait dauides die weisung salomonis . . . die gedult iop die gnad Johannis . . .*⁸

Jahrhunderte später erst, in den bayerisch-österreichischen Alpenländern nicht vor dem 17. Jahrhundert nachweisbar, begegnet Job als Patron gegen die einstmals so sehr verbreitete „Mundfäule“ (*stomatitis aphthosa*). Aus der Oberpfalz wird 1938 als „altbayerisches Brauchtum“ berichtet⁹, man habe auf die erste im Frühjahr ausgefahrene Fuhre Mist Weihwasser gesprengt, „um die Wirkung der Düngung zu erhöhen“. Stroh daraus sei auch in Niederbayern bis ins 20. Jahrhundert gegen „Mundfäule“ angewendet worden. Zog man solche Halme durch den Mund, so sprach man diese kleine Verslegende wie einen alten Zauberspruch¹⁰:

*Sitzt der hl. Job auf dem Mist,
Kommt zu ihm Herr Jesu Christ.
Sagt zu ihm Herr Jesu Christ,
Warum du so traurig bist.*

*„Ach warum sollt ich nicht traurig sein?
Geht doch mein ganzer Mund in Faul.“
Sagt zu ihm Herr Jesu Christ:
„Nimm drei Strohhalme aus dem Mist
Und zieh sie durch dein Maul!“*

Es liegt genau auf der gleichen Linie gereimter „Zaubersprüche“ mit einem Legenden-Vorspann, wenn sich solch ein Job-Segen in einer Handschrift wohl des sehr frühen 18. Jahrhunderts fand, in einem Bauernhause des steirischen Salzkammerguts übrigens, wo sie nach Mitteilung des Entdeckers¹¹ mit vielen Zaubер- und Segens-

⁸ J. Hahn, *Paläoslavica*. (Abschnitt II). (Südost-Forschungen, Band XXXII, München 1973, 267–286, bes. 270).

⁹ H. Sedlmayer, *Streifzüge durch altbayerisches Brauchtum*. Berlin 1939, 31.

¹⁰ Vermutlich gehört hierher auch die in den Ostalpen wie in der Oberpfalz als „Mehlhund“ bekannte Kinderkrankheit des Soor. Sie wird durch den Pilz *oidium albicans* im Munde verursacht. Vgl. dazu: E. Grabner, *Grundzüge einer ostalpinen Volksmedizin*. (Österreichische Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Kl., SB Band 457 = Mitteilungen des Instituts für Gegenwartsvolkskunde, Nr. 6), Wien 1985, 47f.

¹¹ Freundliche Mitteilung von Herrn Univ.-Dozent Dr. theol. Karl Amon (heute o. Univ.-Prof. für Kirchengeschichte an der Universität Graz) vom 19. II. 1960.

sprüchen christlicher Art vor kaum zwei Jahrzehnten noch „in Gebrauch stand“:

So ein Mensch die Mund, und Durchfeule hat so spriche man folgendes:

Job zog über Land, der hat den Stab in seiner / Hand, Da begegnet ihm Gott der Herr, und sprach: zu ihm: Job warum trauerst du so sehr; er sprach: / Ach Gott, warum solte ich nicht trauern, mein Schlung / und mein Mund will mir abfaulen. Da sprach Gott / zu Job: Dort in jenem Thal, da fließt ein Brun, / Der Heilet dem N. N. den Schlung, und den Mund. / Ihm Namen Gottes Vaters, des Sohnes, und des Hei: Geistes / Amen.

Wenn wir noch im Mehrsprachenraum der Südost-Alpen verbleiben, so darf hier ein Hinweis auf Slowenisches nicht fehlen. Ein slowenischer Job-Segen, aufgezeichnet von einem Pfarrer Ivan Hojnik aus Kopriva (chemals Koprein) im (vor 1919 noch kärntischen) Miestale (Mežiška dolina) baut sich ganz im üblichen Stil solcher Zaubers-, Beschwörungs-, „Segens“-Formeln (slowen. *zaròt, zaròta, zarotíja*) auf: *Sveti Job, sveti Job, sveti Job, / ti sediš na kupi gnoja, / tebe hudi črvi jedo, / tudi N (Namen des Kranken) jedo ...* (St. Job, du sitztest auf einem Misthaufen und dich fressen die bösen Würmer. Auch den N. fressen sie . . .). Hier nimmt der Kranke eine Prise Salz (*košček soli*) und spricht dazu: *Tebi so tvoji črvi pomorjeni in pogorjeni skozi sv. Štefana žegnano sol.* (Für dich sind deine Würmer ausgelöscht, unschädlich gemacht und verbrannt durch das von St. Stephan geweihte, „gesegnete“, *žegnano*, Salz). Eine alte Frau sollte dieses Gebet vorsprechen und der Kranke sollte also dieses „Stephanssalz“ zu sich nehmen. Das stellt übrigens bereits in den kirchlichen Benediktionen des Mittelalters eine bedeutsame, auch heute noch nicht völlig außer Gebrauch gekommene rituelle Gewinnung des „Heiltums“ (Salzweihe, *benedictio salis*, am 26. XII., St. Stephan) dar. Meist wurde es gegen Augenleiden eingesetzt¹².

¹² P. Košir-V. Möderndorfer, *Ljudska medicina med koroškimi Slovenci*. (Časopis za zgodovino in narodopisje XXII, Maribor (Marburg an der Drau) 1927, 20–22, s. v. „črvi“. Dazu: A. Franz, *Die kirchlichen Benediktionen im Mittelalter*. Band II, Freiburg i. B. 1909, Neudruck Graz 1960, 484f. et passim; O. A. Erich-R. Beitzl, *Wörterbuch der deutschen Volkskunde*. 2. Aufl. Berlin 1955, 733.

Ein slowenischer Wurm-Segen, bei dem allerdings die Heilige Dreifaltigkeit, Maria und St. Georg, nicht aber St. Job genannt werden, gebietet diesem Wurm (*črv*), das Gift (*strup*) an sich zu nehmen. Vgl. K. Štrekelj, *Slovenske narodne pesmi*, Band III,

Derlei Segensgebete sind mit hoher Wahrscheinlichkeit aus jenen eher „apokryph“ zu nennenden religiösen „Volksbüchlein“ abgeschrieben, wie sie als „Die Sieben Himmelsriegel“ oder „Der Geistliche Schild“ auch heute noch in Bayern und in Österreich, zumeist auf Jahrmärkten verkauft, umlaufen und weite Verbreitung gefunden haben. Eine ethnisch-sprachliche Verbreitungsbegrenzung ist jedoch keineswegs gegeben. Wie bei Holzschnitten, Kupferstichen u. dgl. in der Graphik „wandern“ auch solche Büchlein in Übersetzungen und finden woanders ihren Niederschlag in Handschriftaufzeichnungen der daran Glaubenden wie in jenen Mitteilungen, die man dann vereinfachend kennzeichnet als „aus dem Volksmund“ stammend. So läßt sich z. B. im außerdeutschen Ostseeraum dieser Typus eines Job-Segens nachweisen, wie ihn ein lettischer Segen gegen den „Fresser“ im Finger, das gefürchtete *panaritium* anwendet¹³: *Als Hiob im Miste lag, erschien ihm unser lieber Herr Jesus Christ. Gott sprach: „Hiob, was machst du dort?“ Hiob antwortete: „Gott hat meiner vergessen, denn seine Würmer wollen meinen Leib fressen.“ Gott sagte: „Hiob, steh auf, denn sie sind alle tot, sie seien schwarz, weiß oder rot“*¹⁴.

Zugrunde liegt hier ein mindestens seit dem 15. Jahrhundert verbreiteter Typus solch eines Segens, der sich also nicht ethnisch zuordnen läßt, vielmehr den Namen Job oft wie zufällig trägt und ihn mitunter durch ähnlich klingende wie *Jost* (d. i. St. Jodocus), *Jacob*, *Joseph*, *Josaphat* ersetzt bringt. Gleichwohl gibt es deutliche Anklänge an gänzlich andere Beschwerden-Hilferufe wie an die verbreiteten, zumeist an St. Petrus gerichteten Bitten im „Zahnsegen“¹⁵. Wie Auf-

Ljubljana 1904–1907, Nr. 5169; Vers 12f.: ... in ta škodljivi črv / imaš svoj strup nase vzeti.

¹³ E. Grabner, Grundzüge 152f. nach E. Kurtz, Heilzauber der Letten in Wort und Tat. Band II (Veröffentlichungen der volkskundlichen Forschungsstelle am Herderinstitut zu Riga, Band VII), Riga 1938, 43.

¹⁴ Zur Besonderheit der Farbgebung in manchen „Wurm“-Segen, auch in solchen um St. Job und bereits ab dem 14. Jh., vgl. F. Ohrt, HDA IV, Sp. 69–70.

¹⁵ Derselbe ebenda 71 mit Beispielen von 1439 und 1628: *Job saß ahn dem see ... Christus wie thun mir mein zahn so wehe. Job nehme du das wasser ...*

Zu den griechischen Bezeichnungen für den „Wurm“ in der Antike, im Alten wie im Neuen Testament und bei den Kirchenvätern und ihrer Exegese vgl. das Stichwort σκώληξ, σκωληρόβρωτος bei G. Kittel, Theologisches Wörterbuch zum Neuen Testament. Bd. VII, Stuttgart 1966, 452–456 (Lang).

zeichnungen aus unserer Zeit, zuletzt z. B. 1944 in der südlichen Steiermark zeigen¹⁶, liegt auch hier und nicht ohne Grund die „Wurm“-Vorstellung vor.

Die Grundvorstellung von Parasiten als „Würmern“, von ihnen als wesentlichen Bestandteilen des Menschenleibes, der nach seinem Tode wieder den „Würmern“ anheimfällt, in ihnen aufgeht, ist gemeinsam morgenländisch-europäisches Erbe aus der Bibel¹⁷. Aus ihr wurde sie in die allgemeine „Volksmedizin“ mit vielfältigen Benennungen¹⁸ und Sonderprägungen übernommen, wird solcherart immer noch weitergetragen.

Aus gleicher biblischer Grundlage wie aus der daraus gewiß in Predigtwort und Bildgestaltung mahnend-einprägsamen Exegese kommt es verständlicherweise auch andernorts, wo immer es Job-Erinnerungen in Volksglaube, „Kult“ und Brauchtumshandlungen in seinem Namen gibt, zu ähnlichen Erscheinungen. So z. B. im besonders großen „Kult-Bereich“ für St. Job im niederrheinisch-niederländisch-flandrisch-brabantischen Mischgebiete von Sprachen, Traditionen und Kulturen.

Hier scheint nun Flandern, seinen wallonischen Teil und das benachbarte Frankreich eingeschlossen, einen gewissen Schwerpunkt dargestellt zu haben, wenngleich historische Nachrichten auch hier nicht leicht erbracht werden können. Es handelt sich um den magischen Heilungsversuch an böse aussehenden Geschwüren, die man im flämischen Volksmunde *nagelgaten*, also „Nagellöcher“ nennt. Beim Ausfallen solcher Geschwüre, die wie kleine Nägel aussehen, entstehen Löcher in der Haut. Dagegen opferte man kleine,

¹⁶ E. Grabner, Grundzüge, 146, Kitzack bei Leibnitz, Steiermark).

¹⁷ Vgl. in Auswahl: Hiob 17,14; 13,28: *et quasi putredo consumendus sum*; Proverbia 14,30: *putredo ossium invidia*; 25,20: *Sicut tinea* (Motte, Schabe, Raupe) *vestimento, et vermes ligno, ita tristitia viri nocet cordi*; Jesaja 14,11: *subter te sternetur tinea, et operimentum tuum erunt vermes*; 66,24: *... vermis eorum non morietur*. 2 Makk. 9,9: *ut de corpore impii vermes saturient*; Jesus Sirach (= Ecclesiastes) 19,3: *putredo et vermes haereditabunt illum*; Apostelgesch. 12,23: *et consumptus a vermibus expiravit*; καὶ γενόμενος σκαληγκόβρωτος ἐξέφθην.

¹⁸ E. Grabner, Der „Wurm“ als Krankheitsvorstellung. Süddeutsche und südost-europäische Beiträge zur Allgemeinen Volksmedizin. (Zeitschrift für deutsche Philologie 81, Berlin 1962, 224–240); dieselbe, Grundzüge, 141–153; dazu I. Hampp, Beschwörungen, Segen, Gebet. Untersuchungen zum Zauberspruch aus dem Bereich der Volksheilkunde. Stuttgart 1961, 191.

möglichst rostige Nägel. Die sollten zudem unter Hinweis darauf, daß man sie für eine Wallfahrt brauche, etwa bei Eisenhändlern erbettelt sein. Es sind vorwiegend St. Eligius (*Eloy*), der berühmte Gold- und Hufschmied, und St. Job, denen man solche „Nägel“ als „Opfer“ in der Erwartung darbrachte, daß die eigenen Hautlöcher nach den Geschwüren dann leichter zuheilen würden. Für St. Job war dies üblich etwa in der Kathedrale zu Brügge oder in seiner besonderen Kapelle zu Uiterkerke gebräuchlich¹⁹. Doch fehlen leider genauere Hinweise auf die besonderen Verbindungen zu den laut Bibeltext angenommenen Beulen-Leiden des alttestamentlichen „Heiligen“ und die mit solchem Darbringen der Nägel verbundenen, es begleitenden Gebete, Sprüche und „Analogie“-Gedanken.

Schwierig bleibt auch die allerdings nicht so sehr den bayerisch-österreichisch-slowenisch-friulanischen Bereich betreffende Frage nach dem sogenannten „Besenopfer“. Das wurde St. Job, aber keineswegs nur ihm allein, dargebracht. Es handelt sich um das heilbrauchtendierte Bringen von Besen aus Rutenbündeln mit oder ohne Stiel, ganz in jener Art gebunden, wie man sie zum Straßen- oder Hofauskehren, auch zum Staubfreimachen des Kirchenraumes ehemals sehr gerne gebrauchte. Dies ist zwischen der Innerschweiz und Schwaben, nur sehr wenig auch in Bayern wenn schon nicht „verbreitet“, so doch – vor allem an abgelegenen Kapellen usw. – bekannt. Doch auch das nur in schwer kontrollierbaren Nachrichten und – was es hier ganz besonders zu bedenken gilt – keineswegs vor dem 19. Jahrhundert. Es bleibt bei diesem seltsamen, früher also nie quellenmäßig erfaßten, nie sozusagen registrierten „Brauch“ weiterhin verborgen, ob es sich dabei um Bitt-Gaben, um Dankes-Sinnzeichen oder gar um *ex voto*-Darbringungen, d. h. um vorher „Gelobtes“ handelt²⁰. Nur so viel steht fest, daß diese „Besen“ besonders in der Innerschweiz, in Vorarlberg, im Elsaß, in Baden, im Schwäbischen und nur sehr vereinzelt im benachbarten Oberbayern hinterlegt wurden. Solcherart, soviel sich erheben ließ, bei Augenkrankheiten, aber auch bei der Furunkulose, bei Geschwüren und allge-

¹⁹ W. Giraldo, *Votivtypen aus Westflandern*. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde NS. XII, Wien 1959, 97–119, bes. 116f.)

²⁰ L. Kriss-Rettenbeck, *Ex voto. Zeichen, Bild und Abbild im christlichen Votivbrauchtum*. Zürich-Freiburg i. B. 1972, 285–287.

mein bei „Verhexungen“, zu denen man ja auch die Augenentzündungen rechnete²¹. Es ist also nicht unverständlich, wenn vereinzelt auch St. Job, nirgends aber ihm allein, solche „Besenopfer“ gebracht wurden, wie man sie dann auch möglichst verborgen verwahrte. So z. B. zu Scheyern (LK Pfaffenhofen), wo man sie „im B'haltenis, wo man alte Sachen aufhebt in der Kirche“ abgelegt haben soll²². Die Deutung von Leopold Schmidt²³, dieses „Besenopfer“ habe mit dem Totenkult oder mit dem (davon ja überhaupt zu trennenden) „Armenseelenkult“ zu tun, wird heute als nicht begründet abgelehnt²⁴. Es lassen sich bei den relativ späten und spärlichen Mitteilungen darüber, die also keinesfalls vor dem 19. Jahrhundert greifbar sind, auch keine „Kontinuitäten“ erschließen, keine Beschränkungen auf bestimmte Brauchverfahren angeben, auch keine räumlichen oder zeitlichen Bevorzugungen etwa St. Jobs als Hauptangerufenen feststellen.

Daß allerdings St. Job insgesamt sozusagen prädestiniert für einen Helfer bei so schweren Hauterkrankungen oder solchen, die den

²¹ A. Naegele, Von schwäbischen Kultstätten des Dulders Job und dem Besenopferbrauch. SW: Volk und Volkstum III, München 1938, 339–341. Der Verfasser verweist zum Kontinuierlichen des Job-Kultes; er lasse sich verfolgen von der Katakombenzeit bis in die spätmittelalterlichen Holzschnittfolgen, so z. B. in einem Straßburger Druck eines „Leben des Job“ von 1498.

²² L. Kriss-Rettenbeck, Ex voto, 286. Mancherlei Beispiele auch bei G. Gutzgitz, Österreichs Gnadestätten in Kult und Brauch. Band III, Tirol und Vorarlberg, Wien 1956, 212f. Reisbesenopfer zu Haselstauden (Mariä Heimsuchung) zur Heilung von „Eißen“ (Blutgeschwüren, Eiterbeulen). Ebenda III, 214, „Besenkapelle“ zu Langen im Wirtatobel, 18. Jh.; Besenopfer in der Meinung, daß die Krankheit auf den Besen abgestreift werde oder daß dieser sie abstreife. Wer solch einen Besen stiehlt, soll die Krankheit selber bekommen.

²³ L. Schmidt, Das Reiser-, Ruten- oder Besenopfer. SW: Volksglaube und Volksbrauch. Berlin 1966, 210–227.

²⁴ H. Bausinger, Volkskunde. Berlin-Darmstadt 1971, 85–88 mit schroffer Ablehnung der von Leopold Schmidt angenommenen „Kontinuität“ aus frühalemannischer Zeit und seiner Ausweitung des „Besenopfers“ auf die Geltung der viel größeren und noch wesentlicher differenzierten Gruppe der „Zweigsegen“ im allgemeinen. L. Schmidt's These von 1966 wird gleichwohl noch immer (1986), wenn auch ohne nähere Auseinandersetzung mit ihr und H. Bausinger (1971) verfochten von M. Rumpf, Der „Kampf des Karnevals gegen die Fasten“ von Pieter Bruegel d. Älteren. Volkskundlich-kulturhistorisch-medizingeschichtlich interpretiert. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde N. S. XL, Wien 1986, 125–157, bes. 146).

menschlichen Leib der Unglücklichen durch Beulen und Geschwüre auf Dauer und fortschreitend im Ausmaße entstellen, verfärben, sozusagen verfaulen lassen, in den Suchkreis der Betroffenen tritt, das bleibt nicht nur für das Mittelalter und seine diesbezüglich schrecklichen Erfahrungen nur zu selbstverständlich. Wir erschließen das aus mancherlei Hinweisen, etwa in der Pilgerfahrt des Arnoldus von Harff aus den Jahren 1496–99²⁵. Wir dürfen es aus den wenigen historischen Nachrichten, auch aus einigen rechtsverbindlichen „Vorschriften“ über den *Modus ejiciendi seu separandi leprosos a sanis (a consortio sanorum)*²⁶ etwa aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Frankreich, aber auch in der Diözese Trier erschließen. Es waren entsetzliche Riten, regelrechte „Totenoffizien“, mit denen man etwa die unglücklichen Lepra-Kranken unter offizieller Mitwirkung, ja

²⁵ A. Naeglele, III,340; dazu: E. von Groote, Die Pilgerfahrt des Ritters Arnold von Harff von Cöln durch Italien, Syrien, Aegypten, Arabien, Aethiopien, Nubien, Palästina, die Türkei, Frankreich und Spanien wie er sie in den Jahren 1496–1499 vollendet, beschrieben und durch Zeichnungen erläutert hat. Cöln 1860, 194.

²⁶ N. Kyll, Volkskanonisation im Raum des alten Trierer Bistums. (Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde XI, Bonn 1960, 7–61); dazu: derselbe, Ein Trierer Ritus zur Absonderung der Aussätzigen. (Vierteljahrsblätter der Trierer Gesellschaft für nützliche Forschung VI, Trier 1960, 4–13). Dazu: E. Jeanselme, Comment l'Europe au moyen âge se protégea contre la lèpre. Sonderheft 2. Auflage als Auszug aus dem Bulletin d'Histoire de la Société de la Médecine, Paris 1931; E. Martène, De antiquis ecclesiae ritibus libri III, Antwerpen 1763, Band III, ordo II, tom. 2, pag. 359, *Modus separandi leprosos a consortio sanorum*. – Man muß hier daran erinnern, daß es in jener Zeit der schweren Seuchen im Abendlande auch Messen zum besonderen Anruf an den ja keineswegs „kirchlich“, sondern eben nur durch das Vertrauen des geängstigten Volks „kanonisierten“ alttestamentlichen „Heiligen“ gab. So je eine *Missa de beato Job* und eine weitere gleichen Titels ... *contra morbum gallicum*. Vgl. dazu: A. Franz, Die Messe im deutschen Mittelalter. Beiträge zur Geschichte der Liturgie und des religiösen Volksglaubens. Freiburg i. B. 1902, 191. Solch eine Messe (übrigens im bayerisch-österreichischen Raume in mehreren Handschriften erhalten) *de beato Job contra morbum gallicum* bezieht sich in den liturgischen Texten jeweils auf die Psalmen und das Buch Hiob. So z.B. in der Kollekte: *Deus in te sperantium fortitudo, adesto propitius intercedente beato Job cum omnibus sanctis tuis invocationibus nostris: ut sicut ei post ulceris pessimi variorumque flagellorum pressuras duplicia pro omnibus amissis reddidisti, ita nobis misericordiam tuam largiter impertiaris*. Diese Messe in einem Passauer Missale von 1509; desgleichen ein Passauer Missale von 1514, gedruckt zu Nürnberg. Ein Salzburger Missale von 1506, gedruckt zu Wien. Dazu auch: F. Cabrol-H. Leclercq, Dictionnaire d'archéologie chrétienne et de liturgie. Paris, 1907ff., Band VII, Sp. 2554–2570.

Durchführung der spätmittelalterlichen Kirche aus der Gemeinschaft ihrer Mitmenschen kategorisch ausschloß, sie an ganz bestimmte Orte weit außerhalb der Siedlungen verstieß, ihrem grauenhaften Schicksal für immer überantwortete. Als bevorzugter Helfer-Heiliger galt der alttestamentliche von Jahwe Geprüfte, von Satan Gequälte, schließlich aber doch Gerettete, also selber zur „Rettung“ anderer „Verpflichtete“ bei „Aussatz“ (*Lepros*, zu griech. *λεπρίς* = „Schuppe“; mhd. *miselsuht*, *miselpin*, zu mhd. *misel*, mlat. *misellus*, „aussätzig“, *leprosus*) ab dem 13. Jahrhundert. Mit dem Überhandnehmen der Syphilis übernimmt Job für breite Kreise auch das Patronat, das Helfensollen und Helfen-„Können“ auch bei dieser Krankheit. Sie wird ja demnach z. B. in der *Chronika van der hilligen Stat van Coellen* 1499 sogar *St. Jobs Krencke* genannt. Noch vor der Mitte des 17. Jahrhunderts erwähnt das (auch gedruckt vorliegende) Mirakelbuch von Eberhardsklausen 1640 ausdrücklich Heilungen *von denen so mit s. Jobs krankheit behafft gewesen / und andren dergleichen / ist weitläuffig im Original zusehen, wie wunderbar sie alhie curirt / solche aber alhie kürtze halber ausgelassen worden*²⁷. Im Jahre 1637 darf sich eine „Jobs-Glocke“ zu Waldweiler (LK Trier) rühmen, daß sie auch die Kraft habe „Krankheiten zu vertreiben“, wenn auf ihr gegossen zu lesen ist: . . . *contagiesque fugo*²⁸.

²⁷ N. Kyll, Volkskanonisation, 56.

²⁸ Ebenda. Es hat offenkundig sehr lange gedauert bis man auch das „Ansteckende“ der auch als – damals vermutlich in den allermeisten Fällen als „tödlich“ befürchteten – Syphilis erkannt hatte, um so verzweifelter den „himmlischen Arzt Job“, aber auch andere, wie z. B. St. Fiacrius, St. Pantaleon, St. Antonius Eremita anrief. Zu solch einer „Messe“ gegen die Syphilis (*morbus gallicus*) und St. Job 1495 vgl. L. A. Veit, Volksfrommes Brauchtum und Kirche im deutschen Mittelalter, Freiburg i. B. 1936, 26f.; zur Geschichte der „Lustseuche“: J. Bloch, Ursprung der Syphilis. 2 Bände. Jena 1901 und 1911; Ph. Veit, Das erste Auftreten des *morbus Gallorum* oder *malum Franciae* in Mainz um 1496. (Diss.) Heidelberg 1921; man vgl. dazu den Holzschnitt von Albrecht Dürer um 1496 bei: H. Kühnel, Alltag im Spätmittelalter. Graz-Wien-Köln 1984, 142, Abb. 104; im Zusammenhang vgl. K. Sudhoff, Deutsche medizinische Inkunabeln. Bibliographisch-literarische Untersuchung. Leipzig 1908 (= Studien zur Geschichte der Medizin, Band 2/3); derselbe, Aus der Frühgeschichte der Syphilis. Handschriften- und Inkunabelstudien, epidemiologische Untersuchung und kritische Gänge, Leipzig 1912 (= Studien zur Geschichte der Medizin, Band 9); zu den frühen Ansichten: L. Vajda, *Morbus Gallicus* und *Lignum Sacrum*. Zur Mythologie des Humanismus. (Ethnologische Zeitschrift Zürich, Band I, 1974, 391–407)!

Viele dieser vor allem niederrheinischen Job-Erinnerungen knüpfen sich an Feldkreuze und andere Steindenkmäler aus vergangenen Jahrhunderten in der Gemarkung, an Flurdenkmäler mit den Namen „Schwärenkreuz“. Mitunter können es auch Holzfiguren etwa des 18. Jahrhunderts sein, von denen eines zu Steinmehlen als „Schwärenmännchen“ benannt, „den Job in seinem Elend“ zeigt. Die jüngere volkskundliche Forschung, die einen noch bis in den Zweiten Weltkrieg hinein wallfahrtsähnlichen Besuch durch Bittprozessionen oder Einzelbeter feststellte, bringt diese Denkmäler nicht mit den sogenannten „Pestkreuzen“ in Zusammenhang. Vielmehr werden als Ursprung „Leprosorien“, Siechenhäuser, Plätze zur Betreuung Abgesonderter angenommen, für die vereinzelt der Name „Mismannskreuz“ (wieder zu mlat. *misellus* = „aussätzig“) bekannt ist²⁹.

Gewiß sind dies nun fast ausschließlich Nachrichten aus dem bedeutsamen Kultgebiet für St. Job im westlichen Mitteleuropa. Doch die Verhältnisse dürften im Raum zwischen Donau und Adria kaum wesentlich anders gewesen sein. Hier klaffen noch breite Forschungslücken. Gleichwohl erlauben die Darstellungen von Aussätzigen und jener von anderen Seuchenerkrankungen Befallenen in der abendländischen, letztlich religiös intendierten Kunst des Spätmittelalters, des 16. und noch des 17. Jahrhunderts mancherlei Rückschlüsse auf die nicht nur in den Siechenhäusern, Leprosorien gegebene schreckliche Realität in der Zeit. Man möge hier an solche Werke der Bildenden Kunst denken wie an einen Holzschnitt „Der Aussätzige“ von Hans Wechtlin (um 1480/85–nach 1526), an die Gravüre von Hans Holbein d.J. (1497/98–1543) „Hiob mit Aussatz bedeckt“, an den „Leidenden Job“ von Albrecht Dürer (1471–1528), wie an jenen von Bartolomé Esteban Murillo (1618–1682)³⁰. Das Seuchenelend stand den Menschen jener Zeit alltäglich unmittelbar vor Augen. Das Wissen um den nach dem Berichte des Alten Testaments gerade solcherart selber Leidenden, also nach seiner Rettung zur weiteren

Für freundliche Literaturhilfe danke ich Frau Univ.-Dozent Dr. Elfriede Grabner, Graz, Steirisches Volkskundemuseum.

²⁹ Ebenda 44f.

³⁰ G. Schreiber, Spanien und die deutsche Volkskunde. (Volk und Volkstum, Band II, München 1937, 104–127, bes. 105) verweist auf die medizingeschichtliche Interpretation eben dieser Bilder in der Zeitschrift: *Inter dies. Mitteilungen der chemischen Fabrik Promonta G.m.b.H.*, Hamburg, Jgg. 1936, H. 5, 130–142.

Rettung Berufenen, dementsprechend viel Angerufenen, konnte der Zeit gar nicht verborgen bleiben, auch wenn „das Volk“ damals (wie ja zum Großteil auch heute im nichtprotestantischen Abendlande) nicht selber die Bibel und in ihr diese Gleichnisdichtung von *conditio humana*, von *vanitas* und „Geworfensein“, von einer dem Menschen im Leide verborgenen Theodizee und von der Errettung durch Erbarmung und Gnade las.

Eine völlig andere Folgerung aus solchem Wissen um die Leidensgeschichte im Buche Hiob, um die Qualen, die der alttestamentliche „Gerechte“ und nachmals als „Prophet“ verehrte Job erleiden muß von den ihn peinigenden „Würmern“, führt zu ganz anderen volkstümlichen Überlieferungen in einem anscheinend diesbezüglich eng begrenzten Raum der Südostalpen und des nahen Adria-Gebietes.

Es handelt sich um die offenkundig vor allem friulanisch-italienische Legende von den Seidenwürmern (*larvo del boco da seta, filugello*). Sie werden im Friulanischen *cavalieri*³¹ genannt. Also erzählt man sich im Raum von Belluno an der Piave diese Legende über die Entstehung der Seidenwürmer, Seidenraupen³²:

³¹ Diese Mundartbezeichnung als *cavalieri* scheint alt und weit über Friaul hinaus verwendet worden zu sein. Vgl. S. Battaglia, Grande dizionario della lingua italiana. Band II (o.J., 1962), 908. Die Belege reichen von Giovan Francesco Straparola (geb. Ende des 15. Jhs.) und Torquato Tasso (1544–1595) bis in die Gegenwart. Als weitere Bezeichnungen für die Seidenraupenzucht-, „Würmer“ (die Seidenerzeugung lt. S. Battaglia in Italien bereits seit Kaiser Justinian I (527–565) ebenda: *vermicelli, bacchi, bigati, barche, bargelli, mignati, bombieri, cuccili* je nach ihrem Vorkommen auf der Apenninenhalbinsel.

³² O. Dähnhardt, Natursagen. Band I, Leipzig-Berlin 1907, 336f. nach A. Nardo-Cibele, Zoologia popolare Veneta. Credenze, leggende e tradizioni varie. (Reihe: Curiosità popolari, publ. per cura di G. Pitre, Band IV) (mir bislang leider nicht zugänglich), 44; O. Dähnhardt's weitere Literaturangabe bezieht sich auf E. Rolland, Faune populaire de la France. Band III, Les reptiles, les poissons, les mollusques, les crustacés et les insectes. Noms vulgaires, dictons, proverbes, légendes, contes et superstitions, Paris 1881, 321f. s. v. *bombyx mori* – *Le ver à soie*, ist sehr dürftig im Ergebnis. E. Rolland vermerkt nur kurz nach Lucas de Montigny als Volksmeinungen aus der Provence, daß man Klümpchen der Seidenraupen „weihen“ (*bénir*) solle für die St. Marcus-Prozession am 25. IV.; daß man Erstlingsopfer der *cocons* an die hl. Maria darbringen solle und daß die Seidenraupen (in der Provence *magnans* benannt) „entstanden sind aus den Wunden des hl. Job“ (*Les magnans sont sortis pour la première fois des plaies du saint homme Job*). Das ist nur ein Kurzhinweis auf die wohl weit in der Romania verbreitete Legende.

Hiob war ein heiliger Mann und beging nie eine Sünde. Einst sprach der Teufel zu dem Herrn: „Was Wunder, wenn er nicht sündigt. Er hat alles, was er will.“

Da sagte der Herr: „Wohlan, mach mit Hiob, was du willst, befehl du!“

Da nahm der Teufel³³ zunächst dem Hiob alles, was er besaß, und als er sah, daß er nicht klagte, schickte er ihm eine schwere Krankheit. Aber Hiob klagte nicht, bis er in dieser Krankheit voll von Gewürm war.

Eines Tages, als er in furchtbarem Zustande war, hob ihn seine Frau auf und trug ihn auf einen Düngerhaufen, und alle, die vorübergingen, lachten über Hiob. Er aber klagte noch immer nicht.

In dieser Zeit wuchs auf dem Düngerhaufen ein Baum mit schönen grünen Blättern, der dem heiligen Hiob prächtigen Schatten gab, und die Würmer Hiobs krochen in seine Krone.

Hiob betete noch immer.

Als der Herr sah, daß dieser heilige Mann noch immer keine Sünde beging, eilte er zum Teufel und sagte: „Sahst du, daß Hiob der Qualen je überdrüssig wurde? Jetzt weiche von ihm, übergib ihn mir:

„Gut, gut, tue, was du willst,“ sagte der Teufel.

Der Herr gab Hiob das doppelte von dem, was er vorher hatte, beendigte seine Krankheit, und die Würmer krochen alle auf den Baum, den Maulbeerbaum.

Die Würmer wurden in die „Cavalieri“ verwandelt, das sind die Tiere, die die Seide machen, und von Seide ist das Priestergewand, ohne das nicht zelebriert werden kann.

Hiob wurde alt, reich und zufrieden.

Diese hübsche Geschichte von Job, den Seidenwürmern als cavalieri und ihrer Abstammung aus den vermes des Hiob-Leidensbuches und das nunmehr nur noch „Gute“, das sie auf dem aus Jobs sterquilinum erwachsenen Maulbeerbaum (ital. gelso) als der „Maulbeerspinner“ (baco da seta, bombyx del gelso) wirken, ist mehrmals mitgeteilt³⁴. Lei-

³³ Die Stelle hält sich an den Bibeltext bei Hiob im 2. Kapitel.

³⁴ Es darf nicht wundernehmen, wenn die nichtbiblische, also die apokryphe Erzählüberlieferung sich auch darüber Gedanken machte, warum Satan, der freilich gegen alle „Sündenlosen“ eingestellt sein muß, seinen Haß gerade am Gerechten Hiob mit solcher Wut ausließ. Job selber „weiß“ den Grund und teilt ihn seinen Kindern auch mit: des Satans Haß rührt daher, weil er, Job, einen „Götzentempel zerstört“ habe. Hinweise darauf und insgesamt auf die vermutlich schon im 2. Jh. n. Chr. von einem Juden geschriebene Apokryphe um Job mit breiter griechischer Überlieferung

der aber nie in historisch für die ältere Zeit faßbaren Versionen, aus denen erkennbar wäre, ob die Entstehung der Legende vielleicht bereits in jenes Spätmittelalter, in jenes 15. Jahrhundert zurückreicht, in dem die Maulbeerbaumpflanzung verordnet, die Seidenraupenzucht durch wirtschaftlich begründete behördliche Einflußnahmen verpflichtend als ländlicher Erwerbszweig eingeführt wurde. Wohl wird da als Datum solcher Behördenverfügung der 19. VIII. 1475 genannt³⁵. Doch ist weder für damals noch für die späteren Bemühungen um diesen Erwerbszweig der Maulbeerbaumpflanzungen zur Seidenraupenzucht für Friaul etwa unter Maria Theresia (1717–1780) Genaueres über die möglicherweise dann erst aufgekommene sozusagen „aitiologische“ Legende ausgesagt³⁶.

Indes können gleichwohl auch hier wesentlich ältere Erzählschichten in einer Landschaft mit nachweisbar spätmittelalterlich geförderten Maulbeerbaumpflanzungen und einer Seidenraupenzucht, die wie die genannten Bäume heute noch auch die Landschaft ebenso kennzeichnen wie die Seidenerzeugung aus den Kokons jener Raupen Bedeutung behielt³⁷ bis in unsere Tage der Kunstseiden-Herstellung neu auftauchen, sich zu aitiologischen Legenden weitab vom Ursprungsort verdichten.

Zum hebräischen Verbum *rāmam* „vermodern, faulen, wurmig werden“ (Ex 16,24; Sir. 10,9) stellt sich hebr. *rimmā* „Made, Wurm“ (Ex 16,24; Is 14,11; Hiob 7,5; 17,14; 21,26; 24,20; 25,6; Sir 7,11; 10,11). Abgesehen von hebr. *rāqāḥ* „Knochenfraß“ bei Hiob 13,28 und Prov 14,30 steht parallel zu hebr. *rimmā* bei Hiob 25,6 wie bei Is 14,11 das hebr. Wort *tōlē‘ā* in der Bedeutung „Wurm, Made“.

bei F. Spadafora, Stichwort „Giobbe“ in der Enciclopedia cattolica Band VI, Città del Vaticano 1931, Sp. 407–414, bes. 413f.

³⁵ Vgl. auch die Fassungen: Die Österreichisch-Ungarische Monarchie in Wort und Bild („Kronprinzenwerk“), Band: Das Küstenland: Görz, Gradisca, Triest und Istrien, Wien 1891, 174.

³⁶ A. von Mailly, Mythen, Sagen, Märchen vom alten Grenzland am Isonzo. Volkskundliche Streifzüge. München 1916, 65f.; dazu O. Dähnhardt I, 336.

³⁷ Zum erstaunlich reichen botanischen, kulturhistorischen, medizinischen Wissen um die verschiedenen Arten des Maulbeerbaumes (μοῖα, συζάμινος) vgl. J. H. Zedler, Großes vollständiges Universal-Lexikon Aller Wissenschaften und Künste... Band XIX, Halle-Leipzig 1739 (Neudruck Graz 1961), Sp. 2162–2167. Ein Legendenhinweis auf Job ist dort allerdings nicht gegeben.

Diese hebräischen Wörter bedeuten gleichzeitig aber auch „Glanzwurm, Coccuswurm“, im Niederländischen „Kermeswurm“ und – was hier entscheidend zu sein scheint – auch das scharlachfarbene Garn, das in der Kunstwirkerei für die Priesterkleidung Aarons und die „Stiftshütte“ gemäß Ex 25,4; 26,1; 31,36; 27,16 usw. Verwendung findet als *coccus bis tinctus*³⁸. Der Maulbeerbaum, besonders der Weiße (*Morus alba*) war Seidenraupenzucht-Grundlage im alten China nicht minder als im Vorderen Orient und im südlichen Mitteleuropa der Antike und von heute. So wäre denn Namensähnlichkeit, Gleichklang von (an sich verwandten) Worten fortzuführen bis zum Wortspiel mit Ausdrücken für an sich verschiedene Dinge, als Grundlage für die friulanisch-italienischen Legenden um die Seidenwürmer des hl. Job, und ihr Nutzen für die Seidenerzeugung wäre ebenso wenig abwegig wie dies entscheidend auch für andere Wortspiele in den Job-Legenden etwa bei den Slowenen (s. u. 115 ff.) nicht nur möglich, sondern dort sogar wahrscheinlich sein dürfte.

Es ist nur zu verständlich, daß solche Hiob-Erinnerungen an den großen Krankenhelfer nicht auf den Ostalpenraum und nicht auf Frankreich und die niederrheinischen „Kultbereiche“ für Job beschränkt sind. Es ist hier nicht beabsichtigt, wäre auch wohl gar nicht möglich, allen weiteren Hinweisen auf historische oder gegenwärtige Hilferufe, Verehrungsstätten, Bitte- und Dankesformen im Umkreis seines zumindest erhofften, zumeist gläubig angenommenen Wirkens als eines der vielen „himmlischen Ärzte“ für irdisches Leiden näher einzugehen. Immerhin ist ja die Verehrung für Job keineswegs auf das Christentum begrenzt. Sie hinterließ auch deutliche Spuren alter Überlieferung im Islam. Wie eine Reihe von anderen hervorragenden Persönlichkeiten des Alten Testaments, Moses vor allem, so spielt auch Job eine gewisse Rolle in der islamischen Heiligenverehrung, die ja nicht der weit und auch sehr verschiedenartig ausgefächerten „offiziellen“ Theologie angehört, wohl aber dem mohammedanischen „Volkskult“. Ähnlich den Gestalten wie Moses, Jacob,

³⁸ Für zahlreiche freundliche Hinweise aus dem orientalistisch-alttestamentlichen Bereich danke ich meinem verehrten Kollegen und stets kenntnisreich-bereiten Helfer, Herrn o. Univ.-Prof. Dr. theol. Johannes B. Bauer, Vorstand des Institutes für Ökumenische Theologie und Patrologie an der Universität Graz (Brief vom 13. I. 1986 mit wichtigen Ablichtungen und mündlich gegebenen Ergänzungen).

Elias, Jonas, Salomon gilt eben auch Job im Arabischen als *nabī* = „Prophet“.

So manches „hl. Wasser“, die „Heilkraft“ bestimmter Quellen und anderer Wasserstellen wie Brunnen sollen nach islamisch-ägyptischem Volksglauben ihre segensvolle Wirkung von gewissen Heiligen herleiten dürfen. Dabei werden besonders Maria, al-Ḥaḍr, wir würden sagen: St. Georg also, und auch Job genannt³⁹. Insbesondere der „Hiobs-Brunnen“, der *Bīr Ayyūb* zu Jerusalem wird von den Moslems hoch in Ehren gehalten. Das als Ziel von Hochzeits-Umzügen, aber auch bei Beschneidungsriten. Dabei werden die Knaben vor der *circumcisio* über die Brunnenöffnung gehalten. Man betet um Lebensglück. Der Hiobs-Brunnen zu Jerusalem wird aber auch – im Umgang zu mehreren anderen – bei Dürre mit Regenbitten aufgesucht, von denen eine sich unmittelbar an Hiob wendet: „Du Prophet Ayyūb, sprich unsretwegen zum Gesandten Gottes!“ Selbst im Baumkult des islamischen Volksglaubens ist es so. Mein allzufrüh verstorbener Freund †Rudolf Kriss (1903–1973) hatte den Ruinenort Qanawât, die antike Stadt Kanatha in Syrien besucht, die einst in römischer, frühchristlicher, byzantinischer Zeit eine gewisse Bedeutung gehabt haben mußte. Neben einer Kirchenruine aus byzantinischer Zeit ein Baum, der von Christen und Drusen in gleicher Weise heiliggehalten eben dem *Nabī Ayyūb*, dem alttestamentlichen Dulder Job „gehört“. Für ihn werden von den Betern beider Religionsgemeinschaften in einer Nische der einstigen Basilika Weihrauch und Kerzen angezündet. Ziegen und Schafe beiderlei Geschlechtes und auch Hähne werden als „Opfertiere“ geschlachtet. Mit deren Blut werden von den Votanten die Steinstufen zu jener Nische hinauf beschmiert, einer uns freilich nicht näher bekannten Kultintention Nachdruck zu verleihen.

³⁹ R. Kriss-H. Kriss-Heinrich, Volksglaube im Bereich des Islam. Band I, Wallfahrtswesen und Heiligenverehrung. Wiesbaden 1960, 21, 171, 207.

Hoch- und spätmittelalterliche Buchmalereien um das Schicksal des Hiob

Was in geistlicher Lesung und im Bittgebet für eine *intercessio Sancti Jobi* für die von begründeter Ansteckungs- und Todesgefahr bedrohte, von immer neuen Wellen der über die Länder und Völker hereinbrechenden Seuchenwellen gequälte Menschheit des Morgen- wie des Abendlandes als Furchterregendes vor ihrem geistigen Auge steht, ja ganz unmittelbar in seinem Grauen der nach irdischem Wissen hoffnungslosen Preisgabe der von so manchen Krankheiten Befallenen, sichtbar zum Grabe Wankenden „erlebt“ werden konnte, das muß sich entsprechend auch in den Bilddarstellungen jenes Job-Leidens wiederfinden, die es nicht nur „illustrieren“, sondern in einer sehr bewußt „verkündenden“ Bildkunst in die Handschriften der Heiligen Bücher zeichnet und malt. Dies geschieht durch Jahrhunderte und immer wieder bis hin zum Buchdrucke und seinen Bilderfolgen zu kräftiger Aussage in Mahnung und Trost.

Ein großartiges Beispiel mittelalterlicher Buchmalerei unseres Themas findet sich am Beginn des Buches Hiob (*INCIPIT LIBER JOB. VIR ERAT IN / TERRA HVS NOMINE JOB. ET ERAT VIR ILLE IVSTVS*) in der reich illuminierten Handschrift der sogenannten „Admonter Riesenbibel“ aus der Mitte des 12. Jahrhunderts¹. Die gerahmte Buchmalerei des Textbeginnes (140 mal 92 mm im Querformat) ergibt das Gesamtthema des leidenden, des verzweifelten Job, der mit Gott um sein „Recht“ als „Gerechter“ hadert, in knapper Aussage (Abb. 1).

¹ Codex Vindobonensis, n. s. 2701 der Österreichischen Nationalbibliothek Wien. – Diese „Admonter Riesenbibel“, um 1140 in Salzburg nach dem Vorbild italienischer „Riesenbibeln“ entstanden, gilt als erstes großes Hauptwerk der Salzburger Buchmalerei. Vgl. G. Swarzenski, Die Salzburger Malerei von den ersten Anfängen bis zur Blütezeit des romanischen Stils. Tafelband Leipzig 1908, Tafel XXXIII, Abb. 92–113, 152, Text 71 ff. K. M. Swoboda, Neue Aufgaben der Kunstgeschichte. Brünn-Prag-Leipzig-Wien 1936 (Die Bilder der Admonter Bibel des 12. Jahrhunderts 47 ff.).

Zu diesen weiteren Job-Darstellungen vgl. P. Buberl, Illumierte Handschriften in der Steiermark. Teil 1: Die Stiftsbibliotheken zu Admont und Vorau. Leipzig 1911, 29, 33, fig. 23; 53; 85 und fig. 87 (Admont, 13. Jh.).

Auf dem braun angedeuteten „Misthaufen“ (*sedens in sterquilinio* nach Hiob 2,8)² liegt Job zur Gänze nackt. Das kahle, bärtige Haupt ist auf den rechten Arm gestützt. Der starre Blick scheint ins Weite, jedenfalls betont weitab von der übrigen Szene zu gehen. Über und über ist der Körper des mit Jahwes Erlaubnis vom Satan Geschlagenen mit braunroten Wunden besät von den Schultern über Hände und Arme bis zu den überschlagenen Beinen und Füßen. Sichtlich ist Job hier nicht „getröstet“. Vielmehr befindet er sich in jener Verfassung, die der Geschlagene zutiefst enttäuscht-verzweifelt ausspricht in den Klageversen nach Hiob 13,3: *Sed tamen ad omnipotentem loquar / et disputare cum Deo cupio*. Mit Gott also selber will er reden, da es ihn „gelüstet mit Gott zu rechten“. Deutlich ablehnend wenden sich deshalb seine Augen weg im Verachten der billigen, ihm von den vier anderen im Bilde anwesenden Gestalten gebotenen „Trostworte“: Hiob 16,2: *Audivi frequenter talia; consolatores onerosi omnes vos estis*.

² *sterquilinium* = „Misthaufen“, zu *stercus* = „Kot, Mist, Dünger“, war durch anderthalb Jahrtausende die kaum angezweifelte Übersetzung geblieben. Dies im Deutschen, wo man vom Mittelalter her ohne theologische oder bibelhistorische Bedenken in den Segen, Zaubersprüchen u.ä. Hiobs-Erinnerungen *Christe: Miste* u.ä. reimte. Indes übersetzt die sogenannte „Zürcher Bibel“, nach Ulrich Zwingli 1907–1931 neu überarbeitet, Zürich 1955, Hiob 2,8 *sedens in sterquilinio* „... während er mitten in der Asche saß“. Dies offenbar vollkommen zurecht nach freundlicher Auskunft meines verehrten Kollegen Univ.-Prof. Dr. theol. Johannes B. Bauer, Graz (Brief vom 13. I. 1986). Das hebräische Wort *ēp̄er*, verwandt mit hebr. *āp̄ar* im Sinne von „Erde, Staub“, von der der Mensch nach Gen. 2,7 genommen sei; *Formavit igitur Dominus Deus hominem de limo terrae*, des weiteren mit dem assyrischen Lehnwort *ep̄ru*, heißt eben „Staub, zerbröckelnde Erde, Asche“. Als „Asche“ (*cineres vaccae*) bei Num. 19, 9f. (Zürcher Bibel: „die Asche der Kuh, außerhalb des Lagers, an reiner Stätte niederlegen...“) und vielleicht auch bei Ez. 28,18: „Ich machte dich zu Asche auf der Erde vor den Augen aller, die dich sahen...; *dabo te in cinerem super terram*...“

Die moderne Orientalistik wie z.B. L. Köhler-W. Baumgartner-B. Hartmann- E. Y. Kutscher, Hebräisches Lexikon zum Alten Testament, Lieferung I, 3. Aufl. Leiden 1967, 77f. nehmen also für Hiob 2,8 wie für Jon. 3,6 für den Trauergestus (... *et indutus est sacco, et sedit in cinere*) auch für *sterquilinium* den „Abfallhaufen vor dem Dorfe“. Prof. Johannes B. Bauer schließt sich hier auch unter Verweis auf A. Musil, *Arabia Petraea* 3, Wien 1908, 433 (arab. *mezbele*) an. Im übrigen wird nachmals *sterquilinium*, *fimetum*, *finum* und *cinis* nebeneinander gebraucht; so auch im Griechischen ἐν τῇς κοπρίας; ἐν τῇς σποδοῦ. Das habe dann nach Prof. J. B. Bauer „griechisch und lateinisch Schule gemacht, vielleicht auch deswegen, weil die Verbindung von Würmern mit dem Misthaufen, aus dem sie stammen sollen, nahelag“.

Diese *onerosi* auf dem Admonter Bilde sind Jobs Weib und die in der Bibel mit Namen aufgeführten *amici*. Diese *uxor*, deren Fluchworte (2,9) Job nur mit einer Gegenbeschimpfung quittiert (2,10: *Quasi una de stultis mulieribus locuta es*), steht im roten, reich gefältelten Kleide über weißem Unterhemde, den Kopf mit einem weißen Frauenschleiertuche umhüllt. Ihre Linke ruht auf der Brust. Die Rechte ist wie in einem Gestus bewegter Klage oder Emphase mit gespreizten Fingern ausgestreckt. Ihr Blick geht zu den drei am Fußende des Darniederliegenden ebenfalls Mitleid und Trost bekundenden *amici* Eliphás von Theman, Bildad von Suab, Zophar von Naama (2,11). Blau mit breiten roten Säumen ist das Kleid des einen, der, die Rechte auf seiner Brust, die andere gesenkt, dem Freunde zuhört. Weiß mit rotem Saum und weißem Kopftuch das Kleid des anderen. Das Antlitz in die Rechte geschmiegt, so hockt der zweite Freund zu Füßen des Schwerkranken. Mit rotem Mantel über hellgrünem Unterkleide der dritte, im Bilde rechts. Beide Arme hat er wie im Gestus lebhafter Rede erhoben. Nur zwei brennende Öllampen links oben im Bilde über dem Haupte des „mit Gott Rechtenden“ deuten einen Innenraum des Geschehens an. Es ist also das Geschehen nach Hiob 2,9–13 kontaminiert zur Simultanszene am Beginn der Hiobsklage und der Antworten von Frau und Freunden ohne Hinweis auf die Zurechtweisungen Job's durch Elihu (Hiob 32–37) und die Reden Gottes „aus dem Wetter“ (*Respondens autem Dominus Job de turbine*) nach Hiob 38–40.

Aus dem 2. Viertel des 12. Jahrhunderts blieb uns die romanische Buchmalerei des aussätzigen Job in der (wohl ursprünglich salzburgischen) „Walter Bibel“ der Stiftsbibliothek zu Michaelbeuern bei Salzburg erhalten. Sie gehört mit der vorhin genannten Admonter Riesenbibel und einem Perikopenbuch aus dem Salzburger Nonnenkloster St. Ehrentrudis (derzeit als cdm 15903 in der Bayerischen Staatsbibliothek) und mit den romanischen Fresken im steirischen Bergkirchlein zu Pürgg (Ennstal) in eine stilistisch eng zusammen gehörige Gruppe. Auch in der Walter Bibel also eine Job-Szene, ähnlich jener in der Admonter Riesenbibel³. Wiederum liegt

³ Zur Deutung der tatsächlich öfter in der Buchmalerei (vgl. z. B. eine Illumination der *Moralia in Job* von Gregor d. Gr. in einer krainerischen Hs. von 1410; s. u. 44 ff.) sowie auf Fresken begegnenden Darstellung des Job als dunkelbraun-schwarzer, „lebender

Job mit abwesendem Blick nackt und voller roter Schwären auf dem „Misthaufen“. Die drei *amici* in grünen und blauen Langkleidern, roten Mänteln oder Säumen am Überwurf reden ebenso auf Job ein wie rechts im Bilde sein Weib im hellblauen Langkleide, rot gesäumt, mit einem roten, noch über die Schultern fallenden Kopftuche. Sie scheint mit erhobenem Zeigefinger ihrer Rechten eben ihren sinnierenden Mann nach Hiob 2,9 zu tadeln, ja zu beschimpfen.

Sichtlich von Byzanz her beeinflußt ist die besonders eindrucksvolle Buchkunst einer lavierten Federzeichnung zum Thema *Hiob-uxor eius amici*, die der Benediktinermönch Reinfridus um 1150 in eine zu Ottobeuren, vermutlich aber für ein anderes Kloster geschriebene Handschrift eingefügt hat⁴. Es ist wieder das Werk Gregors, seine *Moralia in Job*, die als moralisch-allegorischer Kommentar konzipiert waren (Vollendung 595), als solche fest in den Kanon der monastischen Lesungen gehörten und also allüberall in den Mönchsgemeinschaften sozusagen praesent waren. In sie ist vieles von den persönlichen Erfahrungen des aus römisch-senatorischem Hochadel entstammenden eingeflossen als Niederschlag der römischen Stadtkultur des Weltgewandten. Das mag zur so überragenden Bedeutung dieser *Moralia in Job* erheblich beigetragen haben. Hier im Ottobeurer Codex der Jahrhundertmitte ist die Job-Szenerie reizvoll gegliedert, als wäre sie von einem (keineswegs nachweisbaren) liturgischen Drama der Zeit inspiriert. Zwei Rundbogen wölben sich über der

Leichnam“ aus den Trauersitten vgl. H. v. Hentig, Der nekrotrope Mensch. Vom Totenglauben zur morbiden Totennähe. Stuttgart 1964, 7 (Beiträge zur Sexualforschung, H. 30): „Wenn Hiob in der Asche sitzt, so will er nicht den Juckreiz seiner Krankheit lindern. Die Schwärzung ist nichts weiter als ein Glied in langer Kette der ‚Verkleidung‘. Man zieht ein ungewohntes, größeres Gewand an, man schert den Bart, den Kopf, bestreut den Kopf mit Staub, verändert seine Züge dadurch, daß man nichts ißt und sich nicht wäscht. Zugleich sind Trauerbräuche Gegenzauber gegen opfersüchtige Tote...“. Vgl. dazu noch P. von Baldass-W. Buchowiecki-W. Mrazek, Romanische Kunst in Österreich. Wien-Hannover-Bern 1962, Farbtafel VII, dazu 60–63; die Hs. gehört der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien, sign. cod. 673.

⁴ T. Brandis (Bearbeiter), Zimelien, Abendländische Handschriften des Mittelalters aus den Sammlungen der Stiftung Preußischer Kulturbesitz Berlin. Ausstellung Berlin 1975–76, Katalog Wiesbaden 1975, 81f. zu Abb. 64. Staatsbibliothek Berlin Hs. 88, fol. 1^v.

Szenerie mit drei antik anmutenden Säulen mit Blumenkapitell. Vor der mittleren, dunkel lavierten, liegt der noch jugendliche, am nackten Leib von Wunden bedeckte Job auf einer nicht näher bestimmbar Liegerstatt, die jenem „Bette“ ähnlich ist, auf dem in Buchmaleereien und auf Fresken und Ikonen die Theotokos hingestreckt ist. Job blickt geradeaus. Er hat die Beine überkreuzt in jener toposartig immer wieder gewählten Haltung, die Nacktheit ermöglicht im Verbergen der Scham. Seine Linke ist erhoben zum gestikulierenden Begleiten jener Worte, die über seinem Haupte geschrieben stehen: *dies mei breviabuntur. cogitationes iob*. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist hier der Vers Hiob 17,11 verkürzt, leicht verändert wiedergegeben: *Dies mei transierunt, cogitationes meae dissipatae sunt, torquentes cor meum*. Die Rechte des Unglücklichen hält ganz deutlich einen (wohl Horn-) Kamm, sich damit die Wunden zu kratzen. Heißt es doch von Job nach der Untat des Satans (2,8): *Qui testa saniem radebat, sedens in sterquilinio*. Eindeutig sind im linken Bogenfelde die Worte der *uxor eius*: *Benedic deo et morere* (nach ihrem Fluch von Hiob 2,9). Sie sieht den Unglücklichen nicht an, hält ihre Rechte wie betuernd an die Brust und hat die Linke erhoben. Der erste Versteil jenes Hiob 2,9, ist jedoch den drei *amici* im rechten Bogenfelde zugeteilt, von denen der erste wie mit einer *toga* bekleidet dasitzt, die Linke im Schoß, die Rechte wie nachdenkend an die Wange geschmiegt. Lebhafter durch den Hände-*gestus* die beiden anderen, gleichfalls „senatorisch“ (dunkler, den Purpur andeutender Saum der *toga*?) Gekleideten, die solcherart jene als Vorwurf der sträflichen „Einfalt“ zu deutende Spottfrage der *uxor eius* als Inschrift über ihren Köpfen weisen: *adhuc permanes in simplicitate tua?*.

Nicht viel später ist eine Hiobs-Bilderinnerung in den Federzeichnungen der Handschrift des *Dialogus de laudibus sanctae crucis* aus Regensburg-Prüfening und der Zeit um 1170–80 einzureihen. Auf fol. 4^r dieser kostbaren bayerischen Handschrift mit ihren siebenundvierzig Federzeichnungen der Prüfening Malerschule, die Ereignisse des Alten Testaments zum Kreuze wie zur Kreuzigung Christi in Beziehung setzen, werden acht solcher Einzelszenen vereinigt. In der dritten Bilderzeile ist es Job auf dem *sterquilinium*, deutlich von Schwären geplagt, die als rote Punkte den ganzen Leib des allein Duldenden übersäen. Aber so wie vor Jonas, der eben dem Walfisch entkommt, und vor Tobias mit dem Fische steht auch vor dem ein-



Fig. 1. Romanische Buchmalerei zu „Moralia in Job“, Ottobeuren, um 1150.

sam sinnierenden Job das lateinische Kreuz in Rot⁵. Auch das eben ein bedeutsames Zeugnis des Typologie-Denkens, in dem Job wie nachmals so oft in der Hagiographie und in der Bildgestaltung die Rolle der *praefiguratio Christi* spielt.

Diese Darstellungen des Job-Schicksals aus dem süddeutsch-österreichischen Raume und dem romanischen 12. Jahrhundert stehen im

⁵ Bayerische Staats-Bibliothek München, clm 14159. Pergament, um 1170–80; Ausstellungskatalog Thesaurus Librorum. 425 Jahre Bayerische Staatsbibliothek, Redaktion K. Dachs-E. Klemm, Wiesbaden 1963, 88f.

übrigen weitab von stilistisch und aussagemäßig völlig anderen, letztlich überhaupt nicht vergleichbaren Auffassungen einer zeitgleichen Buchmalerei etwa in der sogenannten Winchester Schule in England. Da gibt es z. B. die Buchmalerei der Initiale V (*Vir erat . . .*)⁶ am Beginn des Buches Hiob. Auf ihr ist der sichtlich noch jugendliche Job anscheinend schon unentrinnbar eingefangen, eingebunden in ein dämonisches Ranken- und Tierleiber-Ornament mit Knoten und Tier- wie Menschengesichtern. Job, aufrecht wie im Lauf, den ein Hund von rückwärts an der Leibesmitte leckt oder ihn vielleicht beißt, steht selber auf einem Drachen. Dessen Schwanz läuft in eben jenes Rankenwerk aus, in dem sich Job, von vorne durch einen seltsamen, riesigen Vogel bedrängt, völlig wie in einem Labyrinth verfangen hat. Unentrinnbar, hoffnungslos: so scheint hier sein Schicksal aufgefaßt in letztlich bibelferner, von Dämonen und Drachen, von der Kraft des „Bösen“ schlechthin bestimmter Schau auf das Leben des Einzelnen in seiner von Gefahren umdräuten *conditio humana*. Doch das ist das Erbe einer noch tief ins längst noch nicht „christ-

⁶ Oxford Bodleian Library, MS Auct. E. infra I, fol. 304; abgebildet bei H. Schade, Dämonen und Monstren. Gestaltungen des Bösen in der Kunst des frühen Mittelalters. Regensburg 1962, 31; 146 und Abb. 10.



Fig. 2. Job, sein Weib und der Satan. Deutscher Holzschnitt, Augsburg um 1473.

liche“ Mittelalter hinein wirkenden Geistes- und Geisterwelt Alt-Irlands und seines Formenerbes, das Chaos zu bändigen. Die mittel- und die westeuropäischen Job-Darstellungen folgen lieber textnahe bleibend dem so oft in der mittelalterlichen Hagiographie vorgestellten Buche Hiob für den des Lesens kundigen und zum Lehren verpflichteten Klerus.

Die Darstellungen des Geschlagenwerdens bleiben im Job-Thema die wichtigsten neben der verzweiferten Einsamkeit im Rechten mit Jahwe oder im letztlich fruchtlosen Disput mit den drei „Freunden“. Sie finden sich durchwegs in illuminierten Handschriften von Gregor's *Moralia in Job* wie in den nach typologischer Bildaussage ausgerichteten anderen Texten der so überaus reichen Hagiographie des



101

Fig. 3. „Sathan pyniget Job“. Niederländisch-deutscher Holzschnitt, um 1480.

abendländischen Mittelalters in Ost⁷ und West. Dies zumal im Westen vom frühen 12. Jahrhundert an bis zu seiner Wende mit dem zunehmenden Realismus der Szenenwiedergabe. So z. B. in einer aus Böhmen stammenden Handschrift der *Moralia in Job* aus der Zeit um 1400; hier nur insofern abgeändert als das Weib und Satan auf den schon Geschlagenen, überdies völlig mit weißem Tuche Bekleideten, nur noch mit heftiger Gestik einreden⁸.

Diese Bilder gehen immer mit der Bibelaussage parallel. Doch die so einprägsamen Texte des Hiob-Buches werden auch sonst aus pastoral-theologischen Gründen gerne in unserem süddeutschen Raum kommentiert. So z. B. gleichfalls im 14. Jahrhundert durch den Franziskaner Marquard von Lindau (um 1325–1392), einem Vorgänger der *Devotio moderna* im oberdeutschen Raum. Er schrieb einen eigenen Hiob-Traktat⁹. Dabei geht es ihm um Fragen der Theodizee, um den Sinn des Leidens und um dessen Ertragen in Geduld. Dies nicht in der Form der sonst meist üblichen Kanzelpredigt, sondern eben als Traktat in der „Lese-Predigt“. Gerade sie ist ja damals in Frauenklöstern und laienfrommen Kreisen des Dritten Ordens so sehr beliebt, bewirkt immer neue Abschriften.

Es darf nicht wundernehmen, wenn die Gestalt des Job, die Geschichte seines Leidens auch in den lateinischen Texten jenes *Speculum humanae salvationis* Aufnahme gefunden hat, wie sie in rund drei-

⁷ Als Übersicht über die reiche Vertretung unseres Themas vor allem in der Buchmalerei des Ostens, der Orthodoxie ab dem späten 7. Jh. bis über das Mittelalter zu Byzanz herauf vgl. das Stichwort „Hiob“ bei: K. Wessel-M. Restle, Reallexikon zur byzantinischen Kunst. Band III, Stuttgart 1978, 131–152 (K. Wessel). Dazu vgl. neuerdings M. Kertsch, Das Katenenfragment des Nicetas zu Ijob 1,21 und seine Dublette bei Chrysostomus „Ad eos qui magni aestumant opus“ (PG 64, 456B–457D). In: Anfänge der Theologie. Charisteion Johannes B. Bauer zum Jänner 1987, Graz 1987, 257–272.

⁸ Katalog der Ausstellung „Gotik in Niederösterreich“, Krems/Donau 1959, Nr. 115c.

⁹ E. Greifenstein, Der Hiob-Traktat des Marquard von Lindau. Überlieferung, Untersuchung und kritische Textausgabe. Zürich-München 1979 (Münchener Texte und Untersuchungen, Band 68); eine lateinische Konzeptfassung ist im cgm 28895 erhalten. Sie wurde von Marquard selber ins Deutsche übertragen und kam in 26 deutschen Hss. auf uns. Die überwiegende Anzahl von ihnen liegt allerdings im oberdeutschen Raume Bodensee und Oberrhein. Vgl. dazu die Rezension: B. K. Vollmann, Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte, Band 43/3, München 1980, 720–723.

hundertundfünfzig erhaltenen Handschriften weithin vor allem über Mitteleuropa verbreitet ist. Eine ganz besonders reich illuminierte Fassung ist in jener Prachthandschrift erhalten, die – wiewohl in der ehemaligen Prämonstratenser-Abtei Weissenau in Württemberg im frühen 14. Jahrhundert entstanden¹⁰ – heute in der Bibliothek des oberösterreichischen Benediktinerstiftes Kremsmünster verwahrt wird. Sie ist ja nunmehr in einer voll geglückten Facsimile-Ausgabe und auch kommentiert seit 1972 der Forschung besser als je zugänglich.¹¹

In dieser Bilder-Handschrift von etwa 1325 ist auf fol. 48^r jedoch nicht die Leidensgeschichte des Job dargestellt. Vielmehr ist es das ihr vorausgehende Familienglück dessen, der nachmals so traurig selber auf sein einstmals als wahrhaft erfüllt erachtetes Dasein und Wirken (Hiob 29, 1–25) zurückblickt. Es ist dargeboten im *convivium filiorum Job*, gemäß Hiob 1, 4: *Et ibant filii ejus, et faciebant convivium per domos, unusquisque in die suo. Et mittentes vocabant tres sorores suas, ut comederent et biberent cum eis*. Job selber sitzt hier noch „jugendlich“ mit seinem Weibe am reich gedeckten Tische. Seine Hände sind wie zum Tischgebet gefaltet. Fünf aus der Zahl der biblisch (1, 2) genannten sieben Söhne und drei Töchter sitzen beidseits ihrer Eltern. Eine Dienerin trägt vor dem mit reichfallendem weißem Tuch gedeckten Tische eine dritte voll gefüllte Schüssel auf. Wie immer ist auch diese Szene im typologisch-antithetischen Denken der Bild-Erzähler des Mittelalters einem anderen „Festmahl der ewigen Freude“ gegenüber gestellt, hier dem *Asweri regis convivium* gemäß dem Buche Esther 1, 1–8 auf der selben Handschriftseite.

Doch auch das Leiden unseres alttestamentlichen Propheten fehlt in dieser Bilder-Handschrift des *Speculum humanae salvationis* von etwa 1325 nicht. Auf fol. 26^r ist es Job in seiner schwärenbedeckten Nacktheit, der mit überkreuzten Beinen in *sterquilino* sitzt. Sein bärtiges Langhaarhaupt ist von einer goldenen Rundgloriole umstrahlt. Sie

¹⁰ G. Spahr, Wertvoller als die Weingartner Liederhandschrift? Ein kaum bekannter Weissenauer Codex. (Börsenblatt für den deutschen Buchhandel. Frankfurter Ausgabe, 28. Jgg., Nr. vom 28. IV. 1972, A 139–144.

¹¹ W. Neumüller, *Speculum humanae salvationis*. Vollständige Faksimile-Ausgabe des Codex Cremifanensis 243 des Benediktinerstifts Kremsmünster. 2 Bände (Facsimile und Kommentar) Graz 1972 (Reihe: Codices selecti. Band XXXII und XXXII*).

soll ihn als heiligen Dulder kennzeichnen. Zudem hält er ein Gefäß vor seiner Brust. Das soll wohl den Kelch des Leidens versinnbilden. Sein Weib und ein spitzzohriger Fratzenteufel packen jeweils mit ihrer Linken den Dulderheiligen, indes sie ihn schlagen: die Frau mit einem Rutenbündel, der Satan mit einem Dreier-*flagellum*, verknotet und in „Skorpione“ auslaufend. Der Zeichner setzt hierher jene Stelle im Hiob 2,7, nach der Satanas mit Erlaubnis des Herrn herantritt, Job vom Scheitel bis zu den Sohlen auszupeitschen: *Egressus igitur Satan a facie Domini, percussit Job ulcere pessimo a planta pedis usque ad verticem ejus*. Job's Weib hingegen schlägt ihn mit Ruten, *verberibus* also, wie es für den Teufel zuträfe, nach der Beischrift jedoch mit „Worten“ (*verbis*) in jenem Spotte, der aus des Weibes Munde Schmähung und Verfluchung zugleich sein muß. Hält sie doch ihrem unglücklichen Manne Einfalt vor, lästert Gott und wünscht dem Dulder den Tod nach Hiob 2,9: *Dixit autem illi uxor sua: Adhuc tu permanes in simplicitate tua? benedic Deo et morere* (vgl. dazu Abb. 2, Chartres, 13. Jh.).

Auch diese Szene ist nach Typologie-Art einer anderen Verspottung des Mannes durch das Weib gegenübergestellt. Da ist es die Mißhandlung des Lamech seitens seiner zwei Weiber (Gen 4,19; 4,23f.); hier nach einem ausweitenden Texte des Petrus Comestor (um 1100–um 1179)¹². Etwas früher, vielleicht um 1320, liegt die gleiche Szene der Job-Auspeitschung in einer gleichfalls reich illustrierten Handschrift der Bayerischen Staatsbibliothek zum *Speculum humanae salvationis*¹³.

Gewiß gibt es solche Zeugnisse auch früh schon auf dem Gebiete der heutigen jugoslawischen Teilrepublik Slowenien. In einer Handschrift von Gregor's *Moralia in Job* aus Kranj (ehem. Krainburg) aus dem Jahre 1410 wurde die Job-Erzählung mehrfach bildlich in Initia-len gefügt. Die Handschrift wurde von einem Pfarrer Koloman von Mansweid 1412 nach Krainburg geschickt. Geschrieben hatte sie ein Jacobus dictus Chaczpek, der oft sein Gast gewesen sein soll.¹⁴ Als

¹² Petrus Comestor, *Scholastica historia*; die Stelle bei Migne PL 198, 1079.

¹³ J. Lutz-P. Perdrizet, *Speculum humanae salvationis*, Band II, Mühlhausen-Leipzig 1909, Tafel 40 nach clm 146; vgl. hier auch II, Tafel 132, die gleiche Szene der Job-Mißhandlung durch Weib und Satan mit besonderer Drastik nach einer illuminierten Hs. der Bibliothèque Nationale Paris fr. 6275.

¹⁴ Die Hs. dzt. im Erzbischöflichen Archiv zu Ljubljana; vgl. dazu: M. Kos-F. Stelè, *Srednjeveški rokopisi v Sloveniji*. (Codices aetatis mediae manuscripti qui in

Illuminator wurde ein gewisser, ansonsten nicht näher bekannter Heinrich Aurhaym genannt. So erscheint z. B. auf fol. 1^v in der Initiale „R“ im unteren Teile der genannte Papst auf einer Art Thronessel vor dem Pulte mit einem Buche. Da hinein schreibt er eben das Schicksal des nackt mit gekreuzten Armen vor ihm auffallend braunschwarz gemalten Job. Ein Schriftband ist nicht mit voller Sicherheit zu lesen. Im oberen Felde der „R“-Initiale steht Maria mit dem Kinde zwischen zwei weiblichen Heiligen.

Die gleiche Handschrift von 1410 zeigt das Hiob-Geschehen eingefügt in eine Initiale „B“. Im oberen Bildfelde sind es wiederum Job, dazu sein Weib im zeitkennzeichnenden Frauenkopftuche (mhd. *gebende*) und neben ihr der Satan. Wiederum gibt es für Job ein Schriftband. Nach den gerade noch zu entziffernden Worten *quasi in vita* (recte: *una de*) *stultis mulieribus locuta es* kann es sich nur um Job's Antwort an sein keifendes, ihn verfluchendes Weib im Texte von Hiob 2,10 handeln. Im unteren Felde des „B“ Job auf seinem Misthaufen inmitten von mehreren Gestalten, die gewiß nur als seine *amici* deutbar sind.

Es gibt noch mehrere Buchmalereien in dieser Handschrift. So z. B. auf fol. 4^r: eine Initiale „U“: oben das Gastmahl der Söhne; unten Job, gekrönt zwar, aber nackt und mit einem Schriftbände. Auf dem Malbilde fol. 8^v ist es eine „S“-Initiale. Im oberen Felde wird Job wie auf so vielen Bildern eben geschlagen, vom Weibe verhöhnt. Doch ist das Bild anders als auf den vorgenannten Beispielen gestaltet. Im unteren Felde wiederum Job inmitten einer Gestaltengruppe, die mit ihm im Sinne der vielen Hiob-Kapitel diskutieren.

Eine andere, gleichfalls vom Bibelwort her genommene Hiobs-Erinnerung in Slowenien schließt sich an die zwischen 1470 und 1480 entstandenen Fresken zu Breg bei Preddvor in Oberkrain. Es ist die Szene der Grablege Christi durch Maria. Neben ihr Magdalena, die mit einem Zipfel ihres grünen Oberkleides die Tränen abtrocknet. Im Freskobilde rechts die Gestalt eines jugendlichen Mannes, der Christi Haupt sorgsam in seinen Händen hält. An den Sarkophag, in den Christus, in ein weißes Tuch mit roten Säumen und Falten gehüllt, gelegt wird, hat eine Hand, mit 1504 auch datierend, heute nicht mehr gut lesbare Worte aus dem Buche Hiob und dazu auch solche, die vermutlich aus der mittelalterlichen Kirchenliturgie des

(hier räumlich damals zuständigen) Patriarchates Aquileia stammen, geschrieben¹⁵.

„Job der Dulder“ zwischen Mysteriendrama, Barocktheater und dem geistlichen Volksschauspiel in der Steiermark und in Kärnten

„Theater“ ist immer „Verkündigung“. Wenn es zuweilen auch bei geistlicher Thematik – und dies insbesondere in den Landschaften heftigen Konfessionsstreites etwa zwischen Reformation und Gegenreformation – gar zur „Waffe“ wird, so überwiegt beim Stoffinhalt nach dem Buche Hiob immer das Paradigmatische als ein Mahnendes und Belehrendes. Es ist letztlich immer auch ein Tröstliches, das im Sichtbarmachen des untrennbar mit der Leidensgeschichte des Job verbundenen Waltens und Wirkens der Gnade für eine *restitutio* erkennbar wird. Eine so frühe und so stark über die Jahrhunderte hinweg wirksam bleibende Exegese des Buches Hiob wie jene der „Moralia in Job“ des lateinischen Kirchenlehrers und Papstes Gregorius des Großen (um 540–604, Pontifex Maximus ab 590) läßt Job denn auch eine leicht verständlich-vielbeachtete *praefiguratio Christi* werden. Darüber hinaus aber – und dies freilich nur recht einseitig und somit auch nicht völlig schriftgebunden an den Text des Alten Testamentes gesehen – wird dieser Job zum Anlaß für ein Nachdenken über den Sinn des Leidens. Er wird Symbolgestalt des Allegoriebegriffes einer *patientia*, *tolerantia* im Erdulden, Ertragen, einer Ausdauer im Leiden bis zur Erlösung, eben einer *patientia et perseverantia in passione*, die auf Christus selber weist.

Slovenia reperiuntur). Ljubljana 1931, 155, mit Abbildung; F. Stelè, *Monumenta artis slovenicae*. I: Srednjeveško stensko slikarstvo. Ljubljana 1935, fig. 171 zu fol. 15^r der Hs. von 1410; derselbe, *Slikarstvo Slovenije od 12. do srede 16. stoletja*. Ljubljana 1969, 337 zu Bild 261; derselbe, *Oris zgodovine umetnosti pri Slovencih*. Ljubljana 2. Auflage 1966, Bild 23, fol. 8^r.

¹⁵ Ks. Rozman, *Breg pri Predvoru*. Ljubljana 1977 (Kulturni in naravni spomeniki Slovenije, Heft 81), 13 und Abb. Die Inschrift wurde so gelesen: linke Sarkophagseite: (Red) *emtor meus / (ma)nus tue Domie / (meme)nto qs. / Rogamus te Dne / Quomodo cfuebor / Absolue Domine . . .* Auf der rechten Seite: *Ne tradas / ad tectum Nstrum Deus eterne / Libera me 1504*. Hier bleiben wohl noch manche Fragen offen. Doch die berühren unser Thema nicht näher.



Fig. 4. Deutscher Holzschnitt um 1490 „O du heyliger Sand Job“.

So nimmt es nicht wunder, wenn diese Geschichte des Job im Alleröffentlichsten der „Kunst im Künden“, im „spielerischen“ Darbieten einer *repraesentatio* des Heilsgeschehens, eben im *spectaculum* als „Schau-Spiel“ für breiteste Kreise von Gläubigen wie von „Nur-Zuschauern“ eine nicht unbeträchtliche Rolle einnimmt. Das

gilt sowohl für das Eingebundensein des Job-Schicksals in die großen, umfassenden Mysterienspiele zumal des Karwochen- und Oster-Zyklus mit dem Generalthema der *passio Domini*. Mithin für alle Gestalten der Bibel, die Christus als *praefigurationes* heilsthematisch zugeordnet, vor- und gegenübergestellt sind im Sinne typologischer *thesis* einer Gestalt aus dem Alten Testamente und ihrer *antithesis* in überhöhender „Erfüllung“¹ für Christus selber. Das gilt aber ingleichem auch für „Mysterienspiele“, für geistliche Dramen zumal des westeuropäischen Spätmittelalters ab dem 15. Jahrhundert, die ihre Nachfolge auf dem fast gesamt europäischen Barocktheater ebenso wie unverkennbar im geistlichen „Volksschauspiel“ finden, bei denen die Gestalt des Job überhaupt die zentrale *figura* abgibt. Um sie lassen sich ja erstaunlich vielerlei Möglichkeiten einer Umweltschilderung wie auch des persönlichen Verhaltens aller jener Personen als Akteure aufbauen, von denen sich Job im Schicksalsbuche seines Lebens umgeben sieht, mit denen er sich denn auch im Guten wie im Bösen in seiner *passio* auseinandersetzen muß.

Nur in begrenzter Auswahl mag hier deswegen darauf hingewiesen werden, weil ein geistliches Volksschauspiel unserer Zeit ohne Schau auf den so sehr treibkräftigen Nährboden in Mysterienspiel und Barockdramatik kulturhistorisch-volkskundlich (und das soll ja hier gegenüber einer vorwiegend literarhistorischen Betrachtungsweise der „Hiob-Erinnerungen“ im Vordergrunde stehen) gar nicht verständlich wäre. Gibt es doch allein im spätmittelalterlichen Frankreich rund sechzig uns bekannte „Mysterienspiele“ (lat. *mysterium*, afrz. *mystère*, ab 1374 in den Satzungen der Passionsbrüder von Rouen *mistère*), von denen gut ein Drittel biblische Stoffe zum Inhalt hat.

So bestehen dort mehrere solcher Mysterienspiele um Job, die außerhalb der großen zyklischen, der Jahrlauf-*mystères* das Lebensschicksal des „Dulders“ in einem eigenen Drama behandeln. Eines

¹ Zu dieser Forschungsform als Erkenntnissuche vgl. L. Goppelt, Typos. Die typologische Deutung des Alten Testaments im Neuen. Gütersloh 1939; F. Ohly, Schriften zur mittelalterlichen Bedeutungsforschung. Darmstadt 1977; derselbe, Typologie als Denkform der Geschichtsbetrachtung. Vortrag auf dem 34. Deutschen Historikertag in Münster 1982, im Sammelwerk: Natur, Religion, Sprache. Universitätsvorträge 1982/83, Münster 1985, 68–102.

mit etwa eintausendeinhundert altfranzösischen Versen für vierzehn Mitwirkende ist in einer Handschrift des 15. Jahrhunderts überliefert. Neben Job und seinem Weibe, neben Gott und Satan, den Erzengeln Michael, Gabriel und Raphael sowie einem „Sprecher“, Boten, sind die drei Freunde, ein Ochsen-, ein Schafhirte und ein Kameltreiber als Rollenträger vorgesehen². Wesentlich breiter ist ein anderes Job-Mysterienspiel angelegt. Es umfaßt nicht weniger als fünftausend-fünfhundert Verse für neunundvierzig Rollenträger. Verfassernamen und Entstehungszeit vermerkt die Hand-Abschrift selber am Schlusse: *Guillermus de Magno Molendino, perficit hunc librum vigilla santae Katharinae ao. Domini* (1478). Das Spiel trägt diesen Titel: *La Patience de Job, histoire extraicte de la Bible, en laquelle est demonstrée la grand patience de ce saint personnage, . . . mistere représenté par quarante et neuf personnages*. Unter den vielen Drucken trägt einer (Paris um 1540) noch den Vermerk: *Nouvellement restituée en son entier et corrigée d'une infinité des fautes au sens que a la rithme, outre les precedentes impressions*. Weitere Drucke zu Lyon 1529, Paris und Rouen je ein Druck 1579, wiederum zu Lyon 1612 und zu Troyes 1621. Die Literaturgeschichte hat sich dieses Spieles gerade auch deswegen besonders angenom-

² L. Petit de Julleville, *Histoire de la Langue et de la Littérature française des Origines à 1900*. Band II, *Moyen Age (des Origines à 1500)*, 2. Teil, Paris 1886, 408; derselbe, *Les mystères*. 2 Bände aus der Reihe, *Histoire du théâtre en France*. Cap. *Théâtre religieux*, 369–421, bes. 408. Die Hs. des zweitgenannten Job-Spieles Paris Bibl. Nationale, Nr. 1774 (olim 7839). Die Schlußtext-Stelle 378. Eine kritische Textausgabe wurde seit langem gefordert und begründet: M. Y. Le Hire, *Pour une édition du Mystère de Job*. (*Mélanges offerts à Monseigneur P. Gardette*, Paris 1966, 301–309). Sie wurde geleistet von A. Meiller, *La patience de Job, mystère anonyme du XV^e siècle* (msc. fr. 1774). Paris 1971, in der Reihe: *Bibliothèque française et romane*. Sèrie B: *éditions critiques de textes*, hrsg. von G. Straka, Band 11. – Das Werk mit 7095 Versen für 49 Rollenträger erlebte zwischen 1529 und 1625 zwölf Ausgaben: Lyon 1529; ebenda zwischen 1532–1553; Paris 1579; ebenda zw. 1571–1593; Lyon zw. 1582–1592; ebenda zw. 1592–1603; Rouen gegen 1600; Lyon 1603; ebenda 1612 und 1615; Troyes 1621 und ebenda gegen 1625. Angaben nach A. Meiller, 59. Die Hs.-Vorlage msc. fr. 1774 der Nationalbibliothek zu Paris ist ein Unikat. Es ist selber eine Abschrift mit dem Vermerk: *Guillermus de Magno Molendino perficit hunc librum sancta Katharina a.D. M III LXXVIII* (1478). Vgl. dazu: A. Hausen, *Hiob in der französischen Literatur*. Zur Rezeption eines alttestamentlichen Buches. In: *Europäische Hochschulschriften*. Reihe XIII: *Französische Sprache und Literatur*, Band 17, Bern-Frankfurt/Main 1972, 49–55 et passim.

men³, weil hier bestimmte Szenen des zeitgenössischen Landlebens bemerkenswert erscheinen: Ein Bauer trägt im Dialog mit einem Diener des Job die Klagen des Landmannes über die Unterdrückung durch die großen Herren vor. Er wird dabei – ganz im Stil des groben Bauernspottes zu jener Zeit – auch noch verprügelt. Dies als sicher publikumswirksame Unterhaltung eingestreut samt der Sozialanklage inmitten von reizvollen Pastorale-Szenen. Die kennen wir ja auch aus den Buchmalereien der besonders in Frankreich so beliebten und berühmt gewordenen „Stundenbücher“ (*livres d'heures*) und aus ebenso unterhaltendem wie belehrendem Schrifttum anderer Gattung. Auf jeden Fall zeigt es sich, wie Darsteller und Publikum auch dieses Mysterienspieles vom Ende des 15. Jahrhunderts, nach Aussage der vielen Drucke oft genug auch nachgespielt, bewußt in enger Verbundenheit bleiben. So preist z. B. Job in den Schlußversen des umfangreichen Spieles unter freiem Himmel Gott und fordert dabei die Zuschauer „auf diesem Platze“ auf, ein Gleiches zu tun:

*Prions luy (Dieu) tous sans plus d'espace, /
Qu'il nous doint tousjours bonne vie /
Et nous maintiengne ca son grace. /
Nous qui sommes en ceste place /*

³ W. Creizenach, Geschichte des neueren Dramas, Band I, Halle/S. 1894, 271 f.; eine der verhältnismäßig wenigen schon mittelalterlichen Aufnahmen der Job-Szenen als „Vorbild“ – *praefiguratio* bezieht sich im deutschen „Heidelberger Passionsspiel“ des 15. Jhs. (Lese-Abschrift mit Regiebemerkungen 1514) auf die Geißelung Christi als typologische Vorausweisung: *praefiguracio flagellacionis Christi*: Szene XXXI A, Vers 4073–4514, Ausgabe G. Milchsack, Heidelberger Passionsspiel. Tübingen 1880 (Bibliothek des Litterarischen Vereins Stuttgart, Band 150); daraus 192, Vers 4341–4348:

*Als baltt gett SATHANAS zcu Job vnd geysselt in sprechende:
Sich, hie findenn jch denn man' allein.
Nu will jch zcum erstenn an die bein.
Sehe hynn, da ist eins vff denn rüch,
Da vonn dir komptt wedder heyl noch glück.
Dweyll du siczest jnn dem elennde,
So hab dir dys vff die hennde.
Bistu nitt genannt der gedultigh Job?
Sehe hin, hab dir das vff den kopff.*

Zum Forschungsstand über das „Heidelberger (rhein Hessische) Passionsspiel“ vgl. J. Linke im Verfasser-Lexikon. (Deutsche Literatur des Mittelalters): 2. Auflage (K. Ruh), Band 3, Berlin-New York 1981, 606–610.

La Patience de Job,

Histoire extraicte de la Bible/ en laquelle est des-
monstree la grand patience de ce saint person-
nage: & comme par la permission de Dieu il fut
par Satan perseute en son corps & en la perte de
ses enfans & de tous ses biens/ & reduit en extré-
me pauvrete/ moque & abandonne de tous: & comme patiem-
ment louant Dieu de tout/ il fut par la grace diceluy en
fin restitué en plus grandz biens que deuant.

Le tout ainsi quil se verra par le present mystere represente
par quarante & neuf personnages.

Nouuellement restituée en son entier & corrigée d'une infinité de fau-
tes, tant au sens que à la rithme outre les precedentes impressions.

Si troussé

107



prologue

17:3. A PARIS.

prologue

chez Simon Lacaatin / rue Saint Jacques/
à l'enseigne de la Rose blanche couronnée.

Fig. 5. „Das altfranzösische Mysterienspiel von der ‚Geduldigkeit des Job‘“ nach
einem Druck Paris um 1570.

Tous ensemble gaudeamus /
Affin que nos pechez efface /
Chanton te Deum laudamus.

So schließt das französische Marktspiel um Job wie eine religiöse Handlung. Solcherart ist sie eben ein Teil des auf das „Volk“ und außerhalb der Kirche auf den „Platz“ im Freien übertragenen „Gottesdienstes“. Diese Tradition dauert auch in der Grundeinstellung zum geistlichen Spiel als „Andacht“ fort selbst bis in unsere unmittelbare südostalpine Gegenwart. Hier übernimmt der „Ehrenhold“, der *Prologus* als Herold, im Steirischen gedeutet als „Frohlockus“, die Funktion des spätmittelalterlichen *Silete! Silentium habete!*-Engels, wenn er in der Spielstube auf und abgehend im *ambulando*-Stil skandierend die Mahnung an die von drei Seiten andrängenden Zuschauer, die Teilnehmer etwa an einem weihnachtlichen „Paradeis- und Hirtenspiel“ im Oberen Murtal richtet: *Seid's ruhig und merkt's auf mit Fleiß, / Wir spielen zu des Schöpfers Preis!*

Es ist wahrscheinlich, daß die vorgenannten französischen Job-Mysterienspiele wie Einzelszenen daraus, die sich thematisch in Kunstwerke aufgenommen wiederfinden, ihren Einfluß zumal in Nordfrankreich, in Flandern und Brabant geltend machten. Dort gab es Bruderschaften (*confraternitates, confréries*) in manchen Städten, die Hiob/Job als ihren Patron feiern. Er, der als „alttestamentlicher Heiliger“ ja nie offiziell kanonisiert wurde, durfte gleichwohl Patroziniumsträger von Kirchen, Kapellen, Altären sein⁴. Das gilt zumal für die Musikerbruderschaften im Herzogtum Brabant wie in der Grafschaft Flandern, für jene zu Wezemaal, zu Karlo, Brüssel und Antwerpen. Wenn es nach 1500 Bilddarstellungen des Job auf dem Misthaufen gibt, auf denen er Musikanten belohnt und diese auf einer besonderen Tafel (Köln, Walraff-Richartz-Museum) ihr Geld dem Weibe Jobs zeigen, so glaubt man darin ebenso den Widerschein einer Schauspielszene zu erkennen wie auf einem anderen um 1500 von Albrecht Dürer gemalten Tafelbilde, dem sogenannten Jabach-Altar, von dem sich ein Flügel im Walraff-Richartz-Museum zu Köln, der andere in der Städel'schen Sammlung zu Frankfurt am Main befindet. Hier gießt Jobs Weib ihrem Mann eben einen Kübel voll Wasser über sein Haupt⁵. Doch scheint mir bereits eine Tym-

⁴ V. Denis, Saint Job, patron des musiciens. (Revue belge d'Archéologie et d'Histoire de l'Art, Band XXI, Brüssel 1952, 253–298).

⁵ K. Vötterle, Hiob, Schutzpatron der Musiker. (Musik und Kirche, Band XXII, Kassel-Basel 1953, 225–232, bes. 226f.); als Erwähnung auch: W. Salmen, Schutzpatrone der Spielleute. (Musica Band II, 1956, 53).

panonskulptur über dem Nordportal der Kathedrale von Chartres im 13. Jahrhundert ein deutlich Szenisch-Dramatisch-Erzählerisches in einer Simultandarstellung zu geben: Jahwe schaut, von zwei knien-den Engeln angebetet, als „christlicher“ Gottvater (Kreuznimbus!) im Oberfelde auf das simultane Geschehen um Job, dem eben Satan (nach Hiob 2,7) seine quälenden Wunden „von der Fußsohle bis zum Scheitel“ beibringt, indes rechts im Steinbilde Jobs Weib sich dem Unglücklichen zuwendet, links aber die drei Freunde heftig über das Geschehen diskutieren (Abb. 2).

Was im Spätmittelalter in Frankreich und in den Niederlanden als Job-Thematik solcherart szenisch Gestalt angenommen hatte, das begegnet in Mitteleuropa etwas zeitverschoben zumal im Barock und besonders oft auf dem Ordenstheater der Gegenreformation. Gewiß, auch hier gehen der Barockgestaltung bedeutsame Renaissance-Auf-führungen unseres Themas voran. Was von den *rappresentazioni sacre* Italiens über die vorhin genannten *mystères* Frankreichs und der Nie-derlande auch szenisch vorgeführt worden war, was sich dabei tief in das Gemüt der Zuschauer eingegraben haben mochte, das erlebte in der hier wie in der Bildenden Kunst zu beobachtenden Wandlung der Gesamtauffassung lang nachwirkende Überhöhung zum „Symbol“ als „Vorbild“.

Soweit wir sehen, war Job für den hoch- und den spätmittelalterli-chen Menschen vor allem ein inständig angerufener himmlischer Hel-fer in irdischen Qualen der Hautkranken aller Arten zwischen Lepra, „Beulenpest“ und Syphilis. Die Renaissance sah in ihm bei gleicher Hoffnung auf Rettung durch ihn bei Krankheit und Not mehr noch ein „Vorbild“. Dies in jenem zeitkennzeichnenden Streben nach indi-vidualbiographischem Ausdeuten so vieler Gestalten des Alten und des Neuen Testamentes, eben zwischen Hiob und dem Verlorenen Sohne, zwischen dem ägyptischen Joseph und Maria Magdalena, aber auch so mancher hier verwandter Gestalten, wie sie uns als Homulus, Hecastus, Everyman und Jedermann gleichfalls zwischen Renaissance und dem lebendigen Volksschauspiel der Gegenwart in den Südostal-pen solches besondere „Ausdeuten“ bezeugen. Für Job liegt der Sinn bei solcher Altinterpretation, zu deren Malbilder-Dokumentation wir gerade auch in der Steiermark einiges vorführen dürfen (s. u. 102ff.) im *exemplum* für Bescheidenheit, für Gottesfurcht im Glück und für Standhaftigkeit und unerschütterliches Gottvertrauen im Unglück.

Von der pastoral lenkenden geistlichen Obrigkeit her gesehen mußte solch ein Stoff umso mehr aufnehmenswert und darstellungswürdig erscheinen, als er ein Musterbeispiel der „Erziehung“ zu menschlicher Größe der „Haltung“ (*tolerantia, patientia*) abgeben konnte. Solcherart gegenübergestellt auf der zwar auch unterhaltenden, aber zuvorderst belehrenden, so sehr pädagogisch intendierten Renaissance- und Barockbühne einem letztlich doch ganz anders ausgerichteten Idealbilde der herrschenden Gesellschaft. Job konnte und sollte in jenen Adels- und Bildungsbürger-, Patrizier-, Kaufmanns- und Großhandwerkerkreisen, die solchem Schauspiel beizuwohnen das Vorrecht hatten, dem dominierenden Typus des Erhabenen-Überheblichen gegenüberzutreten, jenem Machterfüllten, Besitzstolzen und insgesamt doch sehr Diesseitsbetonten. Job als ein *exemplum-speculum* für eben jenen Menschen eines sich sehr bewußt von Kirchenstrenge und Glaubenseinfalt emanzipiert Gebenden, „zu sich selbst Erwachten“; für den humanistische Bildung über das „Allzukirchennahe“ schätzenden Menschen jener Zeitenwende.

Auch hier scheint die Schweiz innerhalb des deutschen Sprachraumes ihre führende Rolle im Theatergeschehen der Renaissance bekundet zu haben. Voran steht ein anscheinend wiederholt zu Zürich wie zu Straßburg gespieltes und gedrucktes Job-Spiel. Es ist verfaßt von Jakob Ruf (Rueff), einem überzeugten Protestanten und bewußten Stadtbürger zu Zürich, von dessen Herkunft und Leben wir bis zu seinem Tode († 1558) nur wenig wissen⁶. Sein fünftaktiges Spiel *Die histori von dem frommen Job / wie die zu Zürich von eyner Burgerschafft gespielt vnd gehalten worden ist. / Getruckt zu Basel by Lux Schouber. In dem jar 1537*. In einem anderen Druck zu Zürich by *Augustin Friess*, ohne Jahr, vermutlich um 1540⁷, mit diesem Titel *Die beschreybung Jobs deß frommen gottsförchtigen vnd gedultigen manns Got-*

⁶ R. Wildhaber, Jakob Ruf. Ein Züricher Dramatiker des 16. Jahrhunderts. (Dissertation Basel). St. Gallen 1929. (Übersicht über die Drucke des „Hiob“-Spieles 15f.; über das Drama 30–42; Textproben aus dem fünftaktigen Spiele; zu Aufführungen dieses und ähnlicher „Job“-Spiele des 16. und des beginnenden 17. Jh.s vgl. ebenda 32).

⁷ Manches ist auch von Jakob Ruf's Nachwirkungen im Ladinischen des 17. Jh.s bekannt. So vermerkt R. Wildhaber (s. Anm. 6, 15) eine Übersetzung vermutlich des Straßburger Jakob Ruf (Rueff)-Druckes von 1558 durch den Pfarrer Johannes Schucaun zu Zuoz im Oberengadin.

tes, in rymen wyss gestelt mit vil schönen figuren nüwlich darzu gemacht, sind vierzehn Holzschnitte beigegeben, die als Quellenaussage für das damalige Bühnengeschehen in der an sich als besonders theaterfreundlich bekannten Stadt Zürich⁸ gelten dürfen. Weitere Drucke des Spiels . . . mit schönen figuren. *Welchs von einer löblichen Burgerschaft zu Strasburg im jar 1558 gespielt worden ist*, erschienen zu Straßburg 1558 (bei Thiebolt Berger) und *Getruckt zu Basel / bey Samuel Apiario* 1585 mit neun Holzschnitten, auch wiederum zu Basel bei Johann Schröter 1622. Die verhältnismäßig große Anzahl der Drucke bezeugt die Anteilnahme der verschiedenen schweizerischen und elsässischen Stadtbürgerschaften jenes in so vielem umdenkenden 16. Jahrhunderts. Aber auch andere als der im Gestalten dramatischer Szenen nicht sonderlich begabte Jakob Ruf schreiben „Job“-Dramen „für die Bürger“ und lassen sie im Druck erscheinen. So hat sich in der Bibliothek des Jesuitenkollegs zu Hall in Tirol ein mit 1543 datierter „Jobus“ gefunden, lateinisch verfaßt vom Humanisten Johannes Lorichius⁹. Gedruckt wurde 1546 zu Pulsnitz in der Lausitz ein „Job“, den der Schulmeister Johannes Narhamer „für die Bürger“ geschrieben hatte¹⁰. Schon im Jahr darauf, 1547, läßt Hans Sachs seinen „Hiob“, wie die Gleichheit der Rollennamen vermuten läßt, an Johannes Lorichius ausgerichtet, im Druck erscheinen¹¹. Wieder ein Jahr später, zu Pfingsten 1548 durfte ein „Job“ zu Innsbruck vor den Töchtern des Königs Ferdinand I (1503–1564), wahrscheinlich durch fahrende Spielleute, aufgeführt werden¹². Den „Hiob“ von Jakob Ruf spielten die Bürger von Solothurn 1549¹³. Einen „Hiob“

⁸ H. H. Bluntschli, *Memorabilia Tigurina*, 3. Aufl. Zürich 1742, 96: *An. 1535 wurde die Histori Jobs auf dem Münsterplatz gespielt, aufgesetzt von Jacob Ruf, Steinschneider in Zürich.*

⁹ W. Creizenach (s. o. Anm. 3), Band II, p. III; das Stück war sogar auf dem *Index librorum prohibitorum* lt. ebenda II, 72, A. 2).

¹⁰ R. Wildhaber (Anm. 6), 32.

¹¹ Ebenda. Dazu: Hans Sachs, *Ein comedi, mit neunzehnen personen, die Hiob, und hat 5 actus*. Hrsg. von A. v. Keller, Hans Sachs. VI. Band, Stuttgart 1872, 29–55 (Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart, Band CX).

¹² A. Dörner, *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon*, Band III, Berlin 1943, S. 484, s. v. Mynner, B.

¹³ J. Ehret, *Das Jesuitentheater zu Freiburg i. d. Schweiz*. Freiburg i. B. 1921, 156f.; J. Bächtold, *Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz*. Frauenfeld 1892, 58.

hat 1552 der deutsche Schulmeister Lamprecht Baumgartner zu Ulm¹⁴ einstudiert. Schon 1558 gab es wieder eine „Hiob“-Aufführung in der Bearbeitung der Jakob Ruf-Vorlage zu Straßburg¹⁵, indes im gleichen Jahre 1558 Schüler zu Prag einen „Hiob“, wie man annimmt nach einem Text von Matthaeus Collinus darboten¹⁶. Die Beliebtheit des so mühelos als *exemplum* ausdeutbaren, belehrend-unterhaltenden Themas blieb: Einer Rechnungseintragung in den Bürgermeisteramtsbüchern zufolge wurde ein Hiob-Spiel zu Kitzbühel 1572 gegeben¹⁷. Zu Schaffhausen wiederum ging 1574 ein „Hiob“, vermutlich jener des Jakob Ruf über die Bühne¹⁸. Nur aus einer archivalischen Notiz wissen wir, daß zu München 1599 eine *Teutsche Comoedia Job* vom Schulmeister Oswald Stadler gespielt wurde¹⁹. Das reiht sich dem nunmehr schon langen Reigen der Schulbühnen-Schauspiele unseres Themas an, über ein halbes Jahrhundert vorher schon, ehe dort am Münchener Collegium Societatis Jesu ein lateinischer Job-Spieltext in einer Sammelhandschrift (clm 2202) aus dem Jahre 1662 erhalten geblieben ist. Nur wenige Jahre vor der Job-Aufführung jenes Oswald Stadler war gleichfalls zu München 1594 die *praefiguratio* in der Gestalt des „geduldigen Job“

¹⁴ Th. Schön, Geschichte des Theaters in Ulm. (Diözesanarchiv von Schwaben, 17. Jgg., Stuttgart 1899, 61–63; 70–74; bes. 63).

¹⁵ *Ein schön nützlich Spil / von dem frommen Gottsförchtigen vnd gedultigen man Job . . .*, Straßburg 1558 bei Thiebolt Berger. Der Druck ist mit Holzschnitten versehen, fällt jedoch gegenüber anderen Drucken auf durch Kürzung und Bearbeitung des Originals. Hier haben Söhne, Töchter, Knechte des Job individuelle Namen. (R. Wildhaber, 14).

¹⁶ L. Blass, Das Theater und Drama in Böhmen bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts. Prag 1877, 20; P. Bahlmann, Die lateinischen Dramen von Wimphelings „Stylpho“ bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts (1480–1550). Münster 1893, Nr. 74, W. Creizenach II, 87.

¹⁷ W. Haberlandt, Vermerke über Volksbräuche und Volksspiele in den Bürgermeisteramtsrechnungen der Stadt Kitzbühel (Tirol) (1481–1554). (Wiener Zeitschrift für Volkskunde 46, Wien 1941, 122: . . . *Mer die Spilleut so das Spill vom geduldigen Job gehalten, Verzört denselben tag morgens Marent und Abents Als Inen verschafft ist worden . . . 3 gld.*

¹⁸ J. Bächtold (Anm. 13, 218).

¹⁹ F. Hammes, Das Zwischenspiel im deutschen Drama von seinen Anfängen bis auf Gottsched. (Diss.) Heidelberg 1910, 57 (Literarhistorische Forschungen, Band 45).

als Vorweiser auf Christus in die große Figuralprozession eingefügt worden²⁰.

Diese erstaunlich lange und dicht gereimte Serie von Aufführungen und Textdrucken setzt sich auch im frühen 17. Jahrhundert noch fort. Da wird 1603 ein nicht näher bekannter Hiob-Druck von Johannes Bertesius genannt, der auch Dialektszenen enthalten soll²¹. Gleichfalls 1603 bringt ein Hamburger Bürger namens Friedrich Hune beim Rat von Danzig das Gesuch ein, *mit schonen figuren* (damit sind gewiß Marionetten und nicht etwa Handpuppen gemeint), die ausdrücklich nach den Themen angeführten Spiele aufführen zu dürfen: *5 schöne Christliche Comoedien, als nemlich die 1. Vom Reichen Man und armen Lazaro, 2. Vom verlornen Sohn, 3. Vom gedultigen Job, 4. Vom Fall Adam und Evae, und zum 5. und letzten: Vom jungsten Gericht unseres Erlosers Christi*. Aber der Rat von Danzig lehnte ab, so wie er wenige Jahre zuvor, schon 1593 es abgelehnt hatte, dem Ansuchen eines Andreas Rothe aus Sachsa im Harz stattzugeben, der damals als Marionettenspieler *mit schonen christlichen Reimen und Figuren . . . die herliche schöne christliche commediam auß dem heyligen Euangelium Luca am 16. Capitel von dem Reichen Man und Armen Lazaro* zu spielen sich angeboten hatte. Geistliche Themen auf der Marionettenbühne, von wandernden Schaustellern (solch einer wird 1636 zu Meldorf in Schleswig-Holstein als ein Husumer *Circulator oder Gaukler* gekennzeichnet), aufgeführt: Da erschien den Ratsherren nicht nur zu Danzig 1593 und 1603 der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen denn doch wohl zu leicht²². Aber ein „Job“ wurde auch in der zu jener Zeit so bedeutenden Silberbergwerksstadt Schwaz im Tiroler Inntal,

²⁰ A. Mitterwieser-T. Gebhard, Geschichte der Fronleichnamsprozession in Bayern. 2. Aufl. München 1948, 64.

²¹ R. Wildhaber, 32.

²² J. Bolte, Das Danziger Theater im 16. und 17. Jahrhundert, Hamburg und Leipzig 1895, 32 (Theatergeschichtliche Forschungen, Band 12); K. S. Kramer, Ein Puppenspiel vom reichen Mann und armen Lazarus im 17. Jahrhundert. SW: Dona Ethnologica. Beiträge zur vergleichenden Volkskunde, hrsg. v. H. Gerndt und G. R. Schroubek, München 1973, 326–349, bes. 326f. (= Südosteuropäische Arbeiten 1973); zum Renaissancecharakter dieser und verwandter Spielthemen vgl. L. Kretzenbacher, Die steirisch-kärntischen Prasser- und Hauptsündenspiele. Zum barocken Formwandel eines Renaissance-themas und dessen Fortleben im Volksschauspiel. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, NS. I, Wien 1947, 67–85).

einem Brennpunkt konfessioneller und sozialer Spannungen zwischen Rat, Bürgerschaft und oft genug rebellischen Bergknappen 1606 gegeben²³.

Es darf also nicht wundernehmen, wenn in der Folge allein auf den Schulbühnen der Societas Jesu mit ihrer so besonderen Vorliebe für das „Theater“ insgesamt auch die Gestalt des Job als *exemplum* und gleichzeitig auch als *praefiguratio*-Sinnbild ziemlich oft wiederkehrt. Der Jesuitenorden wußte eben von allem Anfang um die Verkündekraft des Theaters als „Kanzel“ und Erziehungsanstalt wie als *stimulans* für jegliches Dichterische. Das haben auch die Theoretiker der Ordensdramatik in ihrem Grundwissen (... *friget enim poesis sine theatro* ...) deutlich auch formuliert. So der italienische Jesuit, Rhetorik-Professor und erfolgreiche Kanzelredner Tarquinio Galluzzi (1574–1649) in seinen „Virgilianae Vindicationes et commentarii tres de Tragoedia Comoedia Elegia“, im Druck zu Rom 1621. Galluzzi definiert so²⁴: *Tragoedia est imitatio actionis illustris et absolutae, ejusque justam magnitudinem suavi complectens oratione: cujus partes eo pertinent simul omnes, ut metus et commiseratio spectantium animis inferatur, ad ejusmodi morborum salutarem purgationem* ... Steht nun hier ganz deutlich noch Aristoteles Pate (ἔλεος καὶ φόβος und die κάθαρσις!), so ist der Bezug auf den „Zuschauer“ (*spectator*) doch sehr betont zusammen mit der erhofften „moralischen Wirkung“ des Dargestellten, des *exemplum*-haften Bühnengeschehens auf ihn. Wenn nur wenige Jahre später der überhaupt bedeutendste Theater-Theoretiker der Societas Jesu, ein selber erfolgreicher Ordensdramen-„Dichter“, Alessandro Donati (1584–1640) in seiner „Ars poëtica“ (Rom 1631), um des Effektes von der Bühne auf den Zuschauer her willen die (früher verpönten) Elemente von Musik und Tanz, Ballett (*harmonia et saltatio*) mit in seine Definition nimmt, so bleibt eben wieder der *affectus misericordiae ac timoris* betont: *Tragoedia est imitatio dramatica actionis illustrium personarum perfectae ac magnae separatim adhibens metrum, har-*

²³ W. Haberlandt (s.o. Anm. 17).

²⁴ J. Müller, Das Jesuitentheater in den Ländern deutscher Zunge vom Anfang (1555) bis zum Hochbarock (1665). Band I, Augsburg 1930, 65f. nach A. Happ, Die Dramentheorie der Jesuiten. Dissertation München 1923 und N. Nessler, Dramaturgie der Jesuiten Pontanus, Donatus und Masenius. Programm Brixen 1905.

*moniam, saltationem et per miserabiles et terribiles exitus temperans affectus misericordiae ac timoris . . .*²⁵

Gleichwohl ist für das ganze 16. Jahrhundert zumal auch in der von bösem Konfessionshader erfüllten zweiten Hälfte ein protestantisches Übergewicht am Job-Interesse auf dem Theater wie in der Bildenden Kunst nicht zu verkennen. Was nun Bühnenaufführungen betrifft, darf man nochmals das Angenommensein unseres Themas zumal von den protestantischen Stadt- und Marktbürgergemeinden, das Dargebotenwerden durch Nachdichtung und Nachgestaltung vor allem seitens der protestantischen Schulmeister und ein bereitwilliges Mitwirken der zu jener Zeit ebenfalls in überwiegendem Maße protestantisch gewordenen Handwerkerzünfte und ähnlicher Gruppierungen nicht unterschätzen.

Dafür ein besonders kennzeichnendes Beispiel, eine Begebenheit aus dem damals dänischen Schleswig-Holstein²⁶. Ein Husumer *Circulator* oder *Gaukler* namens Heinrich Petersen hatte den zuständigen Probst Henricus Michaelis gebeten, in den Kirchen (*hinden in der kirchen beym thurm . . . mit poppen*, wie sich später herausstellte) der Probstei zu „agieren“, zumal eine *comoedi de divite et Lazaro* (Luk 16,19–31) mit Marionetten aufführen zu dürfen. Das lehnte der Probst zuerst rundweg ab, stellte sich aber in einem vom Weibe des armen Puppenspieler ersuchten Schreiben an die evangelischen Pfarrer seiner Probstei auch nicht völlig dagegen, sofern nur die Aufsicht über diese *comicos ipsius lusus* hinsichtlich des Kirchenraumes und -Inventars gewährleistet sei: *Diligens autem habeatur inspectio, ne subsellia in templis laedantur, vel alia detrimenta inferantur aedificio*. Aber es gab Ärger seitens der kirchlichen wie der weltlichen Behörden, König Christian IV (1577–1648) vertrat beide, erwog sogar eine Abberufung des Probstes H. Michaelis. Er befragte aber vorher die Pfarrer um ihre *censur und meinung*. Die begegnet uns in einem umfangreichen Schriftstück 1636, daß der Nutzen geistlicher Spiele (unter gleichzeitiger Ablehnung der „Verwerflichkeit unangemessener Spiele“) durchaus bejaht wurde, zumal sie ja auch in der Hl. Schrift nirgends verboten seien. Zum anderen wird auf Martin Luthers Meinung verwiesen, daß nichts einzuwenden sei gegen ein Erzählen,

²⁵ J. Müller ebenda 66f.

²⁶ K. S. Kramer (s. Anm. 22), 326–329.

Predigen, bildlich Darstellen oder eben ein theatralisches Agieren bei gewissen Büchern der Hl. Schrift wie Hiob, Judith, Tobias. Wörtlich heißt es dann in jenem Protokoll von Hohenwestedt 1636, daß diese . . . *in form und gestalt schoner und lieblicher comoedien beschrieben seien, welches Gott, insonderheit was das buch Hiob anlanget, so unstreitig unter die canonischen bücher altes testamentes mit gehoret, nicht wurde haben geschehen lassen, wenn ihm allerdings die comoedienspiel zuwider und entgegen sein solten*. Mehr an Äußerungen über das Urteil der Behörden wie die weitere Vorgangsweise für oder gegen das Puppenspiel mit geistlichen Themen ist im Schriftstück leider nicht enthalten.

Andererseits erscheint die bisher beobachtete Vorliebe der Protestanten für (so oft auch gedruckte, also „begehrte“!) Nachdichtungen des Buches Hiob nicht so ohne weiteres „verständlich“. Zumindest auf den ersten Blick lassen sich ja nicht sofort theologisch-konfessionspolemische Tendenzen erkennen. Anders steht es diesbezüglich bei dem im 16. Jahrhundert vor allem in der Schweiz wie in Süddeutschland und in Österreich sehr beliebten Spiele vom „Verlorenen Sohn“ nach der Vorlage bei Luk 15,11–24. Immerhin findet dieser durch die Wiederaufnahme in die Arme seines gütigen Vaters eine Rettung ohne die „Werke“, sozusagen im lutherischen (und so ausdrücklich auch empfundenen!) Sinne der „Rechtfertigung allein aus dem Glauben“ (*sola fide*-Lehre). Es muß derlei Zusatzthesen auch in den protestantischen Job-Dichtungen gegeben haben. Wie hätte sonst der „Hiob“ des evangelischen Humanisten Johannes Lorichius im Druck von 1542 auf den Index der von der katholischen Kirche „verbotenen Bücher“ kommen können? Warum hätte man sonst dreizehn Jahre später zu Rouen 1556 mit einem Verbot gegen das gewiß sehr ausgelassene Maskentreiben der Teufelsspieler im Stil des realistischen Spätmittelalters gleich auch eine Aufführung eines „Job“-Spieles verhindert²⁷? Sicher ist dies bereits eine Auswirkung des neuen Geistes der Restauration wie er vom Konzil von Trient (1545–1563) ausging, da man nach den Bestimmungen der *sessio*

²⁷ O. A. Erich, Die Darstellung des Teufels in der christlichen Kunst. Berlin 1931, 120, A. 407 nach E. Mâle, L'art religieux de la fin du XVI^e siècle, du XVII^e siècle et du XVIII^e siècle. Etude sur l'iconographie après le concile de Trente. 2. Auflage Paris 1951, Schlußkapitel: La Reforme, en tuant le théâtre du moyen âge atteint indirectement l'iconographie.

XXV nicht nur gegen fortan unerwünschte Bilder vorzugehen gewillt war, vielmehr auch besonderes Augenmerk auf die Neugestaltung eines „geistlichen Dramas“ zu legen begann, es von den Auswüchsen des vorreformatorischen Spätmittelalters zu befreien, letzten Endes damit den Weg des neuen, des Ordensdramas zumal der Societas Jesu zu ebnen.

Hingegen wissen wir für kurze Zeit später aus Wunsiedel in Oberfranken, das durch seine Zugehörigkeit zum mittelfränkischen Ansbach-Bayreuth sehr früh schon, nämlich 1528/29 das evangelisch-lutherische Bekenntnis angenommen hatte²⁸, 1569 von einem Spiel „Der geduldige Job“, das ein Schulmeister und die Handwerker dort aufgeführt hatten und vermutlich auch in der nahen, damals auch protestantischen Oberpfalz gespielt haben dürften²⁹.

Indes dürfte das Konfessionspolemisch-„Glaubenbekenkende“ beim Thema „Job“ kaum je das vordergründig Ausschlaggebende gewesen sein. Die nicht geringe Anzahl gerade auch der Jesuitenspiele um den „Gerechten und den Dulder“ kann das gewiß bestätigen.

Die Reihe der Jesuitentheater-Aufführungen von Spielen um das Job-Schicksal beginnt, soweit dies ein Überblick über die gegenwärtige Forschungslage erkennen läßt, mit einem uns freilich nur nach Kurztitel und Aufführungsdatum 1626, nicht aber nach dem verwendeten Text bekannten Karwochen-Spiel *Dejecta Jobi fortuna*³⁰. Diese Stoffwahl des „Zerstörten Glückes des Hiob“ für ein sozusagen „abendfüllendes Stück“ erstaunt. War das Collegium der Societas Jesu in Klagenfurt doch erst 1604 gegründet worden. Es hatte demnach seine ersten theatralischen Versuche nur mit jenen Kurzszenen einleiten können, wie sie als *Dialogismi vulgari lingua* (1605), als nicht näher bestimmbarer *ludi theatrales* (1607), mit einer *oratio ligata soluta-que* für eine *salutatio* anlässlich eines Besuches, ferner wiederum auch

²⁸ K. Bosl, Handbuch der historischen Stätten Deutschlands, Band 7: Bayern. 2. Auflage Stuttgart 1965, 836.

²⁹ H. Moser, Archivalisches zu Jahreslaufbräuchen in der Oberpfalz. (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, München 1955, 157–175, bes. 173).

³⁰ K. W. Drozd, Schul- und Ordentheater am Collegium S. J. Klagenfurt (1604–1773). Klagenfurt 1965, 209 (Buchreihe des Landesmuseums für Kärnten, gel. v. G. Moro, Band X), nach C. Pfeiffersberg S. J., Rosa Centifolis sive primum saeculum Archi-Ducalis et Academici S. J. Gymnasii Clagenfurtensis. Klagenfurt o. J. (um 1705), 46.

mit einem jener Dialog-Spiele (*Dialogus Virginis*, 1609 anlässlich der Gründung der *Sodalitas BMV*, einer marianischen Studentenkongregation also) eingesetzt hatten. Gemeint sind dabei jene szenisch sehr einfachen *dialogi*, aus denen später sehr wohl auch ein für Innerösterreich nicht unbedeutender Spielbrauch hervorgehen sollte nach den gerade von den Jesuiten nach spanischen Vorbildern nachgestalteten Spiel-Ansätzen³¹. Neben Fronleichnams- (1611) und Karwochen-Prozessionen (*Spectacula, quibus de more Dominicae passionis memoria celebrata est*) von 1611 beginnt das umfangreichere Theaterspiel nach einer gleichfalls nicht näher bekannten Bemerkung über eine „Aufführung“ beim Besuch Kaiser Ferdinands II (1578–1637) im Jahre 1613 als thematisch besser bekanntes Spielleben bezeichnenderweise mit einem Drama vom „Verlorenen Sohn“ (*Filius prodigus*).

Auf Klagenfurt 1626 folgt als Aufführungsort auf einer Jesuitenbühne jene des Collegiums zu Luzern 1644³². Ihr folgt eine erstaunlich lange Reihe weiterer. Möglicherweise sind zumindest einige von ihnen im Text und vielleicht auch in der Inszenierung durch einen dilettierenden *ludi magister*, einen *pater comicus*, wie die Spielleiter an den Jesuitengymnasien gerne auch genannt wurden, dahin und dorthin übertragen worden. Das fällt leicht bei der relativen Internationalität des Latein. Zudem sind die Angehörigen des Jesuitenordens ja grundsätzlich nicht „ortsgebunden“, müssen nicht wie etwa die Altorden der Benediktiner, Cistercienser usw. sich schon bei ihrem Ordensgelübde (Profeß) auf die *stabilitas loci*, auf einen bleibenden „Dienstort“ verpflichten. Dem schon vom Ordensgründer Ignatius von Loyola (1491–1556) beabsichtigten militanten Charakter der *Societas Jesu* entsprechend mußten und müssen die Ordensangehörigen jederzeit und überall „einsatzbereit“ sein, wechseln oft zum innerhalb der Ordensprovinzen ihren Dienst- und Wohnort und nehmen dabei viel an diesen und jenen pastoralen und anderen „Erfahrung-

³¹ L. Kretzenbacher, Frühbarockes Weihnachtsspiel in Kärnten und Steiermark. Klagenfurter und Grazer Weihnachtsspieltexte des frühen 17. Jahrhunderts als kulturhistorische Denkmäler der Gegenreformation in Innerösterreich. Klagenfurt 1952 (Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie, gel. von G. Moro, 40. Band).

³² J. Ehret (s. o. Anm. 13), 156f. Jesuitenspiel des „Job“ am 4. und am 6. IX. 1644. Das Thema war in der Schweiz schon vorher sehr beliebt. Hier auch Verweis auf einen „Job“ eines Verfassers W. Roth aus Unterwalden, gespielt 1621 in seinem Heimatorte.

gen“ mit. So auch auf dem Gebiete des Verkündens und notfalls Kämpfens auch durch das Wort von der vor allem von der Erziehung und Belehrung her bedeutsamen Ordensbühne aus. Schon 1650 gab es wieder ein Job-Spiel auf der Jesuitenbühne zu Graz³³. Ihm folgen weitere zu Krumau in Südböhmen, besonders eigenartige Texte und Mode-Auffüllungen darinnen zu Paderborn 1655³⁴.

Eine umfangreiche lateinische Spielfassung einer *COMOEDIA DE JOB* mit breiten Einschüben gereimter deutscher Text-*argumenta*, jedoch ohne Aufführungsdaten (*Incertum quando habita*) blieb in der Handschrift clm 2202 der Bayerischen Staatsbibliothek zu München erhalten³⁵. Diese Handschrift trägt die Jahrzahl 1662. Das „Job“-Spiel ist eingebunden in eine ganze Sammlung von *Dramata varia in scholis S.J. exhibita* wie solche um die Heiligen Laurentius, Josaphat, Clemens, des weiteren unter *Intermedia* für jeweils 3 oder 8 Darsteller mit z. T. sehr zeitkennzeichnenden Themen wie *Pater familias evangelicus*, *Acolastus seu filius prodigus* usw. Für den lateinischen Text (fol. 68^r–fol. 180^r), gegliedert in *V actus*, sind immer lateinische und deutsche Inhaltsangaben, zumeist paarweise gereimt, vorgesehen, den Zuschauern, Zuhörern das Mitkommen möglichst zu erleichtern. Das beginnt mit einem lateinischen Prolog und endet mit einem deutschen Epilog an die Zuschauer, die eigens ermahnt werden, solch ein Spiel auf der Bühne als geistliche Andachtsübung und pastorale Belehrung zu nehmen. Hier ein paar Proben aus dem bislang ungedruckten Spieltext der Münchener Handschrift vom Jahre 1662:

³³ A. de Backer-C. Sommervogel, *Bibliothèque de la Compagnie de Jésus*, Teil I, Band III, Bibliographie, Brüssel-Paris 1892, Sp. 1695; nur Vermerk Nr. 97: „Job 1650“.

³⁴ Für das Jesuitenspiel eines „Jobus“ zu Paderborn 1655 blieb der Text der *Actio de prospera et adversa fortuna Jobi* in der Bibliothek der katholisch-theologischen Fakultät erhalten. Vgl. dazu: W. Richter, *Paderborner Jesuitendramen von 1592–1770*. (Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte V, Berlin 1894, 5–16, bes. 7; wie auf der Ordensbühne beliebt, greifen auch „Allegorien“ im Job-Spiele Platz: *Cupido cum suis Geniis Jobum aggreditur tutante eum Providentia una cum Amore divino; inter Sacrum profanumque amoris utriusque genios symbolophoros fit pugna ad numerum musicum – capitur et exarmatur Cupido Profanus*. – Unter Hinweis darauf, daß solch ein „Kampf im Tanzschritt“ noch hundert Jahre später beim „Jephthe“ zu Hildesheim eingelegt werden sollte, bei W. Flemming, *Das Ordensdrama*. Leipzig 1930, 11.

³⁵ Bayerische Staatsbibliothek München, clm 2202, Hss. des XVI./XVII. Jh.s, 719 Bll., darunter *Comoedia de Job* fol. 68^r–180^r.

PROLOGVS TRAGOEDIAE

Salutem uobis spectatores optimi /
Frequentes huc qui confluxistis nuncio /
Quocumque tandem honore censamini: /
Huc qui fabellis ante liberalibus /
Quas commixeramus ipsi uel ante nos /
Antiquitas pererudita commixerat /
Nos egimus frequenter in proscaenium /
Nobisque sacram iam apportamus fabulam /
Tragicis conscriptum uersibus /
A Jobo quem denominamus Jobidem / . . .

Nach einem erstaunlich ausführlichen *argumentum* schließt der Prologsprecher dann (fol. 72^r) mit diesen Versen:

Nunc Jobe qui coelestes aras incolis /
Clarissima corona ornatus uerticem /
Ab arcis caelestibus nos respice /
Tui colendi causa quod suscepimus /
Habe gratum nonasque uires suffice /
Authore te rem hanc arduam suscepimus /
Authore te rem firmamus arduam.

Wiederholt wird im Spiele auf den „Heiligen Job“ hingewiesen, auf die „himmlischen Altäre“, von denen aus er „mit herrlichster Krone auf dem Haupte“ zusehen möge, was hier zu seiner Ehre, zur Bestärkung seines Kultes (*Tui colendi causa*) auf die Bühne gestellt werde. Ein in „gotischer Cursive“ unmittelbar darauf folgendes (fol. 72^v–74^r) deutsches und gereimtes *argumentum* bietet die Inhaltsangabe für die des Lateins nicht oder nur ungenügend Kundigen unter den Gästen als Zuschauern. Auch davon eine Probe:

Wie vnnß die Heilig Schrifft vermelt /
Derselbig (Job) khombt zum andern rauß /
Vnnd legt mit wenig Wortten auß /
Was Gott für Lieb Im hab erzaigt /
Vnnd wie Er gegen Im genaigt /
Hab In zum fürsten außerwölt /
Vnnd vber Vil seins Volckh gestelt /
Hab In geziert mit Hoher ehr /
Dermaßen als man redt vnnd ler.

Weitere Jesuitenspiele unseres Themas sind bezeugt für Krems an der Donau 1677³⁶ und für Freiburg in der Schweiz³⁷. Doch auch die Benediktiner-Schüler spielten noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts auf dem Barocktheater zu Salzburg ein musikalisch untermahtes, vermutlich in den Gastmahlszenen reich ausgeschmücktes Singspiel lehrhafter Tendenz: „Hiob oder das siegreiche Ausharren im Unglück“ (18. XI. 1711). Der Text stammt von Karl Bader. Teile davon vertont von Matthaeus Biechtler.

Was nun die Studenten der *Societas Jesu* freilich vorwiegend für eine Adelsgesellschaft und für ein zumeist doch auch des Latein kundiges „Bildungs-Bürgertum“ auf ihren Schulbühnen an den Ordenszentren, den Collegien gerade im Raum der Schweiz und Südböhmen, in München, Klagenfurt und Graz im 17. Jahrhundert als „Bühnenpredigten“-Paradigma unmittelbarer Verständlichkeit für eine *patientia* im Leiden und einen sicheren Endsieg durch Gottes Güte auch für den in scheinbar aussichtslosem Elend Gefangenen zu geistlichem Nachdenken vorstellten, das mußte sich geradezu in den außerhalb des Bühnenraumes sich bewegenden „Spielprozessionen“³⁸ wider-

³⁶ B. Duhr, Die Studienordnung der Gesellschaft Jesu. Freiburg i. B. 1896, 138. (Bibliothek der katholischen Pädagogik IX). B. Duhr zitiert aus den *Litterae annuae S.J. Provinciae Austriae 1677* (Hs. der Österreichischen Nationalbibliothek, ehem. Hofbibliothek Wien, Nr. 12125) für Krems a. d. Donau: *Ad popularia transeamus spectacula, seu illa, quae in concursibus populorum, et in Parasceve, et in Theophaniae sacris mysteriis sunt repraesentata. / Crucifixo Redemptori, in Ecclesia sua, poetice parentantur Cremsenses nostri, statuendo ad oculum Jobum patientiae miraculum, quod erat symbolum uiri dolorum pro humana redemptione tolerantium.*

³⁷ O. Eberle, Theatergeschichte der Inneren Schweiz. Königsberg in Preußen 1928, 174 (Königsberger Deutsche Forschungen, Band 5). Für noch später blieb in der Schweiz ein Jesuitenspiel „Hiob, eine theatralische Betrachtung“ handschriftlich am Staatsarchiv zu Sitten (Sion) im Wallis erhalten. Der Text dürfte dort „zwischen 1750 und 1800“ gespielt worden sein. Vgl. dazu: A. Carlen, 250 Jahre Studententheater im deutschen Wallis. (Vallesia. Jahrbuch der Walliser Kantonsbibliothek, des Staatsarchivs und der Museen von Valeria und Majoria, Band V, Sitten 1950, 229–360, bes. 359 (Das Werk erschien in Buchform Zug 1950)).

³⁸ O. Sengpiel, Die Bedeutung der Prozessionen für das geistliche Spiel des Mittelalters in Deutschland. Breslau 1932 (Germanistische Abhandlungen, Band 66); L. Kretzenbacher, Barocke Spielprozessionen in der Steiermark. Zur Kulturgeschichte der theatralischen Festfeiern in der Gegenreformation. (Aus Archiv und Chronik. Blätter für Seckauer Diözesangeschichte II, Graz 1949, 13–25; 43–52; 83–91); A. Mitterwieser–T. Gebhard, Geschichte der Fronleichnamsprozession in Bay-

spiegeln. In jenen von den Festen des Kirchenjahres geprägten Aufzügen mit Spielszenen zumeist auf Tragebühnen (*fercula*, *feretra*) zur Darstellung religiöser Themen wie sie eben der Festtag mit Evangelienperikope und Ausdeutung der Heilsgeschichte nahelegt. Das ermöglicht ein von breiten Schichten der Gläubigen erwünschtes, vom Seelsorge-Klerus zumal der Orden, die sich der pastoralen „Wirkung“ alles „Öffentlich-Theatralischen“ sehr bewußt waren, gerne gebotenes Schau-Gepränge“ (mhd. *die prang*, *branc*, das „Prangen, Prunken“) für ein dementsprechend auch schaulustiges, mithin geistlich „ansprechbares“ Publikum zumal der Stadt- und Marktsiedlungen eben durch ein von Klerikern, Ordensleuten geleitetes, in feste Prozessions-, Ordnungen“ gefügtes Bewegungsdrama. Sehr häufig ist bei solchen Spielprozessionen zu lehrhafter „Schau“ auf das Heilsgeschehen³⁹ die Gestalt des leidenden Job als *praefiguratio* des gleichfalls wundenübersäten Christus im Erlöserleiden mit einbezogen. Einige Beispiele in Auswahl auch hier zunächst für den deutsch-slowenischen Südostalpenraum.

Eine Bruderschaft im obersteirischen Schladming, einst Bergwerksort, Zentrum des Ennstaler Protestantismus und mehrmals Ausgangspunkt von religiös und sozialrebellisch intendierten Bauern- und Knappenunruhen (1525) stellt nach der hier nie voll durchgedrungenen Gegenreformation inmitten einer z. T. hartnäckig „kryptoprotestantisch“ verbliebenen Bevölkerung 1671 eine Karfreitags-Buß-Prozession in der überlieferten Art eines Bewegungsdramas vor. Die Figuralprozession muß aus einer der seit dem Spätmittelalter üblichen, in der Steiermark nur während der verhältnismäßig kurzen Vorherrschaft des zumal im oberen Ennstal starken Protestantismus zurückgedrängten Sonderform, eben jener der

ern. 2. Aufl. München 1948; U. Aggermann-Bellenberg, Die Grazer Fronleichnamsprozession von der Zeit ihrer Entstehung bis zu den Reformen des aufgeklärten Absolutismus. Diss. Graz 1982 (ungedruckt).

³⁹ Zur Kenntnis solcher Traditionen zumal im alten Innerösterreich, der Länderdreiheit Steiermark-Kärnten-Krain, vgl. den geschichtlichen Überblick bei L. Kretzenbacher, Passionsbrauch und Christi-Leiden-Spiel in den Südost-Alpenländern. Salzburg 1951, 9–63. – Eine weitere Studie im Zusammenhang mit bislang nicht gedruckten Texten steirischer Passionsspiele und Figuralprozessionen aus dem mittleren 18. Jh. erscheint voraussichtlich 1987 in den Sitzungsberichten der phil.-hist. Kl. der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien.

„Geißler-Umzüge“ (*processio flagellantium*) als öffentliche Bußübung hervorgegangen sein. Stellt sie doch nach den erhaltenen Handschriftblättern das Heilsgeschehen der *passio Domini* mit den einzelnen, ja überhaupt kaum je fehlenden „Präfigurationen“ des Alten für das Neue Testament nur bis zur Geißelung Christi vor⁴⁰.

In dieser *Anstöllung der Procession in dem Khäl: Marckht Schladming auf den Heilligen Carfreitag AO. 1671* sind diese Gruppen vorgesehen: der Ölperg, Ein Piessender (Büßender) mit einem Todtenkopf, Judith mit dem abgeschlagenen Haupte des Holofernes (Judith 13,7–9), Die 12 Engelein, so die Instrumenta des Leidens Christi tragen, d.h. die *arma Christi* also, die kaum je fehlen so wie wir sie als Kinder bald nach dem Ersten Weltkriege bei der „Auferstehungsprozession“ jeweils am Karsamstag-Nachmittag zu Leibnitz in der Südsteiermark noch im Zuge auf weißen Polstern mittragen mußten. Des weiteren *Judas mit dem Säckhl* (der dreißig Silberlinge) *und strickh*. Endlich als Gruppe 23 und 25, nur von *Partasannen-Trägern* getrennt, Christus und Job: *Der gefangene Christus mit 2 Khötn, aine umb den Halß, die annder umb den Leib, von 2 Juden gefehrt*, mithin als von Ketten um Hals und Leib Gebundener, so wie ihn zeitgleiche Bilder im bayerisch-österreichischen Barockraum aus dem Zyklus der „Geheimen Leiden“⁴¹, etwa jenes mit „Christus auf dem Dreikant“⁴² zeigen. Ihm also sozusagen in der Schau-Szenenfolge der Prozession gegenübergestellt als alttestamentliche *praefiguratio* im typologischer Antithese zur Überhöhung in Christus eben *Job voller gschwer* (Geschwüre). NB: *wann Es sein khan, ohne Schuech, und mit emblösten haubt*. Da darf dann *Der Sathan der in verspotet* (26) nicht fehlen.

Ein für die Zuschauer zu besserer Einführung und in lehrhafter Absicht auf entsprechendes Nachwirken zu Laibach/Ljubljana in

⁴⁰ R. Stipperger, Eine Karfreitagsprozession in Schladming aus dem Jahre 1671. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, NS. XXXIII, Wien 1979, 95–102). Danach: G. Jontes, Fastenzeit und Osterbrauch in den Sakrallandschaften um den Steirischen Erzberg. (Der Leobener Strauß, Nr. 10, Leoben 1982, 9–273, bes. 135f.). – Es handelt sich um ein Fragment solch einer steirischen Prozessionsordnung, aufbewahrt im Archiv des Dekanates Haus im Ennstal, Steiermark.

⁴¹ F. Zoepfl, Das unbekannte Leiden Christi in der Frömmigkeit und Kunst des Volkes. (Volk und Volkstum. Jahrbuch für Volkskunde II, München 1937, 317–336).

⁴² L. Kretzenbacher, „Christus auf dem Dreikant“ in Innerösterreich. Zur Südostverbreitung eines altbayerischen Barockbildes. (Carinthia I, 148. Jgg., Klagenfurt 1958, 680–699, 2 Abb.).

deutscher Sprache für die Stadtbürger, zu denen von weitem aus den Dörfern andere ebenso Schaulustige wie Andächtige gekommen sein mochten, gedruckte „Prozessionsordnung“ der wie oftmals im 17. und im 18. Jahrhundert in Krain wie in ganz Innerösterreich zumal von den Kapuzinern geleiteten Karfreitags-Bußumzüge hatte 1713 ebenfalls die Gewalt des Job eingeplant⁴³. Nach einem bei solchem Schau-Spiel sehr beliebten, auch in den Weltgerichtsdarstellungen der Bildenden Kunst wie der Bühnenaufführungen traditionell dargestellten *aufgerissenen Höllen-Rachen* (gemäß der Geheimen Offenbarung Johannis 14,10) wankt an 4. Stelle die blutüberströmte Gestalt Christi im Zug der Figuralprozession einher. Unter Anspielung auf die Schuld der Ureltern im Paradiese (Gen. 3,6) heißt es: *Der wenige Apfelsaft . . . drucket mit solcher Todt-Angst das Lieb-brinnende Hertz Christi, daß das ausgeschwitzte Blut-Bad alle Glieder dessen heiligsten Leib überschwemmt* (Luk. 22,44). Genau wie in der vorgenannten Prozessionsordnung von Schladming 1671 wird auch hier die Gestalt des wundenübersäten Job an der 5. Stelle der Laibacher Bußprozession der Kapuziner von 1713 als *Antithese-praefiguratio* eingereiht: *Der von den Güttern deß Glücks . . . ausgezogener Husitische Fürst* (Hiob 1,12) . . . *mit schmerzhaftistigen Außsatz geschlagen . . .*

Die von allen früheren Exegeten des Buches Hiob – entgegen den jüngeren Auffassungen des Gesamtgeschehens! – so besonders als vorbildwirksam hervorgehobene *patientia*, *tolerantia* des Job hatte rund hundert Jahre vorher der bayerische Jesuit Matthaeus Rader (1561–1634) schon im Zusammenhang mit einem Bilde „wie auf dem Welttheater“ empfohlen⁴⁴: *Eversus hic (Job) omnibus bonis, et corpore toto sanie tabeque fluente (cum nulla indignatione animi, more hominum tangeretur, imò vero Deum laudibus celebraret) vt omni posteritati velut in theatro mundi spectaculum tolerantiae ostenderetur, primum omnium à stolidà vxore pro simplici homine et fatuo irrisus est: adhuc, inquit illa intemperies, manes in tua simplicitate: Benedic Deo et morere. Deinde se consputum et in fabulam versum stultorum . . .*

Das bleibt eben das geläufige Bild. Über die Prozessionsordnungen der Karfreitags-Bußgänge bei den Kapuzinern von Bischofslack

⁴³ J. Mantuani, Pasijonska procesija v Loki. (Carniola VII, Ljubljana 1916, 222–232, und VIII, 1917, 15–44, hier bes. 41).

⁴⁴ M. Rader S. J., *Viridarium Sanctorum*, 3. Aufl. München 1614, Band II, cap. IV, pag. 137.

(Škofja Loka, 1721, 1728, 1734⁴⁵) wirken solche und ähnliche Szenen weiter. So etwa auch in Tržič (Neumarktl, Oberkrain, nahe der Kärntner Grenze) gegen Ende des 18. Jahrhunderts⁴⁶. Da wurde am oberen Markttende Christi Ölberggebet gespielt, in der Marktmitte seine Verurteilung, am unteren Ende auf einem Hügel die Kreuzigung. Eingestreut nun solche Szenen als *praefigurationes* wie Adam und Eva im Paradiese, das Letzte Abendmahl und eben auch wieder die Leidensschau auf den „Geduldigen Job“. Kindheitserinnerungen eines von dort gebürtigen slowenischen Schriftstellers Peter Hitzinger (Hicinger, Izinger) (1812–1867) bewahren uns noch aus dem Munde seiner Mutter diese Dialogverse aus dem Prozessionsspiele: Das Weib des Job rief ihm „unter anderem“ zu: *Job, Job, Job! ti preprosti mož! / Na gnoji konec vzel boš!* („Job, du einfältiger Mann, / Wirst noch auf dem Misthaufen zugrunde gehn!“). Er aber hatte zu antworten: *Jobnja, ti preprosta žena! / Govoriš kakor neumnih ena.* („Du Weib des Job, du einfältiges Weib, / redest eben wie eine von den Dummen!“). Die Einfältigkeit solcher Verse, wenn auch Übersetzung aus Hiob 2,10, zu vermutlich auch ziemlich abgeschmackt gewordenen Szenen geistlichen Spieles auf den Straßen läßt das nahe Ende einer Tradition hier in Oberkrain erkennen. Sie erlischt für Tržič-Neumarktl auch mit der nahen französischen Okkupation (1809–1812, „Illyrische Provinzen“ Napoleons). Ein Fortleben von Job-Erinnerungen aber lebt das ganze 19. Jahrhundert noch in den Bild- (und Lied-!) Gestaltungen bei den Slowenen fort, von denen noch die Rede sein wird. (S. u. 115 ff.).

Doch soll hier vergleichsweise daran erinnert werden, daß die „Vorbildgestalt“ Job auch im zeitgleichen Passionsspiel von Oberammergau, im Text der *Passio Domini* nach Ferdinand Rosner (recte Karl Joseph Ignatius Rosner, Wien 1709–Ettal 1778) in der *Ersten Vorstellung der Fünften Betrachtung* in eindringlicher Bildgestaltung und ergreifenden Versen sein Schicksal inmitten der Leidensge-

⁴⁵ Eine Facsimile-Ausgabe der lateinisch-slowenisch-deutschen Handschrift-Texte, des zugehörigen Archivmaterials an Aufrufen, Briefen, geschichtlicher Einordnungsversuche bei F. K. (Filip Kalan), Škofjeloški Pasijon. Facsimile rokopisa Očeta Romualda-Lovrenc Marušič. Ljubljana 1972 (Monumenta Litterarum Sloveniae, Band 11).

⁴⁶ F. Kotnik, *Verske ljudske igre*. Im SW: Narodopisje Slovencev, Band II, Ljubljana 1952, 103–121, bes. 110f.

schichte Christi verkündet⁴⁷: *Job mit einer bündten umb den kopf, wie auch an händt, und füssen verbunden sizet ganz ellendig auf dem Misthauffen, und macht seinen affect gegen den himmel. Was der Müsthauffen auf ein breth gemahlen wurde, so wäre es bequemlicher selben geschwind wieder hinweg zu bringen.*

*Ist Job nicht zu erbarmen,
Das er gleich einem armen
Nun mehr allhier verlassen sizt,
Der vor sein landt als fürst beschützt
Und reich an güttern war?
Von haubt bis zu den füssen
Sicht man das eyter flüssen:
Man sech ihn, wo man wolle an,
So stellet diser schmerzen mann
Sein gröstes ellend dar.*

*So werdt ihr Jesum auch nach seiner geislung sehen,
Wan ihm die dörner Cron durch beede schläff wird gehen,
Wan in dem ganzen leib kein orth zu finden ist,
Wo nicht das häufig bluth aus denen wunden flüsst.
Ihn kan man also wohl den mann der schmerzen nennen.
Ach schmerzen! die er leydt, mit gott euch zu versöhnen.
Der ihn wird sehn, und doch strebt nach der sünden lust,
Der hat ein felsen herz, der hat ein tyger brust.
Doch wie? soll wohl ein mensch hier kein erbarmnuß fassen,
Um sich zum mitleyd nicht dardurch bewegen lassen?
Nein, dan es ist nichts neus, und was vormahl geschehn,
Das werd ihr auch sodan an euren heylandt sehn.*

Im übrigen bleibt die Szene des Job als *praefiguratio* für den *Christus illusus* im Passionsspiel von Oberammergau (1950 z. B. in der „9. Vorstellung“, seither beibehalten) bestehen. Das ist Erbe des 17. wie des 18. Jahrhunderts, nicht anders als es weitab von unseren Überlieferungslandschaften im süd- und im südostdeutschen Sprachraum etwa eingegliedert ist in die Kreuzprozession von Delbrück in Westfalen 1783. Dort als Prozessionsgruppe 26 „Job, vom Teufel

⁴⁷ F. Rosner, *Passio nova*. Das Oberammergauer Passionsspiel von 1750. Historisch-kritische Ausgabe von Stephan Schaller OSB. (Geistliche Texte des 17. und 18. Jahrhunderts, hrsg. von H. Pörnbacher, Band 1, Bern-Frankfurt/M. 1974, 196.

geplagt“, eingefügt der Gruppe 25 mit dem gefangenen, verlästerten, verspotteten Samson (Richter 16,25) und Gruppe 27: Christus im weißen Kleide als Verspotteter. Aus gleichem Erbe stand Job als „Vorbild“ für den V. Aufzug im Passionsspiel von Erl in Tirol des Jahres 1912 in der Textfassung von Franz Angerer von 1868⁴⁸.

Zu einem Besonderen jedoch werden die „Hiobs-Erinnerungen in den Südostalpen“ durch ihr Gestaltwerden im geistlichen Volksschauspiel der Steiermark und Kärntens. Hier reichen die Belege bis tief in unser Jahrhundert herein. Sie „überleben“ also gleichsam die durch viele Generationen bevorzugte Bildmalerei der Renaissance und noch jene volkstümliche Kleinkunst der Bienenstock-Stirnbrettchen-Malerei unseres Themas am Südostalpenrande und zumal auf den slowenischen Parallelen, den *panjske končnice* der Job-Bilder vorwiegend des 19. Jahrhunderts. An sich ist das geistliche Volksschauspiel in seiner Altform als „Stubenspiel“ ohne Bühne und Vorhang, nur sehr sparsam mit wenigen, gerade noch andeutenden Requisiten im mimiklosen, gestikarmen Ausdruck verstärkt, dargeboten nur von Laien inmitten einer großen Bauern- oder Wirtshaus-Stube, auf einer „Spielfläche“ des nicht erhöhten Fußbodens von drei Seiten her von Zuschauern eingengt, im Raum von etwa zwei Metern Breite und vierein in der Länge⁴⁹, schon etwas Eigenartiges. Es ist ein die „Volkskultur“ dieser Landschaften auch sehr Kennzeichnendes. Es lebt ja in dieser „archaisch“ zu nennenden, diesbezüglich nicht „ursprünglichen“, sondern unter besonderen Umständen in den Bergdörfern sozusagen „re-primitivierten“ Darstellungsform aus der Barocktradition geistlichen Ordenstheaters wie der Einort- und Bewegungsdramen im (vorwiegend an die Karwoche oder ans Fronleichnamsfest gebundenen) lehrhaften Stil nur noch in der Steiermark, in Kärnten und in Tirol fort. Das Job-Thema aber ist m. W. innerhalb der weiten und vielen Volksschauspiellandschaften Europas im 20. Jahrhundert überhaupt nur noch in der Steiermark wie in Kärnten als „Stubenspiel“ religiöser Prägung „agiert“ worden. Auch hier aber klingt es in seiner so besonderen Eigenart in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts aus.

⁴⁸ A. Dörner, Das Erler Passionsbuch für 1912. Innsbruck 1912, 63.

⁴⁹ L. Kretzenbacher, Bühnenformen im steirisch-kärntischen Volksschauspiel. (Carinthia I, 141. Jgg., Klagenfurt 1951, 136–160, 4 Textfiguren).

Wir kennen keine unmittelbaren textlichen Vorgänger im lateinischen oder im volkssprachlichen Schul- und Ordenstheater der Barockzeit, von denen wir mit Bestimmtheit sagen könnten, daß gerade diese Fassung sozusagen als „Quelle“ für unser innerösterreichisches Volksschauspiel vom „Geduldigen Job“ gedient haben könnte. Wohl wissen wir aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts von einem besonderen „Job-Spiel“, das in Oberösterreich jedoch nicht als „Stubenspiel“, sondern lediglich als „Streit“-Dialog von zwei maskierten Darstellern im „Umzug“ aufgeführt wurde. Der Benediktiner P. Amand Baumgarten berichtet darüber 1869 sichtlich als Jugenderinnerung etwa 1820 aus dem Hausruckviertel. Jeweils ein Mann und eine Frau kleideten sich altertümlich als „Job und sein Weib“ und begannen ab dem zweiten Sonntag nach Dreikönig (Epiphania, 6.I.) mit ihrem Umzug. Es ist dies jener Sonntag, an dem als Evangelium der Bericht über die „Hochzeit zu Kana“ in Galiläa verlesen wird nach Joh. 2,1–11. Hier wurden ja auch früher, als man sich vor allem in den ländlichen Gegenden noch sehr an die Kirchengebote für den Jahrlauf hielt, Hochzeiten anberaumt, für die es in Advent- und Weihnachtstagen keine kirchliche Möglichkeiten gegeben hatte. Also zogen diese beiden Maskierten im „Mann- und Weib-Spiel“ gerne in den Dorfwirtshäusern und vor allem bei den Hochzeiten dort um, ihr Streitgespräch scherzhaft und ernst aufzuführen. Wurde doch dabei, vermutlich mit komödiantischer Drastik, in sieben Abteilungen dargestellt, wie der „geduldige Job“ von seinem Weibe gequält wird (Hiob 2,9f.). Es bleibt wahrscheinlich, daß sich die Spieler, wie so oft bei den Umzugsspielen, die ja kurz sein mußten, um möglichst viele Aufführungsorte (Wirtshäuser, Wohnräume, Hofstellen, Haltepunkte der Hochzeiter u. dgl.) erreichen zu können, ein gängiges geistliches Lied als Textgrundlage genommen hatten, wie sie ja zumal als Flugblattdrucke weit hatten flattern können. P. Amandus Baumgarten verzeichnet in seinen Job-Spiel-Erinnerungen selber solch ein (heute verschollenes) Flugblattlied „Gedruckt in diesem Jahr“, das ihm noch mit diesem Titel vorgelegen war: „Der von einem bissig und übel redenden Weib übel gehaltene Haussmann, vorgestellt in dem pissitischen Fürsten, oder geduldigen Job“⁵⁰.

⁵⁰ A. Baumgarten, Aus der volksmäßigen Überlieferung der Heimat. Teil IX. (Berichte über das Museum Francisco-Carolinum XXVIII, Linz 1869, 70f., Anm. 3).

Als „Stubenspiel“ scheint „der geduldige Job“ im Bereich der drei Länder und zwei Sprachen übergreifenden Volksschauspiellandschaft Innerösterreich nur im engen Umkreise des steirisch-kärntischen Obermur- und Metnitztales beheimatet gewesen zu sein. Dies allerdings auch in dem bis heute getreuesten Traditionsträgeregebiete dieser Art religiöser „Volkskunst“ des Wortes und des gesungenen, „gespielten“ Liedes. Während etwa die meisten Spieltexte des „Lebendigen Volksschauspiels in der Steiermark“⁵¹ Reimverstexte als Grundlage aufweisen, in die Lieder, Tänze usw. eingestreut sind (Paradeis- und Hirtenspiel, Schäferspiel, Nikolausspiel, Prasser- oder Hauptsündenspiel, Spiel vom Verstockten Sünder, vom Ägyptischen Joseph), stellen die mir bekannt gewordenen Texte des „Job-Spieles“, in den bauerlichen Handschriften zumal des 19. Jahrhunderts deutlich von einander abhängig, jedenfalls zusammengehörig, nur Prosa. Das gilt für den gesamten Haupttext. Nur für den Prolog und den Epilog sind Reimverspartien ebenso vorgesehen wie die Aufführungen mit geistlichen Liedern einbegleitet und abgeschlossen worden sind.

Die meisten dieser geistlichen Lieder, wie sie so oft in bauerlichen Liederbüchern oder eben auch in Spielhandschriften von Traditionsträgern des Volksschauspiels begegnen, sind von Flugblättern abgeschrieben, ohne daß dabei vermerkt wurde, wie sie „im Ton von . . .“ gesungen wurden. Die Liedweisen wurden eben von Mund zu Ohr übermittelt und nicht aufgeschrieben. Wo aber diese Tradition der mündlichen Überlieferungen aufhört, sind auch die Weisen verklungen.

Das gilt z. B. auch für ein geistliches Lied, das einer Spielaufführung im steirischen Obermurtal um 1905 vorausgeschickt wurde: „Geduldig in dem Leiden / Bringt ein vergnügte Freud! / Niemals von Gott abscheiden, / Ist eine Ergötzlichkeit . . .“. Wie ein *argumentum* des Barocktheaters wird im Liede (3 Strophen zu je 8 überkreuzt gereimten Zeilen) vom Lebensschicksal jenes „Geduldigen“ nach dem Buche Hiob gesungen. Gottvertrauen selbst im bittersten Leide ist seine Mahnung: . . . *Gott ließ den Job auch sinken / In Armut, Angst und Not. / Ließ ihn doch nicht erdrücken, / Half ihm noch aus der Not. / Er*

⁵¹ L. Kretzenbacher, Lebendiges Volksschauspiel in Steiermark. Wien 1951 (Österreichische Volkskultur. Forschungen zur Volkskunde, Band 6).

*nahm ihm Hab' und Gut, / Gesundheit, frischen Mut. / Sein Weib und auch sein ‚Freund‘ / Ihr gar verspotten tut . . .*⁵²

Das Lied wurde wohl, ähnlich wie es bei anderen Volksschauspielen des steirischen Obermur- wie des kärntischen Metnitztales, so heute noch in den Nachbargemeinden Steirisch und Kärntisch Laßnitz üblich ist, vor der Stubentüre gesungen, ehe die Spieler im Typus der renaissancehaften „Hereinrufungs-Komödien“ die schmale Spielfläche betreten. Dazu braucht dann nur der Prologsprecher her einzutreten, im Auf- und Abgehen zwischen den Zuschauern diese zu begrüßen und formelhaft zu Ruhe und Aufmerksamkeit zu ermahnen:

*So hört mich an in guter Ruh,
Treibt kein Gespött und hört uns zu.
Ihr sollet nicht gar zu viel lachen,
Schwätzen und dumme Reden machen.*

Die Ermahnung scheint nötig. Konnte ich zwar in den langen Jahrzehnten seit meinem Volkskundestudium an der Universität Graz (1932–1936) und den vielen Wanderungen zu Aufführungen im Lande selber kein „Job“-Spiel miterleben, so weiß ich doch, wie die Teufelsrollenträger sozusagen als einzige auch „extemporieren“, mit grotesken Sprüngen und „Faxen“ (*facetiae!*) das Zuschauervolk erheitern, dann aber auch erschüttern dürfen. Kaum ist der Ankünder aus der Spielstube weggetreten, springt schon Satan herein. Er stellt den Menschen das nie begriffene, gar nicht begreifbare Wort „ewig“ mit einem im Volksschauspiel öfter verwendeten Bilde⁵³ vor: „Ja, wenn die ganze Welt eine eiserne Kugel wäre, und Gott hätte eine unsterbliche Ameise darauf gesetzt, die so lange herumlaufe, bis die ganze eiserne Kugel von ihren zarten Füßlein abgenützt wäre, so wäre doch noch einmal Hoffnung zu einer Erlösung, obgleich es viele tausend Millionen Jahre zugehen würde . . .“

Wer den „Stil“ eines südostalpinen geistlichen Volkschauspiels auch noch unserer unmittelbaren Gegenwart kennt⁵⁴, kann sich aus

⁵² Ebenda 315.

⁵³ Ebenda 315f.

⁵⁴ Zu den bislang jüngsten Aufführungen des „Paradeis- und Hirtenspiels in Steirisch Laßnitz 1984/85: L. Kretzenbacher, Lebendiges Brauchtum. Bericht aus der Laßnitz. (Zs. Heimatwerk in Österreich, Heft 1985/1, Wien, 20–21, 4 Abbildungen); derselbe, Volksschauspiel. Im Sammelwerk: Volksmusik in Österreich, hrsg. von

den vorliegenden Job-Spielfassungen⁵⁵ gut den Stubenspielverlauf auch vom Darstellerischen her vorstellen. Dies umso leichter, als in manchen Handschriften so etwas wie Regieanweisungen des Spielleisters („Spielführers“ sagt man dort heute) eingetragen sind.

Auf dem bloßen Stubenboden inmitten der Zuschauer liegt Satan. Gottvater tritt vor ihn und spricht zu ihm nieder, ihm den Zweifel an der Beständigkeit Jobs im Leide zu verbieten. Hatte Satan doch eben zu ihm aufschauend gesprochen: „... Meinst Du, daß Job umsonst Gott fürchtet? ... Lasse seine Feinde über ihn ziehen, laß den Hagel seine Ernte zerschlagen, nimm ihm seine große Herde! Was gilt's, er wird Dir fluchen?“ Wie in Goethe's „Prolog im Himmel“ läßt es Gott in der steirisch-kärntischen Bauernstube auf den Versuch ankommen: „Satan! Dein Hoffart und Stolz, wegen welchem ich Dich verworfen habe, lebet noch immer in Dir. Doch damit Du sehen kannst, daß mein Knecht Job nicht Deinesgleichen ist, so gehe hin, und alles, was er hat, sei in Deiner Hand, aber an ihm selbst hast Du

W. Deutsch-H. Dreö-G. Haid-K. Horak. Wien 1984, 97–105, 8 Abbildungen. Zum überaus Lebendigen des Sonderthemas vgl. H. Schuhladen, Die Nikolausspiele des Alpenraumes. Ein Beitrag zur Volksschauspielforschung. Innsbruck 1984 (Schlern-Schriften 271).

⁵⁵ An bäuerlichen Spielhandschriften des „Geduldigen Job“ lagen mir diese vor: ein Text, niedergeschrieben 1847 von einem gewissen Joseph Loitsch aus der Vellach, einem Seitengraben des kärntischen Metnitztales, nachmals im Besitz des Spielführers Jakob Reibnegger, vulgo Schoas in der Vellach (1866), Hs. im Besitz des Kärntner Volkskundlers Georg Graber (1882–1957), von mir benützt 1934; der Text war später in den Besitz des Metnitztaler Spielführers Sylvester Wietinger, vulgo Oberer Nieperle, Metnitz (1865–1948) übergegangen. Abschriften dieses Kärntner Textes aus dem Jahre 1905 hatte ich bei Hans Stock, einem Obermurtaler Spielführer (1881–1954) zu St. Georgen ob Murau eingesehen. Weitere, zumeist von den vorgenannten übernommene, schrieb der steirische Volkskundler niederösterreichischer Herkunft P. Romuald Pramberger OSB (1877–1967) im Jahre 1922 in sein handschriftliches Reihenwerk „Volkskunde der Steiermark“, Band XVI (aus Metnitz, aus St. Georgen ob Murau, aus Steirisch Laßnitz, alle um 1905). Die Pramberger-Sammlung dzt. im Steirischen Volkskundemuseum zu Graz. Nur ein Text wurde bisher gedruckt von J. R. Bünker, Volksschauspiele aus Obersteiermark. Auf Grund selbst gesammelten und vom Verein für österreichische Volkskunde zur Verfügung gestellten Originalmaterials herausgegeben. Wien 1915. „Der geduldige Job“, aus einer Hs. aus Steirisch Laßnitz bei Murau, 190–205. (Vorabdruck Zeitschrift für österreichische Volkskunde XIX, Wien 1913, 173–189); zur Einordnung und „Bewertung“ dieses Spiels und seiner Sprache („reinste Sprache des Sturmes und Dranges ...“ vgl. auch: J. Gregor, Das Theater des Volkes in der Ostmark. Wien 1943, 102–104.

keine Macht“. Damit geht Gottvater aus der Spielstube. Jetzt erst richtet sich Satan vom Stubenboden auf und kündet den weiteren Spielverlauf voraus schon triumphierend an:

„Nun lebe ich von neuem! Job, dessen Glück mir schon lange ein Dorn im Auge war, den ich mit meinem Betrug und List niemals habe bekommen können, nun ist er in meiner Gewalt. Warte, Mann Gottes! Ich will Dich zausen. Die Chaldäer will ich auf Dich hetzen, Deine Früchte mit Hagel zerschlagen, Dein Vieh ermorden, sogar Deine Kinder will ich töten. Schad', daß mir's nicht erlaubt ist, an Deinem Leib mich zu rächen. Doch ist mir genug erlaubt, ich will Dich schon zweifelnd⁵⁶ machen an der Güte und Gnade Gottes. Du sollst ihm fluchen und mir in meine Hände fallen. Juhel! Jauchzet mit mir, alle verfluchten Höllengeister!“

Das Spiel als Handlungsverlauf richtet sich nach dem Abgange des voreilig siegessicheren Satan ganz nach dem Geschehen im Buche Hiob. Im übrigen aber wird mit dem nunmehrigen Auftreten des Job, der zunächst ein Dankgebet an den Herrgott richtet, sofort die Textherkunft des nur im Aufführungsstil „vereinfachten“, eben zum „Stubenspiel“ reprimitierten, mithin „archaisch“ gewordenen Barock- oder gar schon Renaissancedramas offenbar. Der Prosatext quillt über von ganz und gar unvolkstümlichen klassischen Reminiscenzen, wie sie bei den Schulspielen des 16. Jahrhunderts gang und gäbe waren, vom Ballast an humanistischer Gelehrsamkeit bei den Erzeugnissen dieses und jenes *poeta doctus* der Ordensdramatik gar nicht zu reden. So sei hier nochmals daran erinnert, daß die lateini-

⁵⁶ Hier ist ein in der religiösen „Volksdichtung“ der Südostalpen bei Deutschen und Slawen (Slowenen, z. T. auch Kroaten) mehrfach anklingendes theologisches Problem mit einfachen Worten angesprochen: jenes der „Verzweiflung“ an Gottes Güte und Barmherzigkeit, der *desperatio*, im Mhd als *zūwēl*, slowenisch *caḡati* nach dem deutschen *verzagen*. Der Begriff begegnet in diesem Raume der Südostalpen seit der „Vorauer Novelle“ im Mittelhochdeutschen der 1. H. des 13. Jh.s bis zu den deutschen und slowenischen Legendenballaden unserer Zeit. Vgl. dazu: L. Kretzenbacher, Slovenisch (*s*)*caḡati* = „verzagen“ als deutsches Lehnwort theologischen Gehaltes. Ein Beitrag zur barocken „Legendenballade“ der Slowenen. (Die Welt der Slaven IX/4, Wiesbaden 1964, 337–361); derselbe, Zur „desperatio“ im Mittelhochdeutschen. In: Verbum et signum. FS Friedrich Ohly zum 60. Geburtstag. München 1975, Band II, 299–310; derselbe, „Es reisen drei Seelen wohl aus von der Pein...“. Zur Kulturgeschichte der Ballade von Maria und den drei Seelen. (Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes II, Wien 1953, 49–58).

schen und die deutschen Schulmeister im 16. Jahrhundert solche „Job“-Spiele mit ihren Schülern aufgeführt hatten. So in Kitzbühel, in Wunsiedel, in Schwaz (s. o.). Einmal auch nachweisbar in Oberkärnten. Dort hatte der deutsche Schulmeister Andre Würstl zu Gmünd ein (vermutlich zu jener Zeit protestantisch ausgerichtetes) „Job“-Spiel 1596 aufgeführt⁵⁷. Aber damals war ja das Thema auch bei Jesuiten und Benediktinern beliebt genug, daß deren Texte von dem und jenem Ordensmanne, vielleicht auch einem ehemaligen Konventualen eines Stiftes „auf das Land hinaus empfohlen“ wurde. Daß es von einem Pfarrer möglicherweise für die fern der Stifts- und Collegiums-Bühnen mit ihren ganz anderen Möglichkeiten bewußt „vereinfacht“ würde zum ländlichen, vom Äußeren her anspruchslos gewordenen „Stubenspiel“. Es gibt viele solcher Beispiele, auch in erhaltenen Volksschauspieltexten nach Vorgängern in der Renaissance- oder der Barockdramatik⁵⁸.

Anders wären solche Textgebungen wie die für den Job bei seinem ersten Auftritte in der Spielstubenmitte gar nicht denkbar. Job dankt dem Herrn für die guten Nachrichten über den Stand seines großen Vermögens, über den Reichtum an Herden und Feldfrucht. Nur das beunruhigt ihn, daß er von einem geplanten, nahe bevorstehenden Feste erfährt, das seine Kinder groß aufgezogen feiern wollen. Später, als Jobs Weib namens Helka auftritt, betont auch sie ihren Kindern Okmar und Dison gegenüber, daß sie von solchem Plan nichts gewußt habe. Sie beteuert das sogar „beim Gotte Jobis“. Selber bekennt sich diese *uxor* des nachmals so schwer Geschlagenen, die im Buche Hiob namenlos bleibt, sehr betont als „Heidin“. Als „Fürstentochter Arabiens“ legt sie dabei ein polytheistisches Glaubensbekenntnis ab. Sie glaube nur an Saturnus, Pluto und Ceres und einige

⁵⁷ G. Broll, Aus Gmünds vergangenen Tagen. Lieferung I, Gmünd in Kärnten 1936, 15.

⁵⁸ Vgl. (in Auswahl): L. Kretzenbacher, Magdalenenlegende und Volksschauspiel. In: Beiträge zur Volkskunde Tirols. FS f. Hermann Wopfner, 2. Teil (= Schlern-Schriften 53), Innsbruck 1948, 219–236; derselbe, Jesuitendrama im Volksmund. Zum Thema von der getreuen Frau in Ballade und Sage, auf dem Barocktheater und im Volksschauspiel. In: Volk und Heimat. FS f. Viktor von Geramb, Graz-Salzburg-Wien 1949, 133–166; derselbe, Das „Komödie Buch über das Leben des heil. Märtyrer Christoph“. Ein bisher ungedrucktes Volksschauspiel-Bruchstück aus der Steiermark. (Jahrbuch für Volksliedforschung 20, Berlin 1975, 133–150).

andere. Weisheit und Verstand für ihre Söhne erbittet sie von der Göttin Minerva, Schönheit für die Töchter jedoch von Venus. Ihre Kinder wieder sind anderer Meinung. Diese Götter habe nur „Ovidius erfunden“⁵⁹. Aber die Vorfreude auf das Fest, das ja z. B. auch im „Job“-Spiel des Jacob Ruf mit seinen Aufführungen und Drucken ab Zürich 1535 eine so bedeutsame Rolle spielt, daß es als Motiv auch in die Holzschnittserien aufgenommen erscheint, ist allgemein. Nur Job selber, der kommt, dazu eingeladen wird, lehnt seine Teilnahme wegen notwendiger Arbeiten ab. Nicht ohne seine Kinder besorgt zu ermahnen, das Fest in Gottesfurcht würdig zu begehen. Dabei klingt ein aus den Apokryphen herzuleitendes Motiv an: Selbst er, der gerechte Job, habe sich einmal versündigt, als er nämlich eine „Heidin“ zu Frau genommen hatte. Doch hofft Job, Gott werde ihm das verzeihen⁶⁰.

⁵⁹ Die Auseinandersetzungen zwischen der „Heidin“ Helka als Jobs Weib mit ihren Kindern Dison und Okmar über Fragen der Eingottreligion des Vaters und des Polytheismus der Mutter muten in einer Bauernstube als Spielort des „Job“ recht seltsam an und lassen Einblicke über Textgrundlagen weitab vom derzeitigen „Volksschauspiel“ zu. Vgl. diese Textprobe bei L. R. Bünker, *Volksschauspiele*, 1915, 3. Auftritt, 195:

Helka: „Hast Du vergessen, lieber Dison, daß ich eine Fürstentochter aus Arabien bin? Und bei uns glaubt man nicht so zu tun wie hier, daß ein Gott für alles helfen soll können, nein, bei uns hat man ihrer viel Gottheiten: Saturnus, den Gott der Zeiten, Jupiter, den Gott des Himmels– auch des Donners genannt, Ceres, die Göttin der Erde und der Früchte, Pluto, den Höllengott und dergleichen viele. Einige sind wieder, die wir zu Beschützern wider unsere Feinde anrufen, einige helfen uns für Feuer-, einige für Wassernöte, einige rufen wir an, daß sie uns vor Ungewitter bewahren sollen . . . So siehest Du ja selbst . . ., daß ihrer viele die Regierung besser bewahren.“

Solchem Glauben widerspricht der Sohn Okmar heftig. Für ihn gibt es nur Jobs Eingottglauben. Der Streit geht weiter. Okmar meint: „Es ist ja doch einerlei, ob wir das höchste Wesen Jupiter oder Zebaoth nennen“. Es klingt erstaunlich „josephinisch aufgeklärt“, wenn man sich einigt: „Vertrauen wir nur auf unseren Schöpfer . . . und laßt uns alle Nebensachen ablegen, die unsere Religionen trennen und in brüderlicher Eintracht mit unseren Brüdern leben . . .“

⁶⁰ Ebenda 196: Job (zu seinen Kindern): „ . . . Hütet Euch vor den Heiden, die den wahren Gott nicht kennen. Auch ich habe mich vergangen, daß ich eine Heidin zum Weibe nahm, doch Gott wird es mir vergeben. Nehmet Weiber aus unseren Geschlechtern oder heiratet nicht. Hütet Euch vor der Sünde der Ungläubigen . . .“

Das ist sogar eine sehr unmittelbare Übernahme aus dem apokryphen *Testamentum Jobi*. Heißt es doch dort wörtlich im XLV. Kapitel: „Nehmt auch keine Frauen aus anderen Völkern“: μή λάβετε ἑαυτοῖς γυναῖκας ἐκ τῶν ἀλλοτρίων. Die Stelle bei M. R. James, *Apocrypha anecdota*, Band II, Cambridge 1897, 133.

Immer wieder springt Satan vergnügt in die Stube. Er frohlockt über Gottes Erlaubnis, ja Auftrag, Job zu versuchen (Hiob 2,6). Im voraus kündigt Satan an, welche Schläge Job treffen werden. Es gehört zu den Eigenarten, ja Selbstverständlichkeiten des geistlichen Volksschauspiels, daß es keine „Spannung“ kennt. Was gespielt wird, ist ja jedem Zuschauer, Miterlebenden von Kindheit an aus Mutterunterricht und Katechese, aus Kirchenpredigt, Evangeliumlesung und ständiger Bildpräsenz völlig geläufig. Dies nicht nur im Zyklus der Weihnachtsspiele oder der Karwochen- und Osterspiele, Passionstexte, sondern eben auch bei evangelienbezogenen Einzelthemen wie im „Schäferspiel“ um das Gleichnis Jesu vom Guten Hirten und dem Verlorenen Schäflein (Johannes 10,11–26). Das darf auch für den alttestamentlichen Job gelten.

Der Reihe nach brechen nun über den ohnedies „von unbeschreiblichen Ahnungen“ Erfüllten, Gott um die Gnade und die Kraft der Standhaftigkeit Bittenden die „Hiobs-Botschaften“ herein. Das ist in der gewohnten, seit dem 16. Jahrhundert in den Alpen und ihren Vorlanden wie im städtischen Fasnachtsspiel durchaus geläufigen Stil der Hereinrufungskomödien leicht darstellbar: Job bleibt in der Stubenmitte und da kommen und gehen sie alle, die Boten des Unglücks über Viehraub und Menschenjagd durch die „Araber“; die Nachricht vom Viehsterben in der Seuche, von der Vernichtung der Feldfrucht, „zerknicket und ertötet“ im Unwetter; vom jähen Tode der Kinder im Hause des Festes. Jobs Weib Helka vernimmt es schreiend und klagt die „grausamen Parzen im Hades“ dafür an. Job sinkt wohl unter diesen Schlägen nieder, betet aber mit den biblischen Worten zu Gott (Hiob 1,20–22). Er bittet noch sein Weib, nicht zu „verza-gen“, wie dieses Wort die „himmelschreiende Sünde“ der *desperatio* umgreift (s. o. 76): „Komme, Weib, verzage nicht, noch lebet Gott, der uns züchtiget, er wird uns nicht verlassen.: komme mit, laß uns noch von den übrig gebliebenen Schafen ein Opfer zurichten zum Dank, daß er uns noch leben läßt“...

Der grenzenlos enttäuschte Satan ist wütend. Er gibt jedoch nicht auf. Aber er kennt, anklingend an den Satans-Entschluß zur Verführung Evas im „Paradeisspiel“ unserer unmittelbaren Gegenwart⁶¹,

⁶¹ Vgl. die Szene der Eva-Verführung bei L. Kretzenbacher, Lebendiges Volksschauspiel (s. o. Anm. 49), 68–70 und Abb. 8.

auch noch „andere Mittel“, sich durchzusetzen: „Was der Teufel nicht richten kann, / das stellt er durch ein Weibsbild an“. Wieder treffen Gott und Satan in der Spielstubenmitte auf einander. Nach dem alttestamentlichen Berichte erhält Satan nun die Gewalt über die Gesundheit, jedoch nicht über das Leben des Job. Also wird nach Abgang der beiden „jenseitigen Gestalten“, die irgendwo im Außerirdischen miteinander gesprochen hatten, nun Job von seinem Weibe und von Knechten in die Spielstubenmitte getragen und auf den Boden als Krankenlager gelegt. Ohne daß die geringste szenische oder requisitäre Andeutung hätte gemacht werden müssen, „wissen“ es alle Anwesenden: nun sind wir im Hause oder im Hof des „Gerechten“ an seinem Elendslager. Höhnisch tritt Satan hinzu, hetzt Helka gegen ihren todkranken Mann auf. Bezeichnenderweise heißt es dazu in der Spielhandschrift, die ja insgesamt nur sehr selten Regieanweisungen für einen den meisten Zuschauern bekannten Vorgang symbolischer Handlungselemente gibt: „Satan schlägt mit der Schlange oder dem Schweif, den er in der Hand hat, den Job dreimal auf den Rücken und läuft davon“⁶². Damit ist nun Job für alle „erkennbar“ symbolisch mit ekelerregender Krankheit durch den Satan selbst geschlagen.

Satan wendet sich, wieder in die Spielstube tretend, unmittelbar an Helka. Sie solle sich doch von diesem Elendsmanne trennen. In der Tat wendet sie sich höhnisch in der Ausweitung der keimhaft dramatischen Stelle im Hiob 2,9 von Job ab, läßt ihn „auf dem Mistbette“ liegen. Hatte ihr doch Satan „den schönsten Mann zu Lohne“ versprochen. Das aber hatte den numehr allein auf dem Stubenboden Liegenden am härtesten getroffen.

Jetzt treten Jobs Freunde Eliphaz und Elihu an ihn heran zu jenem Disput, der sich weitgehend aus den Bibelworten zusammensetzt. Es geht erstmals nicht um den nur klischeehaft „Geduldigen“, vielmehr um Jobs Vermessenheit, die theologische *praesumptio*, um das selbstgerechte Hadern des Unglücklichen mit Gott, um sein Verfluchen

⁶² Zu diesem auch in anderen geistlichen Volksschauspielen der Steiermark verwendeten Requisit der (Satans-), „Schlange“ vgl. L. Kretzenbacher, Schlangenteufel und Satan im Paradeisspiel. Zur Kulturgeschichte der Teufelsmasken im Volksschauspiele. In: Masken in Mitteleuropa. Volkskundliche Beiträge zur europäischen Maskenforschung, hrsg. v. L. Schmidt, Wien 1955, 72–92, 4 Bilder.

von Geburt und Dasein in der *conditio humana*. Das mündet wie so oft im geistlichen Volksschauspiel aus seiner lehrhaften, vom Schultheater wie vom Ordentheater übernommenen Tendenz in ein Theologisches von sehr vereinfachter, aber nicht minder eindrucksvoller Kraft⁶³. „Macht und Gnade Gottes“ werden einander gegenübergestellt, bis Job erkennt, daß man mit Gott nicht „rechten“ kann (Hiob 13,3: *et disputare cum Deo cupio*). Dann erst bittet er um „Gnade“. Dies aber ist von den Freunden wohl nach barocker Auslegung in überliefertem Spielbrauch vorbereitet: sie hatten mit den Feinden Jobs verhandelt, die Rückgabe des Geraubten in doppeltem Ausmaße erzwungen. Das Hiob-Wort (42,10 ... *et addidit Dominus omnia, quaecunque fuerant Job, duplicia*) wird solcherart vorweggenommen wie auch anderes. Die rückkehrenden „Hiobsboten“ erleben in der Spielstube das Zurückströmen von Gottes Segen. Selbst Jobs Weib Helka kommt wieder, bekehrt sich und erkennt nun die Macht des Gottes Israel an. Job preist, allein gelassen, die Macht Gottes.

Gleichwohl ist damit das Stubenspiel um Job im Steirisch-Kärntischen noch nicht zu Ende. Noch einmal treten, wie zu Beginn des Spieles und in seiner Mitte, die „Jenseitigen“ auf die schmale Spielfläche, Gott und der Satan. Sie hatten beide mit Vertrag und Wette in das Erdenleben jenes einen hart eingegriffen, der für uns alle hier stand, als Sinnbild von *vanitas* und *desperatio*, der aber auch für die Kraft des wiedergefundenen Gottvertrauens steht. „Ausdeutbar“ wie so viele Einzelgestalten des Alten wie des Neuen Testaments im geistlichen Spiel der zur „Andacht“ erhobenen „Komödie“. Der Satan muß wiederum zu Boden, vor die Füße der vorne sitzenden Zuschauer, wenn Gott hoch aufgerichtet seinen Fluch über den schon einmal aus Seiner Nähe Verstoßenen als Strafgericht ergehen läßt:

⁶³ Man vgl. den sogenannten „Schwesternstreit“, die mittelalterliche *litigatio sororum*, den theologisch nicht lösbaren Gegensatz zwischen Gottes Gerechtigkeit und Seiner Barmherzigkeit beim Urteil über das Urelternpaar nach dem Sündenfall im Paradiese. Gottes in diesem „Falle“ einander entgegengesetzte Grundeigenschaften der *iustitia* und der *misericordia* prallen – ausgeprägt in allegorischen Gestalten der aus dem Psalm 84,11 geläufigen „Rollenträger“ *Misericordia, Veritas, Iustitia, Pax* – aufeinander. Dies eindrucksvoll eben auch im geistlichen Volksschauspiel der Steiermark und Kärntens als Abschluß des „Paradeisspieles“, in dem Gottsohn sich selber zum Opfer im sonst aussichtslosen „Schwesternstreit“ anbietet. Vgl. L. Kretzenbacher, Lebendiges Volksschauspiel, 74–81 et passim.

„Fahr' hin in Deine Hölle, nichtswürdiger Geist, und lasse Dich nicht mehr in der Gesellschaft Gottes sehen.“ Man kann das Hochtrabend-Papierene solcher Worte aus irgendeinem Ordenstheaterpathos wohl nicht verkennen. Dennoch dürfte es auf die meist ländlich-bäuerlichen Zuschauer, wie sie aus den Seitengraben des Oberen Murtales oder vom nachbarlichen kärntischen Metnitztale zum Stubenspiel kommen wie zu einer Sonderform des volknahen Gottesdienstes, schon einen nachhaltigen Eindruck gemacht haben, wenn Satan, erst nach dem Weggang des Richtergottes „recht langsam auf“-stehend (wie eine Spielanweisung besagt) geschlagen zum Stubenausgang entweicht mit diesen Abgangsworten: „Ich will fort, will mich tausend Jahre in den feurigen Höllenfluß stürzen, um aller Schande zu entgehen . . .“.

Jetzt braucht es nur noch der „geistlichen Nutzenanwendung“, die der Ankünder als Abschiedsgruß noch vor dem gemeinsam gesungenen Schlußliede „von der Geduld“⁶⁴ in diese Reimverse nach dem Prosatexte des Gesamtspieles kleidet:

*Jetzt, weil diese Komödie ist zu Ende gegangen,
Ich glaub', Ihr werdet es wohl haben vernommen,
Wie es dem geduldigen Job ist ergangen,
Wie er in der Geduld und Sanftmut hat gelebt
Und der Satan so viel nach ihm hat gestrebt.
Ich bitte Euch, Ihr lieben Freund',
Folget ihm nach in Gottes Namen,
So werdet Ihr kommen in die ewige Freud'.
Gelobt sei Jesus Christus! Amen.*

So klingt eine gewiß nie im sonst so regen Theaterleben zwischen Mysteriendrama und geistlichem Volksschauspiel als Thema beherrschende Darstellung des gleichnishaft empfundenen Lebensschicksals eines „alttestamentlichen Heiligen“ nach mehr als einem halben Jahrtausend überschaubarer Gestaltungen im „Spiel als Andacht“, als

⁶⁴ Text dieses „Liedes von der Geduld“ (Weise unbekannt) bei L. Kretzenbacher, *Lebendiges Volksschauspiel*, 319. Mehrere Fassungen aus der Gegend von St. Lambrecht, Obersteiermark bei P. Pramberger (s. o. Anm. 53) Hs.-Band XIII, dictamen 1716. Dazu vgl. W. Suppan, *Lieder einer steirischen Gewerksengattin* aus dem 18. Jh. Hs. 1483 des Steiermärkischen Landesarchivs Graz. Graz 1970, 25 (= Beiträge zur Erforschung steirischer Geschichtsquellen, XLIX. Heft (N. F. XVII. H.).

Sonderprägung der „Hiobs-Erinnerungen“ am Südostrande des deutschen Sprachraumes im Steirisch-Kärntischen aus. Dies zumindest im „Volke“ und gezielt auf sein besonderes Empfinden und Erfassen der biblischen Aussage, die ihrerseits sehr wohl in der Hochdichtung wie im Kunstgestalten der Oberschicht geradezu weltweit ihren Platz behält⁶⁵.

Venedig und seine Hiobs-Kirche San Giobbe

Es bleibt eigenartig, daß allein in Venedig sechs Kirchen den sogenannten „alttestamentlichen Heiligen“ geweiht sind: San Giobbe, San Geremia, San Moisé, San Samuele, San Simeone und San Zaccaria. Aber die Anfänge der meisten von ihnen verlieren sich im Dunkel der für sie fast durchwegs schriftquellenlosen Jahrhunderte des Mittelalters und seiner unmittelbaren Nachfolge. Auch aus der einzigen bisher bestehenden Überschau, verbunden mit einem wertvollen Berichte zur Forschungslage bis 1978¹, läßt sich zunächst nur entnehmen, daß die Gründungen dieser sechs Kirchen keineswegs miteinander auf eine ganz besondere, alle diese Alttestament-Heiligen ge-

⁶⁵ Vgl. z. B. aus jüngerer Zeit ein „Hiob. Biblisches Drama“ des ostpreußischen Dichters Rolf Lauckner, † 1954. Es wurde 1956 zu Feuchtwangen als „Trostspiel für die verfolgten Ostpreußen“, entstanden 1945, aufgeführt nach H. Schröder (Der Zwiebelturm, Jgg. 1956, Regensburg, Heft 8, 196).

Ein „Spiel um Job“ des amerikanischen Dichters Archibald Mac Leish gelangte am 28. VII. 1958 bei den Salzburger Festspielen zur Uraufführung. Das Stück spielt in einem modernen Umgrunde, in ein Zirkuszelt gestellt. Auch hier die biblischen Gestalten Gott und der Satan auf der Bühne.

Von Freilichtspielen religiösen Charakters, darunter „The Sufferings of Job“ (Die Leiden des Hiob) im Pine Mountain State Park zu Kentucky, USA berichtet eine Zeitungsreportage über „Amerikas Freilichtspiele“ von R. Grünberg in den Kieler Nachrichten, 7. VIII. 1965, 33.

Ein Zyklus moderner Holzschnitte „Hiob“ von Werner Gutheim erschien 1953 zu Schwenningen. Ein „Hiob“ als Graphik befindet sich im künstlerischen Werke des früh verstorbenen Zeichners und Malers Kurt Absolon (1925–1958), hrsg. v. O. Breicha, Graz 1974.

¹ N. Gockerell, Kirchen mit alttestamentlichen Patrozinien in Venedig. Materialien zu Geschichte und Ikonographie der Kirchen S. Giobbe, S. Geremia, S. Moisé, S. Samuele, S. Simeone und S. Zaccaria. Venezia/Venedig 1978 (Centro tedesco di studi veneziani, Quaderni, Nr. 11).

meinsam tragende „Kultwelle“ etwa von Byzanz aus, das sonst so bedeutsam für Venedig war und blieb², zurückzuführen sind. Es ist dann nicht verwunderlich, wenn es in der Nachbarschaft von Venedig, überhaupt in Oberitalien wie im Adriaraum gewisse Parallelen gibt. Man denke an die (in ihren Anfängen gleichfalls legendäre, ins Jahr 99 n. Chr. verlegte) *Chiesa parrocchiale di S. Isaia* zu Bologna³. Weiters an die seit 1409 auf Jahrhunderte bis 1797 unter venezianischer Herrschaft stehende dalmatinische Festungsstadt Zara, heute kroat. Zadar, wo es ebenso wie zu Venedig eine bedeutende Kirche Sveti Šimeon (San Simeone) gibt, in der in einem kostbaren Gold- und Silberschrein (*raka*), entstanden als Werk eines mailändischen Goldschmiedes zwischen 1377 und 1380, die Gebeine jenes alttestamentlichen Sehers Simeon⁴ (Luk. 2,25–32) liegen, von denen auch die Venezianer behaupten, daß sie in ihrer Kirche San Simeone geborgen seien. Auch zu Split (Spalato) in Dalmatien wurde Moses als „Heiliger“ verehrt⁵, wie bereits Ambrosius von Mailand (340–397) ihn und Abraham oder David als *sanctus* bezeichnete ohne Unterscheidung zu den neutestamentlichen Heiligen des jungen Christentums⁶.

Einigermäßen „sichere“ Kunde über den Ursprung solch einer Kirchengründung für einen der sechs alttestamentlichen Patroziniumsträger zu Venedig besteht nur für San Giobbe (Hiob, Job). Für

² Zu diesem bleibenden Forschungsvorhaben vgl. aus jüngerer Zeit: Katalog der großen Ausstellung *Venezia e Bisanzio*, eingeleitet von S. Bettini, Venedig 1974 (mit reicher Literatur); H.-G. Beck-M. Manoussacas-A. Pertusi, *Venezia centro di mediazione tra Oriente e Occidente (secoli XV–XVI). Aspetti i problemi*. II Bände Firenze 1977.

³ A. di Paolo Masini, *Bologna perlustrata*. Bologna 1666, I,372; zur legendären Datierung nach einem Münzfund N. Gockerell 3f.

⁴ Zu San Simeone in Venedig vgl. N. Gockerell, 22–39 mit reicher Lit.; zu Sveti Simeon in Zara/Zadar neuerdings: I. Petricioli, *Zapažanja o škrinj sv. Šimuna u Zadru*. (Sveučilište u Splitu, Filozofski fakultet Zadar, Radovi 1975/76, Zadar 1976, 451–462); derselbe, *Der Schrein des hl. Simeon in Zadar*. Zadar 1983 (Monumenta artis Croatiae, I. Reihe, Band 3).

⁵ Bologna hatte ein Zacharias-Kloster, Ravenna ein Zacharias-Oratorium usw. Doch nirgends gibt es besondere „volkstümliche“ Verehrungsformen für jene alttestamentlichen Heiligen, eben der Seuchen- und Pestpatron Job in manchen Teilen Europas ausgenommen. Dazu N. Gockerell 3,75 et passim.

⁶ D. B. Botte, *Le Culte des Saints de l'ancien testament dans l'église chrétienne*. (Cahiers Sioniens 4, 1950, 39f.).

ihn wird auch schon im *Martyrologium* (Pseudo-)Hieronymianum (Mitte des 5. Jh.s) ein besonderes Fest für den 6. Mai genannt. Für jenes Datum also, an dem auch die byzantinisch-griechische, wie die byzantinisch-slawische Orthodoxie des „vielleidenden Job“ (Ἰὼβ πολύαθλος, serb. des „Gerechten, Viel-Erduldenden“, *pravedni i mnogostradalni*) gedenkt⁷, soweit das Fest nicht bei den auf dem alten, dem julianisch-vorgregorianischen Kalender Verharrenden durch das Hauptfest des Georgios, Sveti Jurij überstrahlt wird.

Auf Venedig bezogen zeigte sich allerdings bereits der Pariser Theologe Johannes Beletth (12. Jh.) in seiner *Summa de ecclesiasticis officiis*, verfaßt 1160/1164, das zu oft mit dem noch berühmteren *Rationale Divinorum officiorum* des Guilelmus Durandus d. Ä., von Mende (1230/31–1296) zusammen gedruckt und mit ihm verwechselt wurde (viele Drucke ab Straßburg 1473), in einem solchen Druck von Antwerpen 1562 verwundert über solchen Kult der alttestamentlichen Heiligen: *Animadvertere ergo quod festa sanctorum veteris testamenti ut Abrahami, Isai, Jacobi, Davidis, Danielis et aliorum in Graecia et Venetiae colantur, habeantque istic suas ecclesias...*⁸ Im Barock folgt ihm diesbezüglich Fedele Onofri in seiner *Cronologia veneta* von Venedig 1682⁹: *Niun altra città contiene in sè chiese dedicate a Santi del testamento vecchio come ha Venezia e sono 7: San Geremia, San Zaccaria, San Moisè, San Samuele, San Daniele, San Giobbe, San Simeon profeta.*

Gleiche Verwunderung 1758 bei Flaminio Cornaro in seinen *Notizie storiche*. In einem Abschnitt über die nicht mehr bestehende *Chiesa di Sant' Isaia* (Jesaias) meint er, für Venedig sei solch eine Kirche eigentlich selbstverständlich gewesen, für *una città, dove furono fabbricati Tempj, e Monasteri a tanti Santi dell'Antico Testamento; a San Giob-*

⁷ Die gegenwärtige Kirchenüberlieferung übernimmt nur das „Leben und Leiden“ dieses „Gerechten“ aus dem kanonischen Buche Hiob. Aus dem werden auch in die heutige byzantinisch-slawische, etwa in die serbisch-orthodoxe Liturgie besonders in der Karwoche viele Lesungen übernommen. Vgl. dazu: J. Sp. Popović, *Žitja svetih*. Mai-Band, Beograd 1974, 159–163; andere Traditionen feiern das Kirchengedenken an St. Job am 10. Mai (*Martyrologium Romanum*, offiziell seit 1584), am 14. V. nach dem *Proprium Trevisanum*; die orientalisch-äthiopische Kirche als besonderes Fest am 27. IV.; zu Jerusalem gilt der 22. V., bei den Kopten der 29. VIII. Vgl. *Bibliotheca Sanctorum* Rom 1965, Band II, 483; zum 10. Mai in Venedig als *dies liturgicus* für San Giobbe. N. Gockerell 14.

⁸ J. Beletth, *Rationale Divinorum Officiorum*. Antwerpen 1562.

⁹ F. Onofri, *Cronologia veneta*. Venezia 1682.

be, a S. Moisè, a S. Samuele, a S. Geremia, a S. Daniele . . .¹⁰ Das betont 1785 auch G. B. Galliccioli im mehrbändigen Werke *Delle memorie venete sacre e profane*¹¹: *nessun altra città ha tante chiese dedicate ai Santi del Vecchio Testamento.*

Nach jener Forschungsübersicht von Nina Gockerell ist die venezianische Kirche San Giobbe die jüngste mit einem solchen Patrozinium aus dem Alten Testamente. Aus der Fülle italienisch-venezianischer Quellen, die freilich sehr viel mehr Legendäres als historisch wirklich aus Archivalien Faßbares verarbeiten, entsteht eine Gründungsgeschichte, die San Giobbe in das ausgehende 14. Jahrhundert verweist. Mithin also in jene Zeit der Pestnöte des Abendlandes, in denen ja Venedig selber als das Einfallstor solcher Seuchen aus dem Orient eine traurige, für das mittlere Abendland verhängnisvolle Rolle spielte. Das spiegelt sich schon in der ältesten Schriftquelle zur Gründungsgeschichte von San Giobbe bei Francesco Sansovino 1580¹²: *Dopo le predette Chiese parrocchiali del presente Sestiero, sono degni di consideratione diversi monasteri fra i quali San Job è situato à punto nel principio di Canareio, nuovo per edifito, perciocche lo fabbricò Christoforo Moro Doge, che fa l'anno 1462, e lo concesse à i frati di San Francesco, conciosia che trovandosi Podestà a Padova dove gli fù detto dal Beato Fra Bernardino, che sarebbe Doge dopo la morte del Foscari, e essendo fa to Pasqual Malipiero in luogo del Foscari, ch'era vivo, morto di Foscari fu fatto il Moro, il quale per memoria di quel Beato, ordinò la predetta Chiesa, e le diede larghi proventi, e vi ordinò ancò lo Spedale . . .* Handelt es sich bei der Vision des sel. Bernardin von Siena (1380–1444) um eine wohl später eingefügte Legende, so wird doch 1736 über den Gründungsanlaß für San Giobbe ähnlich berichtet¹³:

San Giobbe, detto Sant'Agioppo.

Essendo stato predetta da San Bernardino da Siena a Cristoforo Moro, ch'agli dopo la morte del Doge Francesco Foscari sarebbe stato assunto dalle Ducea, tosto che vide avverata la predizione, diede principio a questa Chiesa e Monistero, con un ospitale, e donolla a'Padri Osservanti di San Francesco, detti aggidi di San Giobbe . . .

¹⁰ F. Cornaro, *Notizie storiche delle chiese e monasteri . . . Venezia* 1758, 557.

¹¹ G. B. Galliccioli, *Delle memorie venete sacre e profane. Venezia* 1785, II, 906.

¹² F. Sansovino, *Venetia, città nobilissima et singolare. Venezia* 1580, 155.

¹³ Anonymus, *Cronica Veneta. Venezia* 1736, 331 f.

Doch erst für 1846 konnte der richtige Gründernamen richtig angegeben werden von Luigi Perotti in seiner Schrift *Memoria sui luoghi pii di Venezia*¹⁴: ... e perfino ricorderemo l'alto spedale, sotto il titolo di S. GIOBBE, fondato dall'abate Giovanni o Zuanne Contarini, per ricovero dei poveri, cui lascia poi eredi di sua sostanza colla testamentaria disposizione 31 agosto 1407 ...

In einem 1847 anonym erschienenen, dreibändigen Werke *Venezia e la sua laguna* sind die Daten erstmals richtig wiedergegeben¹⁵: *Fra i molti monumenti della pietà di Giovanni Contarini, sacerdote, non meno per santità di religione che per illustri natali cospicuo, principalissimi furono l'oratorio ed il monastero di S. Giobbe, quest'ultimo, per sostentamento de' poveri, eretto l'anno 1378, e nell'anno appresso ampliato colle proprie sostanze.*

Kurze Zeit darauf, 1860, erzählt das auch Emanuele Antonio Cicogna in einer Sonderschrift über unsere Job-Kirche mit diesen Worten¹⁶: *Giovanni Contarini sacerdote patrizio veneto del confine di S. Pantaleone ordinava nel 1378 lungo la fondamenta che conduce alla laguna nella Parrocchia di S. Geremia, un Ospitale per accogliere poverelli ... Vicino a questo Spedale Giovanni erigeva anche un Oratorio, o piccola Chiesa dedicata a San Giobbe prof(eta) detto nel nostro dialetto Santa-giopo.*

Mithin wurde also San Giobbe als Armenspital durch den Priester Giovanni Contarini aus der Pfarre St. Jeremias im Jahre 1378 gegründet. Das fällt also genau in jene Zeit, in der auch sonst weithin im Abendlande zwischen Hamburg, Wien und Bologna solche Armen-spitäler, Leprosenhäuser u. ä.¹⁷ für die Unglücklichsten errichtet wurden, gleichfalls mit Kapellen, Altären, Bildern des „Pestpatrons“ und Helfers in so schweren Leiden versehen. Senatsakten der Serenissima bestätigten unter dem 21. XII. 1389 die Errichtung des kleinen Oratoriums. Ein Gleiches spricht unter dem 21. IX. 1390 auch eine Bulle von Papst Bonifaz IX aus. Hier wird bereits großer Zulauf des

¹⁴ L. Perotti, *Memoria sui luoghi pii di Venezia*, Venezia 1846, 24.

¹⁵ Anonymus, *Venezia e le sue lagune*. Venezia 1847, Band II, Teil 2, 164.

¹⁶ E. A. Cicogna, *La Chiesa di San Giobbe*, Venezia 1860/61, 529.

¹⁷ Auch zu San Spirito in Sassia zu Rom bestand ein Hiob-Oratorium, desgleichen in Bologna eine *Chiea di San Giobbe*, beide angeschlossen an große Hospitäler. Vgl. N. Gockerell 8, A. 19.

„Volkes“, der für jegliches Wallfahrtswesen so kennzeichnende *concursus populi* ausdrücklich vermerkt¹⁸.

Es blieb allerdings nicht bei der Alleininhaberschaft jenes Patroziniums durch Hiob/Job. Im Jahre 1449 hielt dort Bernardin von Siena, vom schon genannten damaligen Dogen Christophorus Moro unterstützt, eine Predigt. Gerade dieser Doge setzte bald nach der Jahrhundertmitte einmal eine Erweiterung des Kirchenbaues, dazu aber auch eine des Patroziniums durch. Die Kirche hieß dann San Giobbe e Bernardino. Der berühmte Franziskanerprediger und „Seher“ war ja im Jahre 1450 schon kanonisiert worden. So erfolgte eine erste Weihe des neuen, erweiterten Gotteshauses am 14. IV. 1493 und eine zweite nach neuerlicher Bauerweiterung, die auf bedeutend angewachsenen Zulauf schließen läßt, fast hundert Jahre später am 14. IV. 1587. Die Ordensbrüder des einen der nunmehr zwei Kirchenpatrone, die Franziskaner hatten das Gotteshaus zu betreuen. San Giobbe wurde unter Napoleon eine Vikariatskirche. Der Konvent der Franziskaner wurde 1812 zerstört. Die Kirche selbst dient seit 1951 einem Knabeninternat als Gotteshaus.

San Giobbe mag einst unter der Förderung bedeutender Dogen auch reich an Kunstschatzen gewesen sein. Heute ist es schwierig, in die – meist versperrte – Kirche überhaupt hinein zu kommen. Ihr Anblick ist beklemmend nüchtern, fast armselig. Eine *Sacra conversazione* von Giovanni Bellini (um 1430–1516), aus der Glanzzeit des San Giobbe-Heiligtums, ist längst in die Accademia übertragen. Sie vereint Franz von Assisi, Johannes, den Lieblingsjünger Christi, Hiob und Dominicus, Sebastian und Ludwig von Toulouse, also den heiliggesprochenen König Ludwig IX von Frankreich (1214–1270), der als Drittordensheiliger so oft mit Franz von Assisi gemeinsam dargestellt wird. Auf einem Seitenaltare befindet sich heute noch die *Teofania del S. Giobbe*, das Altarblatt von Lattanzio Quarena (1768–1853). Ferner knien Franz von Assisi und St. Job auf einer Portallünette von Pietro Lombardo (1435–1515).

Lediglich in der kleinen Kirche *Santa Maria della Pace* auf den *Fondamenta di Canareggio*, einige hundert Meter von San Giobbe entfernt, findet sich ein auch kunsthistorisch wertvolles Rokoko-Deckenfres-

¹⁸ A. Niero, *Il culto dei Santi dell'antico testamento*. SW: *Culto dei Santi a Venezia*, Venezia 1965, 166.

ko, das möglicherweise aus San Giobbe hierher übertragen wurde. Es ist eine umfassende Groß-Szenerie des biblischen Hiob-Geschehens: der Heilige auf dem Misthaufen; seine Frau, seine Freunde reden auf ihn ein. Von hinten macht sich Satan an sein Opfer heran. Gottvater, in Wolken schwebend, beobachtet das Geschehen, das in keiner Einzelheit über das im kanonischen Buche Hiob Geschilderte hinausgeht. Man nimmt an, daß dieses Deckengemälde von Jacopo Marieschi (1711–1794) oder aus seiner Werkstatt stammen könnte¹⁹. (Abb. 3) Jedenfalls wird 1758 berichtet, daß hier „nach dem Willen des Gründers täglich eine Messe zur Bequemlichkeit für die Armen aus dem nebenan gelegenen Hospital“ gelesen werden solle²⁰.

Nirgends zu Venedig konnte etwa eine „Hiobs-Bruderschaft“ festgestellt werden. Wenn schon sein Name in solchem Zusammenhang aufscheint, so z. B. in manchen Andachtsbüchlein solch einer *confraternità*, dann nur bei solchen, die „bei San Giobbe“ ihren Sitz, ihren Versammlungsort haben. Die Volkssprache hat einen Widerhall dieses San Giobbe: man sagt zu Venedig zu einem armen, bemitleidenswerten Menschen immer noch, er sei ein *povero giopo*²¹.

Keinerlei „Kult“-Erinnerungen etwa in Motiv-Bildern, *ex voto*-Gaben u. ä. konnte ich bei mehrfachen Besuchen dort finden. Auch unter den Hunderten von den Tausenden venezianischen Bilddrukken, den *stampe popolari*, die ich in Venedig selber einsehen hatte können, ist mir keiner etwa mit einer Mirakeldarstellung, einer „Wunderheilung“ durch oder zu San Giobbe je untergekommen. Nur einer aus dem 17. Jahrhundert als venezianischer Druck mit der Inschrift *Legenda de miser san Job* ist mir bekannt geworden. Nackt sitzt St. Job auf einem Misthaufen vor der Stadt. Vor ihm seine Frau, hinter den beiden die Unglücksboten. Nichts Apokryphes oder näher lokal Bezogenes ist darauf zu erkennen²².

¹⁹ N. Gockerell 14.

²⁰ F. Cornaro, *Notizie storiche delle Chiese e monasteri di Venezia*. Venezia 1758, 288: ... *fu istituita la quotidiana celebrazione d'una Messa secondo la volontà del Fondatore a comodo de' Poveri del contiguo Ospitale*.

²¹ A. Niero, *Santità a Venezia*. Venezia 1972, 92; dazu N. Gockerell 15 auch noch ein venezianischer Kinderabzählreim.

²² A. Segarizzi, *Bibliografia delle stampe popolare italiane della R. Biblioteca nazionale di S. Marco di Venezia*. Band I, Bergamo 1913, fig. 146.

Der „Kult“ mit dem *concursus populi*, von dem jene Bulle des Papstes Bonifaz IX im Jahre 1390 spricht, ist offensichtlich längst erloschen.

Kärntner Hiobs-Erinnerungen

Kärnten darf mit Fug und Recht als die Herzlandschaft des gesamten Südostalpenraumes bezeichnet werden. Das alte Carantanien erwies sich als wahre Ländermutter. Deren Kulturerbe bleibt gegenwärtig oder wird immer neu ins Bewußtsein gerufen von den vielen und bedeutenden Fundstellen des alten Noricum und seiner römisch-zeitlichen Epoche über die Stürme der Völkerwanderung, die ein frühchristliches Erbe zerstörten, dann unter geänderten Verhältnissen neu aufleben ließen und den Weiterweg erkennen lassen über ein reiches Mittelalter, eine von der Italiennähe besonders bestimmte Renaissance wie eine glanzvolle Barock-Periode und ein alljährlich von fast unzählbar vielen Menschen besuchtes Heute.

Auch für unsere Fragestellung nach den Hiobs-Erinnerungen birgt das alte Herzogtum Kärnten, selbständig seit dem Jahre 976, das Kronland der Österreichisch-Ungarischen Monarchie und Mitglied der Länderdreiheit Innerösterreich wie als das südlichste Bundesland der Republik Österreich manches Zeugnis in seinem deutschen Hauptteil wie in dem zumal südlich der Drau anschließenden gemischtsprachig deutsch-slowenischen Siedelraum. Wenigstens in begrenzter Auswahl aus der Fülle seien hier Hiobs-Erinnerungen aus der Bildenden Kunst wie aus dem Brauchtumsleben für Kärnten genannt.

Ein eindrucksvolles Zeugnis mittelalterlicher Buchmalerei unseres damals weithin im Ostalpenraum beliebten Themas der *vanitas*-Mahnung in der Gestalt des Job enthält eine Handschrift der lateinischen *Biblia sacra* aus dem Übergang vom 13. ins 14. Jahrhundert. Sie wird heute im Archiv des Geschichtsvereins für Kärnten verwahrt. Dort hin war die Folio-Handschrift aus der Bischöflichen Bibliothek zu Gurk gekommen. Im Bilderschmuck erweist sie sich als eine italienische Arbeit im noch ungebrochen fortwirkenden byzantinischen Stil der Zeit¹. In die Initiale *I* zum Buche Hiob ist diese Szene eingefügt:

¹ R. Eisler, Die illuminierten Handschriften in Kärnten. Leipzig 1907 (Reihe: Beschreibendes Verzeichnis der illuminierten Handschriften in Österreich, hrsg. von F. Wickhoff, Band III), 30f., Abb. 9.

Job sitzt, sein Haupt von einem Heiligenschein umstrahlt, über und über mit dem Schorf des „Aussatz“ bedeckt, fast nackt auf dem *sterquilinum*. Seine Frau ekelt es vor dem Gestank des offensichtlich als *leprosus* Dargestellten. So hält sie einen Zipfel ihres Gewandes vor die Nase, wenn sie, um nur ja in keine Berührung mit diesem Unglücklichen zu kommen, ihm seine Nahrung mit einem langen Stöcke zuschiebt. So hatte es eben die gewohnte Vorsicht, ja auch die obrigkeitliche Vorschrift für den notwendigen Umgang mit den Seuchenkranken im Abend- und Morgenlande während des gesamten Mittelalters geboten. In der Bildgestaltung ist daraus geradezu ein *topos* geworden².

Es ist sicher, daß nicht nur am Niederrhein, in Flandern, Brabant und in Nordfrankreich, sondern auch im ostalpinen Bereich eines Job-Kultes zwischen Donau und Adria zumal das Patronat des Heiligen gegen Lepra, „Pest“, Syphilis und Skorbut im Vordergrund stand. Noch die gegenwärtige, allerdings „heimliche“ Wallfahrt zum Kirchlein St. Job bei Föhrnitz in Kärnten (s. u. 92ff.) zeugt davon. Allerdings mag dies in früheren Jahrhunderten viel „öffentlicher“, jedenfalls auch öfter als heute und notwendig gewesen sein. Doch so wie es sich im nordwesteuropäischen Kultbereich dieses Patronates verhält, zu dem sich – wie zumal beim „Aussatz“ – auch andere Heilige, z. B. St. Ottilia, Hedwig, Hildegard, Katharina von Siena, Elisabeth von Thüringen, Franz von Assisi, Georg, besonders auch Sankt Brigida³ bereit finden mußten, so war es auch in Kärnten so, daß sich die Unglücklichen unter den himmlischen Schutz auch anderer Heiliger neben St. Job stellten. Dabei fällt für Kärnten als ein anscheinend seltenes Patronat dieser Art jenes des hl. Dionysius auf. Auf einem Innenfresko an der Langhaus-Nordwand der Filialkirche St. Lambertus zu Hart ob Glanegg, entstanden um 1514, predigt der

² Dieser *topos* begegnet seit den frühen Vorbildern in Byzanz. Vgl. z. B. ein serbisches Fresko des 14. Jhs. zu Gračanica auf dem Kosovo polje/Amselfelde. Job voller Schwären auf dem Misthaufen. Eine Frau wendet ihr Gesicht im Ekel vor dem Gestank ab, wenn sie ihm das Wasser in einem Krüglein und das Brot auf einem Brett mit langem Stiel zuschiebt. Siehe V. P. Petković, *La peinture serbe du Moyen Age*. Beograd 1930, 30.

³ *S. Brigida Laß uns genesen / Von Wunden, Aussatz und bösem Wesen* steht in der Adalgundis-Kapelle im fränkischen Staffelstein (LK Staffelstein, Oberfranken) zu lesen.

hl. Bischof Dionysius nach einer Szene aus seiner Legende⁴. Der Heilige hält als „Kephalophore“ das ihm im Martyrium abgeschlagene Haupt samt der Infel in seiner Linken, wenn viele Pilger, fünf davon kniend, aus der Stadt im Hintergrund (es muß nach der Legende Paris sein) zu ihm kommen. „Sie alle tragen, deutlich sichtbar gemacht, die Zeichen eines häßlichen Ausschlages (Pest?)“⁵.

Weitaus am bekanntesten im Bereich der Hiobs-Erinnerungen im Lande Kärnten ist das Kirchlein St. Job im gleichnamigen Haufendorfe, am Ausgang des Gailtales im politischen Bezirk Villach-Land gelegen. Die am westlichen Dorfrande hinter einer hohen Friedhofsmauer stehende Kirche erweist sich als ein gotischer Bau des ausgehenden 15. Jahrhunderts⁶, der nachmals wie so viele hier im Lande, das an sich erstaunlich zahlreiche Denkmäler aus romanischer wie aus gotischer Zeit bewahrt hat, barockisiert wurde.

Lange ehe ich mir diesen Mittelpunkt einstiger Job-Zuflucht selber erwandert hatte und nachmals mehrfach meine Münchener Volkskunde-Studenten hinführen konnte, war mir das Gotteshaus aus dem gutmütig-boshaften Landesspott der Steirer bekannt: „Die Kärntner haben eine Kirche, da ist der Hochaltar ein Misthaufen. Drauf sitzt ein nacketer Bettler und verdraht die Augen, daß einem schon beim Hinschauen ganz schiech wird . . .“. Nun baut sich dort wirklich über dem vergoldeten Tabernakel des mit 1688 nicht ganz gesichert datierten Hochaltars die Szenerie des in seinem Elend *in sterquilino* zu Gott betenden Leidensmannes auf (Abb. 7). Unter blau-braun-goldenem Geranke des Barockzierates von weißem Blattwerk als Tabernakelbekrönung sitzt hinter einem Holzkruzifixe der über und über mit Schwären, Beulen behaftete, fast nackte, nur um die Leibesmitte mit einem blauen Tuche bedeckte Job. Mit schmerzbezeugender Ge-

⁴ Jacobus de Voragine, *Legenda aurea*, Ausgabe Th. Graesse, 3. Aufl. Breslau 1890, Neudruck Osnabrück 1965, Cap. CLIII (148), 680–686, bes. 684.

⁵ W. Frodl, *Die gotische Wandmalerei in Kärnten*. Klagenfurt 1944, Abb. auf Tafel 25, dazu 79, 98 und bes. 122.

⁶ Dehio-Handbuch der Kunstdenkmäler Österreichs, Band Kärnten, Wien 1976, 542f.; zum Geschichtlichen vgl. W. Fresacher, *Kärnten 1; Kärnten südlich der Drau*. (Erläuterungen zum Historischen Atlas der österreichischen Alpenländer. Hrsg. von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, II. Abteilung: Kirchen- und Grafschaftskarte, 8. Teil, gleichzeitig Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie, Band 45, Klagenfurt 1956).

betsgebärde seiner gefaltet erhobenen Hände schaut das braunbärtige Männerantlitz, den Mund unter Qualen geöffnet, nach oben. Die Barockstatue Johannis des Täufers mit dem Kreuzstab und der *AGNUS DEI*-Inscription auf einem darübergelegten Bande steht zu St. Jobs Rechter. Gegengleich St. Florian als Beschützer von Heim und Hof vor Feuer zu des Dulders Linker.

Diese Kirche zu St. Job, als Filiale der Pfarre Fürnitz zugeordnet, enthält heute keine ständig sichtbaren Zeugnisse besonderen Kultes für ihren Patron. Es fiel auch bei mehreren Versuchen jeweils schwer, irgendetwas Genaueres über das Gegenwärtige einer Job-Verehrung abzufragen. Das nimmt ja weiters nicht wunder bei den vielfach doch wohl heiklen Sonderanliegen einer „heimlichen Wallfahrt“ wie sie z. B. bei venerischen Krankheiten innerhalb einer kaum aufschließbaren Intimsphäre verborgen bleiben. Doch erinnerten sich ältere Gewährsleute bei mehreren Besuchen daran, daß sich „früher einmal“ manche der hieher Gekommenen mit einem langen Wachsdocht „an den Altar des Heiligen haben anbinden lassen“, ihn sozusagen „zwingend um Hilfe zu bitten“. In der Tat konnte ich einmal um 1974 inmitten meiner Münchener Studenten unter dem Gerät in der Sakristei eine Haspel ausfindig machen, um die mehrere Meter solch eines Wachsfadens gewunden waren (s. Abb. 9). Mithin das Brauchtumsrequisit einer *cinctura*, eines Um-, Ein- und Anbindens. Ich durfte dazu erfahren, daß die „Blinden oder die arg Augenschwachen“ sich in dem unweit gelegenen Luzienkirchlein „auf der Tratten“⁷ an den Altar der himmlischen Augenpatronin, Blindenhelferin im Vertrauen auf ihre in der Legende begründeten⁸ Kraft „anbinden“ lassen⁹. Mithin nicht anders als ich solches Um- und Anbinden als *cinctura*, als eine Grundform der *devotio* europaweit verfolgen hatte können als Kultobjekt-Gürtung seit der Antike bis zum gegenwärti-

⁷ Tratten, Fil.-Kirche St. Luzia und Jodocus, Spätgotisch. Vgl. Dehio-Kärnten, 1976, 714f.

⁸ Zu den Augenpatroninnen St. Luzia und St. Ottilia und ambivalenten Gestalten des zumal süd- und südostdeutschen, aber auch slawischen und madjarischen Volksglaubens vgl. L. Kretzenbacher, *Santa Lucia und die Lutzelfrau. Volksglaube und Hochreligion im Spannungsfeld Mittel- und Südosteuropas*. München 1952 (Südeuropäische Arbeiten, Band 53).

⁹ L. Kretzenbacher, „Anbinden“ als Kultidee und als Devotionalform. (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1976/77, Volkach vor Würzburg 1978, 150–156 und 5 Abb.).

gen Erlebnis an der Wallfahrtskirche der *Panagia Iatrissa*, „Mariens als der Hochheiligen Ärztin“ mit zwanzig- und mehrfachen Wachsfaden-, „Gürtungen“ um das kleine Gotteshaus und an die Tagesikone von Mariae Geburt (8. IX.) auf dem Taygetos¹⁰.

Mehr aber war zu St. Job in Kärnten bisher nicht zu erfragen. Ähnlich steht es auch bei einer Reihe von anderen Hiobs-Erinnerungen in Kärnten, für deren Geschichtlichkeit nur noch die Denkmäler Zeugnis geben.

So befindet sich ein Barockbild (17. Jh.) des Dulders Job auf dem rechten Seitenaltar des Filialkirchleins St. Jakob zu Velden am Wörthersee¹¹. Eine lebhaft bewegte Schnitzfigur des mit besonders großen, ekelerregenden „Pestbeulen“ bedeckten St. Job, wie er in einer Schmerzgebärde seiner Arme den Betrachter um Mitleid anzuflehen scheint, das Haupt gottergeben nach oben gewendet, birgt die Filialkirche St. Nikolai bei Keutschach (Bezirk Klagenfurt-Land). Sie steht, einen Meter hoch, neben dem Seitenaltar an der Kirchenwand¹². Zusätzlich im gleichen Kirchenraum auf dem Sängerchor ein Gemälde desselben 18. Jahrhunderts (1,35 × 1,70 cm) mit der Eigenart, daß die „den Schmerzensmann besuchenden Freunde ... als Türken gekleidet“, also „orientalisch“ gewandet sind¹³.

Eine köstliche Legendenerinnerung an St. Job knüpft sich an eine Kapelle zu Tratten bei Bodensdorf (Bezirk Klagenfurt-Land). Die ehemalige Pfarrkirche St. Joseph, urkundlich erwähnt zwischen 1656 und 1667 (eine neue wurde erst 1929 für den gleichen Patroziniums-Heiligen erbaut), wurde 1670 anstelle einer hölzernen, der „Waldkapelle“, errichtet. Die trug ursprünglich den Namen des hl. Job. Sie hatte zum ehemaligen Benediktinerstift Ossiach (gegründet vor

¹⁰ L. Kretzenbacher, Kettenkirchen in Bayern und in Österreich. Vergleichend-volkskundliche Studien zur Devotionalform der *cinctura* an Sakralobjekten als kultisches Hegen und magisches Binden. Bayerische Akademie der Wissenschaften. Phil.-histor. Klasse, Abhandlungen, N. F. Heft 76, München 1973; derselbe, Volkskundliche Alleingang-Feldforschung. Studienwanderungen und Erlebnisse für eine „Ethnologia Europaea“, München 1986 (Beiträge zur Kenntnis Südosteuropas und des Nahen Orients, Band XXXIX), 107–115 (Bergwallfahrt zur „Hochheiligen Ärztin“ auf dem Taygetos).

¹¹ St. Singer, Kultur- und Kirchengeschichte des Oberen Rosentales. Dekanat Rosegg mit Einschluß des Wörthersee-Gebiets. Kappel 1935, 174.

¹² Dehio Kärnten 577; St. Singer 259.

¹³ St. Singer, ebenda 259.

1028, aufgehoben 1783) gehört. Doch heute ist auch das Bildwerk, vermutlich eine Statue des hl. Job verschwunden. Nur handschriftliche Aufzeichnungen und mündlich Weitergetragenes erzählen vom einstigen Werden dieser nunmehr auch schon erloschenen Josephs-Wallfahrt des 18. Jahrhunderts. Das wird 1956 so wiedergegeben¹⁴: „Der von der Gerlitzten herab stürzende Wildbach führte eines Tages im 17. Jahrhundert die hölzerne Statue eines Heiligen mit sich, die in Tratten an das Land getragen wurde. Die Figur habe keine Arme gehabt und infolgedessen vom Volke den Namen Job erhalten. Dann aber begann ein lange dauernder Streit, ob es der hl. Job oder der hl. Josef wäre. Als aber Kaiser Leopold I. um 1680 den heiligen Josef zum Landespatron ernannt hatte, habe man sich auf den hl. Josef geeinigt.“

Einstmals hatte auch das heute dem hl. Martin geweihte Filialkirchlein von Wasai im nördlichen Glantale (Bezirk St. Veit an der Glan) St. Job als Patroziniumsträger. Das Gotteshaus, urkundlich 1408(?), 1500, 1613 und im Jahre 1787 als „Filial S. Jobi am Waße“ erwähnt, gehörte zur nahe gelegenen Pfarre Liemberg. Es wurde 1783 im Zuge der aufklärerischen Schließung auch vieler kleiner, besonders der Filialkirchen unter Joseph II geschlossen, exsekriert, „aufgelassen“. Seit 1952/53 wird es nicht mehr benützt¹⁵. Die Überlieferung aber weiß, daß dort noch im 19. Jahrhundert eine Job-Statue von der einstigen Verehrung für unseren alttestamentlichen Heiligen Zeugnis gegeben hatte¹⁶. Immerhin spielt es im religiösen Volksbrauch Mittelskärntens eine nicht unbedeutende Rolle. Früher einmal waren die „Vierberger“, die Wallfahrer des „Dreitagel-Freitag“ (2. Freitag nach Ostern) hier vor ihrem mühsamen Weiterweg nach Liemberg, das man heute unmittelbar zur letzten Messe „unterwegs“ aufsucht, eingekehrt. Sie hatten das Kirchlein in manchen

¹⁴ G. Gugitz, Kärntens Wallfahrten im Volksglauben und Brauchtum. Versuch einer Bestandsaufnahme. (Carinthia I, 141. Jgg., Klagenfurt 1951, 181–241, bes. 187); derselbe, Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch. Band 4: Kärnten und Steiermark. Wien 1956, 99f.

¹⁵ Dehio Kärnten 773.

¹⁶ G. Gugitz, Österreichs Gnadenstätten, Band 4, 107. Nach freundlicher Briefmitteilung (Februar 1987) von Frau Landeskonservator W. Hofrat Dr. Elisabeth Reichmann-Klagenfurt befindet sich der alte Job-Altar aus Wasai derzeit in der Kapelle der Bischofsburg von Straßburg im Gurktal.

Jahren dabei auch umschritten¹⁷. Auch nahmen die „Vierberger“ dabei zum Grünschmuck für ihre Hüte Fichtenzweige als „Bergerlaub“. Nur noch als Erinnerung an eine schon weit zurückliegende Vergangenheit ließ sich erfragen, daß diese „Vierberger“-Wallfahrer den hl. Job zu Wasai auf ihrem weiten Weg zwischen Mitternacht und 18 Uhr, zwischen Magdalensberg, Ulrichsberg, Göseberg auf den Laurenziberg bei St. Veit an der Glan zumal bei Zahnleiden mit Vertrauen aufgesucht haben sollen. Noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts wird berichtet¹⁸, die Wallfahrer hätten den Glockenstrick des Kirchleins mit ihren Zähnen erfaßt und zu läuten begonnen. Das sollte Zahnschmerzen vertreiben oder gar vorsorglich verhindern.

Eine „charakteristische volkstümliche Schnitzgruppe Hiobs und seiner Frau“ befindet sich auf dem rechten Seitenaltar der großen, spätgotischen, 1485 dem hl. Rupert geweihten Filialkirche von Presseggen (Bezirk Hermagor), nahe dem Pressegger See an seiner Nordseite gelegen. Die Gruppe des fast nackt in *sterquilinio* sitzenden, braunbärtigen, wundenbedeckten Job, der mit erhobener Rechten sich sichtlich abwehrend und mahnend gegen das vor ihm stehende Weib nach Hiob 2,9–10 wendet, entstammt der Zeit um 1700¹⁹. Jedenfalls bezeugt sie die gerade hier im gemischtsprachigen Gailtal bis zur unmittelbaren Gegenwart umlaufenden, legenden- und sagenartigen Hiobs-Erinnerungen in Unterkärnten (s. u. 115 ff.), auch wenn in der kärntnerslowenischen Erzählüberlieferung mehrmals eine Verwechslung mit dem nahe, aber an der Südseite des Presseggersees gelegenen, angeblich einst St. Job geweihten Kirchlein von Paßriach besteht.

¹⁷ H. Gerndt, Vierbergelauf. Gegenwart und Geschichte eines Kärntner Brauchs. Klagenfurt 1970 (Aus Forschung und Kunst, gel. von G. Moro, Band 20) 59f., 62, 96, 141, 151, 155f., 158, 162, 196.

¹⁸ G. Gugitz, Österreichs Gnadenstätten, Band 4, 107 nach „Malerisches Taschenbuch für Freunde interessanter Gegenden der Österreichischen Monarchie“, 6. Jgg., Wien 1818, 178. Ob wirklich St. Job gemeint ist, bleibt mangels genauerer Hinweise des Berichterstatters fraglich, bestenfalls wahrscheinlich.

¹⁹ L. Speneder, Die Kunstdenkmäler des politischen Bezirkes Hermagor. Klagenfurt 1930, 64; Dehio Kärnten 475; Eine Abbildung bei K. Ginhart, Die Bau- und Kunstdenkmäler von Hermagor und Umgebung. Sammelwerk: Hermagor. Geschichte-Natur-Gegenwart, Red. G. Moro (Beigabe zur Carinthia I, 159. Jgg., Klagenfurt 1969, 127–188; bes. 172–174 und Abb. 75).

Weit im Osten des Kärnterlandes, am Westabfall der südlichen Koralpe, die Kärnten und Steiermark trennt, erhebt sich das Filialkirchlein St. Lambertus in der Gemeinde Lamprechtsberg (Bezirk Wolfsberg im Lavanttal). Es wird schon 1091 erwähnt. Nach einem Brande wurde es 1869 über gotischen Bauresten neu errichtet. Ein Ölgemälde des 19. Jahrhunderts auf dem linken Seitenaltar dürfte unseren hl. Job darstellen, auch wenn es ikonographisch nicht voll gesichert erscheint²⁰. Das aber wäre, abgesehen von jenem für die historische Untersteiermark zu St. Leonhard bei Oberburg (heute Gornjigrad, Slowenien) festgestellten Fahnenblatt von 1905, wohl eine der spätesten Job-Bezeugungen in den Ostalpen.

Nur wenig älter ist die Leinwandmalerei unseres hl. Job als Pesthelfer gegenüber dem ein gleiches Patrozinum vertretenden hl. Rochus auf einem barocken Flügelaltar der Zeit um 1720/30 im Filialkirchlein St. Georg bei Oberburg, Gemeinde St. Kanzian (Bezirk Völkermarkt). Das kleine Gotteshaus, schon um 1060/70 erwähnt, erhebt sich malerisch auf einer Bergkuppe. Neben dem genannten Altarflügel gibt es auch noch ein besonderes Job-Bild der Zeit um 1720²¹.

Wohl nicht die für das „Volk“ bedeutsamste Hiob-Erinnerung innerhalb des reichen Schatzes an Sakraldenkmälern in Kärnten, wohl aber nach der Entstehungszeit im – hier manchmal verzögerten – Umbruch zwischen Mittelalter und Neuzeit darf man das Ölbild des hl. Job auf einem Flügelaltar der Wallfahrtskirche Maria Saal nennen. Es handelt sich um den sogenannten „Arndorfer Altar“. Einstmals stand er in der Filialkirche St. Leonhard zu Arndorf am Ostende des Zollfeldes (Bezirk Klagenfurt-Land). Doch wurde er nach Ansicht der Kunsthistoriker²² vermutlich um 1510/20 schon für die in der Mitte des 8. Jahrhunderts für die Salzburger Mission in Carantanien gegründete Kirche von Maria Saal (Maria ad Carantanam, Maria in solio) geschaffen. Der zweigeschossige Flügelaltar gilt als „typisches Werk der kärntischen spätgotischen Schnitzplastik, der sogenannten jüngeren Villacher Schnitzwerkstätte, den Meistern Lukas Tausmann und Heinrich zugeschrieben“. Nahezu alle „Volks-

²⁰ Dehio Kärnten 326.

²¹ Ebenda 429.

²² Ebenda 380.

heiligen“ von Spätmittelalter und frühem 16. Jahrhundert sind auf ihm dargestellt. Darunter nicht ohne Grund in den Nöten jener von Türken, Seuchen, Mißwachs bedrohten Jahrzehnte auch die „Pestheiligen“, Job, Sebastian und Rochus auf der Rückseite („Werktagsseite“) eines linken gemalten Schreinflügels²³. Am unteren Rande der Außenseite also zwei Gestalten: der greise, weißbärtige St. Peter mit Riesen-Schlüssel und Buch, stehend im langen Gewande mit weißem Mantelüberwurf und einer Art Pallium. Ihm gegenüber St. Job, bärtig, mittleren Alters, sein langes Braunhaar unter einer barettartigen Mütze. Auch er in dunklem Kleide mit weißen Strumpfhosen und einem Mantel über den Schultern. Mit beiden Händen hält er vor der Leibesmitte eine ziemlich große Schatulle, gewiß ein *φάρμακα*-Arzneimittel-Gefäß, wie wir es sonst aus der Ikonographie des himmlischen Arztes der Ostkirche Panteleimon/Pantaleon kennen. Nichts also von Pestbeulen oder Leidenssitz auf dem Misthaufen. Ein Heiliger vielmehr, voll bekleidet, das Haupt von einer Scheibengloriole umglänzt.

Aus älterer Literatur, viel davon in slowenischer Sprache, auch aus früheren Wanderungen durch ganz Kärnten in den Jahren kurz vor und immer wieder bis heute nach dem Zweiten Weltkriege habe ich mir noch weitere „Hiobs-Erinnerungen“ an Sakraldenkmälern vermerkt. Sie scheinen nicht oder nicht mehr in den Kunstführern auf. Zum Teil sind sie wohl auch indessen so „verschwunden“ wie manches andere hierher Gehörige, das ich in früheren Arbeiten für Kärnten und für andere Südostalpenländer vermerkt und veröffentlicht hatte²⁴.

Manche Hiobs-Erinnerungen sind freilich auch auf Bildwerken nur schwer auszunehmen. Job ist da in der Fülle von Gestalten der Heilsgeschichte nicht sofort als der so besondere alttestamentliche Heilige

²³ Für eine Kopie der Aufnahme des Bundes-Denkmalamtes für Kärnten, Pos.-Nr. 42.652 danke ich Frau Landeskonservator W. Hofrat Dr. Elisabeth Reichmann-Endres, Klagenfurt, sehr herzlich so wie für manchen freundlichen Bildhinweis und Ablichtungen.

²⁴ L. Kretzenbacher, „Christus auf dem Dreikant“ in Innerösterreich. Zur Südostverbreitung eines altbayerischen Barockbildes. (Carinthia I, 148. Jgg., Klagenfurt 1958, 680–699); derselbe, „Johannishäupter“ in Innerösterreich. Ein Beitrag zu Verehrung und Brauch um Johannes den Täufer. (Beigabe zur Carinthia I, 152, Klagenfurt 162, FS für G. Moro, 232–249, 3 Abb.).

und Heilbringer zu erkennen. Zum anderen ist ja dieses und jenes Denkmal überhaupt nur zeitweise „zugänglich“.

Das gilt im einen Falle für ein erstaunlich frühes Zeugnis. So befindet sich unter den vielen Szenen aus dem Alten Testament, die in der Zeit um 1340 in die Westwandfresken der Vorhalle des Domes zu Gurk, in sein „Paradies“ also, eingereiht sind, im III. Streifen nach Samson und David, nach der Königin von Saba vor Salomon und den Götzenbildzertrümmerern Ezechias und Josias, unmittelbar vor Tobias mit dem Erzengel Gabriel auch Job mit seinen „Freunden“²⁵.

Gleichfalls im Walddom zu Gurk kehrt im anderen Falle die Gestalt des „Dulders Job“ auch auf dem berühmten Fastentuche (*velum quadragesimale*) wieder. Unter den neun allein in Kärnten voll erhaltenen Fastentüchern als je einer rechten *biblia pauperum* ist jenes von Gurk das älteste. Es wurde mit einer Bilderfülle von hundert Szenen auf 88,7 m² Leinwand im Jahre 1458 von Meister Konrad von Friesach fertiggestellt, zuerst mit damals noch gleicher Anzahl von Szenen aus dem Alten wie dem Neuen Testamente. Darunter befindet sich eben auch, ganz gewiß im Zusammenhang mit zeitgenössischen Graphiken und Fresken, der „Dulder Job“. Wie schlafend liegt er, mit Schwären übersät²⁶ so wie in der romanischen Buchmalerei schon, nackt auf dem „Misthaufen“. Eine Teufelsgestalt hinter ihm, den Krallenfuß auf den linken Oberschenkel des Unglücklichen geschlagen. Im Stil der Teufelsmasken in der Malerei und im Drama des Mittelalters ist dieser „Satan“ über und über behaart, zeigt an allen Gelenken Fratzen wie auch auf vielen anderen Teufelsdarstellungen dieses Gurker Fastentuches²⁷. Dabei schwingt er, dem Bibeltext Hiob 2,7 entsprechend (*Satan . . . percussit Job . . .*) eine Geißel zum Schlage. Die drei biblischen Freunde und das höhnende Weib stehen rechts am Elendslager des Leidenden. Eine deutsche Inschrift am Bildrande oben hält dies zusätzlich für den Betrachter noch fest: +hie+leit+iob+auff+dem+mist+ / sein+beib+pei+im+²⁸.

²⁵ W. Frodl, Die gotische Wandmalerei in Kärnten. Klagenfurt 1944, 65.

²⁶ O. Rainer, Dom zu Gurk. Das Fastentuch. Gurk 1984, 12, Bild V/25.

²⁷ Vgl. ebenda 21 Farbbild III/62, die erste Versuchung Christi durch den Teufel.

²⁸ Ebenda 12. O. Rainer fügt noch diese Bemerkung über den ikonographischen Zusammenhang der Szenerie auf dem Fastentuch und in der *Biblia pauperum* bei: „Außer der formellen Parallele liegt wohl auch in diesem Vorbilde ein gewisser Anti-

Man darf nicht übersehen, daß in diesen beiden Fällen zu Gurk Job nicht als Sonderpatron gegen diese oder jene Krankheit gesondert herausgestellt ist. Vielmehr gibt unser Job gerade auch auf dem Gurker Fastentuch den Szenenanlaß für den Beschauer „zum Trost der Bedrängten des unschuldigen Leidens der Gottesmänner Isaias, Jeremias, Ezechiel, Daniel und eben des Job, die alle ihren Lohn gefunden haben“²⁹. In beiden genannten Fällen aus Gurk, im „Paradies“ der Vorhallenfresken von etwa 1340 wie auf dem 1458 vollendeten Fastentuch, ist es nicht wie so oft in Kärnten das Job-Sonderpatronat bei Seuchen und Aussatz oder dergleichen Krankheiten. Vielmehr geht es um das Paradigmatische von Job's Existenz als eines der „Gerechten“, der vorchristlichen „Heiligen“. Das leitet sich her aus dem Bibelwissen um das Alte Testament und seine Einzelgestalten. Nur so und nicht im Zusammenhang mit den „Pflichten“ als himmlischer Arzt wird auch in einem Kärntner Liede zur Totenwacht mit dem Grundmotiv „Der Tod und das Mädchen“ auf Job und seine Töchter hingewiesen. Darin verweist das todbedrohte Mädchen wie in einem Totentanzliede etwa des kärntisch-steirischen „Schäferspielles“ auch noch unserer Gegenwart³⁰ auf seine Jugend und seine schöne Gestalt. Hier antwortet der Tod im kärntischen, 1955 aufgezeichneten Dialogliede: „Jetzt Dich zu nehmen mir gefällt.“ Daran schließt sich wie in den anderen Strophen des Totenwachtliedes, die auf das gleiche unausweichliche Schicksal des Sterbenmüssens von Jonathan, Amon, Absolon, Salomon, Daniel, auf die „Gerechten“ Jakob und Abraham verweisen, die im Chor der Beter gesungene Betrachtung: „Schön sind Job's Töchter g'west, / gefielen der Welt aufs best, / doch waren sie allzugleich / samt ihren Brüdern zur Leich“³¹.

Mündlich abgefragte Hiobs-Erinnerungen schließen sich für mich seit einer Wanderung durch Unterkärnten in dem kleinen, am Fei-

semitismus. Die Frauen (dazu gehören auch die des Ada und des Sella) verhöhnen und geißeln ihre eigenen Männer, wie die Juden den eigenen Messias“.

²⁹ Ebenda 4f.

³⁰ L. Kretzenbacher, Lebendiges Volksschauspiel in Steiermark. Wien 1951, 173f., Notenbeiheft 24, Liedweise 39.

³¹ A. Anderluh, Kärntens Volksliedschatz. Dritte Abteilung: Brauchtumslieder, Zweiter Band. Klagenfurt 1970, 209, 211. Auch hier habe ich für freundliche Textablichtung und Hinweise Frau Dr. Ilse Koschier-Klagenfurt zu danken. („Dieses Lied wird in der Himmelberger Gegend bei der Totenwacht gesungen“).

stritzbach gelegenen, gemischtsprachigen Dorfe Aich (slowen. Dob) bei Bleiburg, Bezirk Völkermarkt, an. In seinem kleinen, aus romanischer Zeit stammenden, heute schindelgedeckten Holzkirchlein, Filiale St. Sebastian mit seiner patronierten Flachdecke und der Holzpempore (laut Stifterinschrift von 1593) dominiert ein Altar des Pestpatronats St. Sebastian aus dem 17. Jahrhundert. Darüber aber befindet sich eine (im neuesten Dehio-Handbuch 1976 nicht erwähnte³²) reizvolle Barockplastik (17. Jh.) unseres hl. Job. Wie gewöhnlich sitzt er auch bei dieser Darstellung in *sterquilinio*. Seinen beulenübersäten Leib weist er den Betrachtern zu Mahnung und Hoffnung, indes sein Antlitz mit dem braunen Barte, das Haupt von einer Gloriole umstrahlt, wie ergeben lächelnd und Zuversicht bekundend nach oben schaut. Was sich aber dort mündlich erfragen ließ, geht über das Übliche, das Wissen um seine „Kraft“ als himmlischer Helfer bei „Aissen“ (*glandula in carne, papulas*, ahd. *eiz*) und anderen Hauterkrankungen nicht hinaus.

Das alles für Kärnten Erhobene ist verhältnismäßig „dicht“ gestreut gegenüber anderen deutschen oder fremdsprachlich-nachbarlichen Landschaften, in denen Job bekannt, aber bei weitem nicht so oft in Bildwerken, die ihrerseits mehr als das bloß Künstlerische aussagen, dargestellt ist. Dennoch reicht die in der Literatur erfaßte oder zusätzlich in volkskundlicher Feldforschung erwanderte Fülle gewiß nicht aus, etwa von einer besonderen kärntischen „Kult-Landschaft“ in der besonderen Verehrung für unseren alttestamentlichen Heiligen zu sprechen. Kärnten ist dabei ein, wenn auch sehr wesentliches Glied innerhalb einer weiten, eben von der Donau bis an die Adria reichenden Landschaft von Hiobs-Erinnerungen.

³² Eine vorzügliche Schwarz-weiß-Aufnahme „Pressephoto Willi Hartl“, Neg.-Nr. 2086-32) wurde mir dankenswerterweise von Frau Landeskonservator W. Hofrat Dr. Elisabeth Reichmann, vorgelegt. (Photoarchiv des Bundesdenkmalamtes für Kärnten, Pos.-Nr. 24.495. Das Photo steht leider dzt. nicht für eine Veröffentlichung frei).

Protestantische Hiobs-Bildwerke im steirischen 16. Jahrhundert

Kein Jahrhundert vor dem unseren hat in weiten Teilen Mitteleuropas so tiefgreifende Veränderungen im Gesamtleben des „Volkes“ in allen seinen Sozialschichten gebracht und deutlich erkennen lassen wie das 16. zwischen dem Spätmittelalter und dem als solchen auch empfundenen Aufbruch in eine neue Zeit. Das gilt auch für die an sich vom allgemeinen Geschehen durch ihre Grenzlage als „des Deutschen Reiches Hofzaun“ abgelegene Steiermark. Wohl war der Protestantismus wie ein Sturmwind über sie bis tief in den näheren slawischen Südosten hinweggebraust. Er hat breiteste Kreise der Bevölkerung in seinen Bann gezogen. Doch – um beim geistigen Leben zu bleiben, indes das wirtschaftliche ohnehin wesentlich weniger als in anderen Landschaften und politischen Einheiten des Reiches entwickelt war¹ – die mächtige Volksbewegung des Protestantismus lutherischer Prägung, die „Reformation“ mit ihrer erlebnisbetonten Aufbruchsmentalität, schuf dennoch nur zum Teil und auch nur auf Zeit stark veränderte Verhältnisse im öffentlichen Leben des Landes. Das gilt auch hinsichtlich der im Sozialen nicht ausbleibenden Erschütterungen durch den von Krain aus tief in die historische Untersteiermark herüber wirkenden sogenannten „Windischen Bauernaufstand“ der krainerisch-untersteirischen, in der übergroßen Mehrzahl rechtloser slowenischer Bauern (slowen. *kmečka puntarija*) von 1515². Auch die Wildheit der bäuerlichen Sozialunruhen in der Ober-

¹ B. Sutter (Red.), Die Steiermark im 16. Jahrhundert. (Forschungen zur geschichtlichen Landeskunde der Steiermark, hrsg. von der Historischen Landeskommission für Steiermark, Band XXVII), Graz 1979; dazu: A. Novotny-B. Sutter (Red.), Innerösterreich 1564–1619. (Joannea: Publikationen des Steiermärkischen Landesmuseums und der Steiermärkischen Landesbibliothek, Band III), Graz 1967.

² Zur 500-Jahr-Feier der mitteleuropäischen Bauernaufstände insgesamt und zumal jener in Slowenien sowie zur 400jährigen Wiederkehr des Gedenkens an den kroatisch-slowenischen Bauernkrieg von 1473 erschien eine Fülle von Literatur auf Grund reichen Neuzuwachses von Archivalien. Darüber unterrichtete 1973 eine Ausstellung des Nationalmuseums für Slowenien samt Katalog von B. Reisp, *Podoba iz kmečkih puntov*, Ljubljana 1973 (mit Lit.).

steiermark, im salzburgnahen Ennstal vor allem 1525³, wirkten lediglich aufrüttelnd, kaum nachhaltig, wenn man von dem dort verbleibenden Geheimprotestantismus bis zum josephinischen Toleranzpatent von 1782 absieht.

Das zähe Ringen zwischen Altgläubigen und „Evangelischen“ der lutherischen Reformation⁴, von beiden Seiten mehr von „aus dem Reiche“ Zugewanderten, eigens dazu in die Grüne Mark Berufenen geführt und geprägt, also von allem Anfang bezeichnenderweise nicht so sehr von den einheimischen Kräften getragen, führte zu keinem wirklichen Ausgleich. Man darf dies nicht vergessen: bei würgender äußerer Bedrohung durch die Nähe der Türkenheere und ihrer das unglückliche offene Land durchstreifenden Marodeure standen die konservativen Kräfte, standen die habsburgischen Landesfürsten und ein Teil der Landstände im Religiös-Konfessionellen unter dem Zwang zur Erhaltung des innenpolitischen „Friedens“. Dabei aber waren sie gelenkt von den auch und gerade im Politischen fast abendlandweit wirkenden geistigen Kräften der Societas Jesu in ihrer militanten Unbeugsamkeit. Es konnte nur immer härter werden bis eben zum Einsatz auch der politischen Machtmittel gegen die Neugläubigen zu Ende des 16. Jahrhunderts in der durchdringenden „Gegenreformation“...

Das Bild des 16. Jahrhunderts in der Steiermark⁵ läßt sich fast nur mit düsteren Farben malen. Eine Vielzahl von Erlebnissen, Gescheh-

³ Als grundlegendes, wenn auch im einzelnen überholtes Werk darf immer noch gelten: J. Loserth, Die Reformation und Gegenreformation in den innerösterreichischen Ländern im 16. Jahrhundert. Stuttgart 1898. Dazu nunmehr: P. F. Barton, Geschichte der Evangelischen in Österreich und Südostmitteleuropa. Band I, Im Schatten der Bauernkriege. Die Frühzeit der Reformation. Wien-Köln-Graz 1985 (Studien und Texte zur Kirchengeschichte und Geschichte. Zweite Reihe, Band 10). –

Zu den obersteirischen Bauernunruhen des frühen 16. Jh.s im Ennstal wie im Bezirk Murau vgl. im Besonderen die Ausstellungsstücke und die reiche Literatur im Sammelwerk: F. Posch (Hrg.), Der steirische Bauer. Leistung und Schicksal von der Steinzeit bis zur Gegenwart. (Katalog zur Landesausstellung 1966, Graz 1966, 126–144) (G. Pferschy) (= Veröffentlichungen des Steiermärkischen Landesarchivs, Band 4). Dazu weitere Materialien 1986 bei G. Pferschy-P. Krenn (s. u. Anm. 5).

⁴ G. Pferschy, Evangelisch in der Steiermark. Glaubenskampf – Toleranz – Brüderlichkeit. Ausstellungsführer Graz 1981.

⁵ G. Pferschy-P. Krenn, Katalog der Landesausstellung „Steiermark, Brücke und Bollwerk“. Graz-Schloß Herberstein, Oststeiermark, 1986.

nissen, Ängsten läßt in solch einem Lande die Fragwürdigkeit der menschlichen Existenz spürbarer als anderswo werden. Es sind die starren Sozialforderungen breiter ländlicher, meist kleinbäuerlicher Untertanenschichten nach dem „alten“, sehr bald auch betont nach dem „göttlichen Rechte“. Sie waren gleich zu Jahrhundertbeginn mit Waffenlärm gestellt, aber in Wahrheit nie gestillt worden von der Oberschicht. Die zunehmenden Härten des Sichberufens auf Überlieferung und Glauben der Väter gegen ein Sichhinwenden „nur an das Göttliche“ im Wort der Heiligen Schrift verbreiteten die Kluft, die Überzeugte, nicht so sehr Sozialstände von einander schied. Das Gemeinsame der Not vor dem äußeren Feinde führte dennoch nicht zu gemeinsamem Glauben an eine wirkliche Möglichkeit des Überlebens in den fortdauernden, ja sich vermehrenden „Landplagen“ der Zeit. Die waren schon im Ausklang des vorangehenden Jahrhunderts sichtbar geworden als die *gots plag* als da sind Pest, Heuschrecken, Türken⁶. Dies sogar noch vor der jähen auch öffentlichen Spaltung im Neubewerten des Evangeliums, aber bei bleibender, ja noch wachsender äußerer Not. All das ließ doch ein recht existenzialistisch anmutendes Lebensgefühl breiter Kreise im notleidenden Lande aufkommen. Es konnte seinerseits durchaus verständlicherweise in der als paradigmatisch empfundenen Hauptgestalt des Buches „Hiob“, in Job, den Gott versucht hat, Symbolkraft über das eigene *humanum* hinaus gewinnen. So fehlt es eben inmitten einer protestantischen Bibelgläubigkeit neuen Wertens von Gottes Wort an die Menschen auch in der Steiermark nicht an solchem „Bild-Bekennen“. Ausgewählte Zeugnisse starker Ausdruckskraft mögen dies hier dartun.

Hoch über dem Talgrund mit dem meist reißenden Rantenbach liegt entlang dem alten Säumerweg zwischen dem Oberen Murtal und den Niederen Tauern ins nördlich gelegene Ennstal hinauf oder in den salzburgischen Lungau hinüber die alte Kirchsiedlung Ranten,

⁶ Vgl. dazu das große Fresko des sogenannten „Landplagenbildes“ an der Südwand der Domkirche zu Graz von 1480/85 des Meisters Thomas von Villach. Dazu: L. Kretzenbacher, Schutz- und Bittgebärden der Gottesmutter. Zu Vorbedingungen, Auftreten und Nachleben mittelalterlicher Fürbitte-Gesten zwischen Hochkunst, Legende und Volksglauben. (SB der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse, Jahrgang 1981/3) München 1981, bes. 20–41, Faltkarte (Bild-Umzeichnung) nach S. 32.

Gerichtsbezirk Murau. Die Pfarrkirche, St. Bartholomaeus geweiht, wird urkundlich schon 1155 erwähnt. Ihr gotischer Kirchenbau entstand im 15. Jahrhundert und wurde bis 1523 eingewölbt. Er birgt bemerkenswert reiche Kunstschatze. So vor allem auch die spät entdeckten Fresken aus der Zeit um 1470. Auf vierzehn Feldern, zehn davon zur Gänze erhalten, ein Passionszyklus von der Hand des Malers des „Fastentuches“ im Benediktinerstift St. Lambrecht. Neun Einzelszenen, auch erst um 1950 freigelegt, erzählen Lebensgeschichte und Mirakel des Pilger-Apostels *Jacobus maior*⁷. Darüber als Fresko eine um 1500 entstandene „Marienkrönung“, in ihrem unteren Teile datiert mit 1521. Doch auch Rokoko-Wandmalereien der Zeit um 1700 im Kircheninneren sind sehenswert⁸.

In unserem Zusammenhange vom Thema her bedeutsamer und von mir allein oder mit meinen Grazer, Kieler, Münchener Volkskunde-Studenten auf Wanderfahrten mehrfach und gerne besucht steht ein Zyklus von Außenwand-Fresken des späteren 16. Jahrhunderts. Sie sind um 1560 von dem damals protestantischen Pfarrer Martin Zeiler, der 1553 als katholischer Priester hierher gekommen war, das Bekenntnis zum „Evangelischen“ wechselte und sich 1567 mit einer Einheimischen aus Murau verheiratete, in Auftrag gegeben worden als sein und der Zeit bibelgläubiges Bekenntnis zur Heiligen Schrift⁹. Der Ort Ranten hatte wie so viele zu jener Zeit in den drei

⁷ Die Szenenfolge hält sich ziemlich genau an die Erzählung im weitestverbreiteten Buche der Heiligen-Viten des Mittelalters, in der „*Legenda aurea*“ des *Jacobus de Voragine*. Vgl. zu diesen Fresken und zu den in dieser Gegend umlaufenden „Volkserzählungen“: L. Schmidt, *Jakobsbrüderlegende*. Beilage „Bunte Blätter“ zur Wiener Tageszeitung „Die Presse“, Nr. vom 11. X. 1952; L. Kretzenbacher, *Heimkehr von der Pilgerfahrt. Ein mittelalterlicher Legendenroman im steirisch-kärntischen Volksmund der Gegenwart*. (Fabula I, Berlin 1957, 214–227).

⁸ I. Woisetschläger-Mayer, *Die Kunstdenkmäler des Gerichtsbezirkes Murau*. (Österreichische Kunsttopographie, Red. W. Frodl, Band XXV) Wien 1964, 156–184.

⁹ Ebenda 165–176; Abbildungen 165–168; vgl. dazu: I. Mayer, Überblick über die Kunstgeschichte der Stadt Murau. (Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark, Sonderband 3: Beiträge zur Geschichte von Murau. Graz 1957, 80–107); des weiteren: K. Woisetschläger-P. Krenn, *Dehio-Handbuch der Österreichischen Kunstdenkmäler, Band Steiermark (ohne Graz)*, Wien 1982, 388–389.

Die Rantener Außenwandfresken wurden 1984 von Herrn Restaurator Heinz Leitner aus Obdach, Steiermark, mit seinen Mitarbeitern durchgeführt. Dia-Kopien der Fresken in der restaurierten Neugestaltung verdanke ich so wie mehrere freundliche

innerösterreichischen Landen Steiermark, Kärnten und Krain den Protestantismus lutherischer Prägung in stürmischer Bewegung angenommen. So bekunden denn auch mächtige Bildzeugnisse in lebhaften Farben dieses Geschehen. Bis vor ganz kurzer Zeit waren diese Außenwand-Fresken trotz darüber angebrachter hölzerner Pultdächer sehr bedroht gewesen. Man mußte sie z. T. schon als verfallen beklagen. Nun sind sie seit 1984 von einem Meister restauriert, in den vielen, früher schon meist nicht mehr mit Sicherheit lesbaren Inschriftblöcken offensichtlich auch auf Anraten bibelkundiger Theologen als Berater, zumindest ergänzt. Auf großen, durch Strebepfeiler abgegrenzten Wandnischen sind drei wesentliche Themen geistlicher Weltbetrachtung jener stürmischen, sich in ihrer Glaubenshaltung nur zu begründet bedroht fühlenden „Evangelischen“ des Oberen Murtales und seiner Seitengräben zu betrachtender Schau, eben auch zur *meditatio* über die *conditio humana* gestellt.

Ein szenen- und figurenreiches Großbild zeigt die Stellung des hilflos-nackt dem Schicksal hingegebenen Menschen zwischen dem Alten und dem Neuen Testamente, zwischen „Gesetz und Gnade“¹⁰. Nach einer fast abendlandweit zumal in der Graphik verbreiteten, theologisch als „Meditations-Bild“ geschaffenen Bildkonzeption, die von den Alpen bis nach Skandinavien, vereinzelt aber auch in der Orthodoxie des Ostens eigenartig festgeprägt wiederkehrt, hält Moses dem unter dem „Lebensbaum“ sitzenden Menschen die Gesetzestafeln mit dem Dekalog als Richtlinien des Lebensführens vor Au-

Hinweise auf geschichtliche Neufeststellungen der Güte von Herrn Archivar Wolfgang Wieland, Murau. Ihmzufolge konnte sich Pfarrer Martin Zeiller noch 1585–1600 in Ranten halten, wurde mit vielen aufrechten Protestanten des Landes verwiesen und starb 1609 als Spitalspfleger zu Ulm/Donau. Pfarrer Martin Zeiller, übrigens Vater des berühmten Geographen gleichen Namens, hatte noch bei Melancthon zu Wittenberg studiert. Vgl. dazu auch: O. Sakrausky, Evangelisches Österreich. Ein Gedenkstättenführer. Wien 1981, 253, 255.

¹⁰ Zu diesem in jüngster Zeit auch hinsichtlich des Typologischen in der Betrachtungsweise behandelten Thema vgl. W. Steinböck, Reformatorisches Gedankengut in der Kunst des 16. Jahrhunderts. Im SW: Evangelisch in der Steiermark (s. o. Anm. 4), 50–56, 2 Abbildungen; F. Ohly, Gesetz und Evangelium. Zur Typologie bei Luther und Lucas Cranach. Zum Blutstrahl der Gnade in der Kunst. (Schriften der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster, NF H. 1) Münster 1985; W. Pannenberg-A. Kaufmann, Gesetz und Evangelium. (SB der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Kl., Jgg. 1986/2, München 1986).

gen. Vielerlei Szenen aus dem Alten Testamente, Adam und Eva und ihr Sündenfall im Paradiese, der sündige Tanz des Volkes Israel in der Wüste, die hoch aufgerichtete Eherne Schlange usw. verdichten diese Bildseite in der Bibelaussage. Ihr gegenüber rechts der Gekreuzigte, das Osterlamm, der Auferstehende im Neuen Bunde, im Äon der „Gnade“, wie Johannes, der Vorläufer Christi, dem Hoffenden den neuen Weg weist.

Eine Vielzahl von bereits 1964 nicht mehr voll lesbaren Inschriften deutet die theologische Bildkonzeption zusätzlich noch aus. Schon hier beherrscht das leidvoll Empfundene der *conditio humana* die wohl bewußt daraufhin angelegte Aussage. Über dem Haupte des Hilflosen Nackten in der Bildmitte sagte eine Inschrifttafel am Baume dieses aus: *miser ego homo quis me eripiet ex hoc corpore morti obnoxio. Gratias ago Deo Jesu Christo Dno nostro, ro XII*¹¹.

Auch das „Gegenbild“ in der 3., der östlichen Nische zeigt in der Grundaussage das „Geworfensein“ des Menschen, um mit Martin Heidegger zu sprechen, vor ein unentrinnbares Schicksal. Es ist die (heute ebenfalls nach Verfall restaurierte) Darstellung des „Jüngsten Gerichtes“. Sie ist aufgebaut nach dem üblichen, seit der Frühkonzeption bei Ephräm dem Syrer (um 306–373) unzählbar oft wiederkehrenden Schema der „Zweiten Wiederkunft Christi“ als „Weltenrichter“ auf dem Regenbogen über der Welt(kugel); der „Deesis“ (Fürbitte) durch Johannes den Täufer für die Menschen des Alten, durch Maria für jene des Neuen Testaments. Apostel und Engelsköpfe dazu, auch die Auferstehung der Toten, ohne jedoch die kaum je fehlende *psychostasia*, die „Seelenwägung“, die hier zerstört sein dürfte. Dazu kommen in Fülle die *arma Christi*, die „Waffen zur Erlösung wider den Tod“. Sie sind gleichfalls *al secco* gemalt in dunklen, kräftigen Farben von jenem Meister Wenzel Aichler, der auch an der nahen Stadtpfarrkirche zu Murau die um 1570 datierten Außenwandfresken in einer Chornische geschaffen hat¹².

¹¹ I. Woisetschläger-Mayer, 185. Die Stelle bezieht sich auf den Römerbrief des Apostels Paulus 7,1.25 mit den so schwierigen Fragen des Gebundenseins an das Alte Gesetz und den Weg freien Willens zur „Gnade“.

¹² Ebenda 170; dieselbe, Stadtpfarrkirche Murau, Steiermark. (Kleine Kirchenführer), Salzburg, 2. Aufl. 1974, 12 (Bild).

Das Wählenmüssen des *homo viator*¹³ zwischen Moses und Christus, zwischen „Gesetz und Gnade“ zur Betrachtung im einen Bildfelde, das ausweglose Unterworfenensein unter ein Jenseitsgericht für den Einzelnen wie für alle auf der Gegenbildfläche gibt sozusagen nur den allgemein zwingenden Rahmen für alle. Die allein schon durch die Platzwahl hingegen hervorgehobene, den Betrachter unmittelbar als Individuum anrufende Thematik des Mittelbildes, das biblische Geschehen nach dem Buche Hiob zeigt die Unmittelbarkeit im Betroffensein des Du und Ich im Einzelschicksal des Job, wie es menschliches Bewußtsein und Erwarten des Fürsten im Hochgefühl des Glückes am wenigsten „nahe“ erscheint. Solch ein Anrufen des Betrachters inmitten eines Zyklus von Heilsgeschehen nach dem Alten und dem Neuen Bunde kann doch wohl nur sehr bewußt dem Maler als möglichst eindringlich zu gestaltende Aufgabe gestellt sein.

Auch durch den fortschreitenden Zerfall der Malschicht ließ sich dieser „Anruf“, dieser Verweis auf ein Unentrinnbares inmitten unerschütterlich scheinenden Glückes spürbar als geistliche Mahnung im Bibelgleichnis erleben.

Zweiteilig ist das Bild: oben die „Vorgeschichte“: Gottes Freigabe des Job an den Satan, den „Gerechten“ prüfen zu lassen bis an den Rand der körperlichen Existenz. Auch auf diesem durch die Wetterunbilden des rauen Gebirgsklimas schon arg beschädigten, nunmehr geretteten Wandmalbilde läßt sich die Szene gut erkennen. Nach einem vor kurzem freilich nur noch zum Teil lesbaren Schriftbande fragt Gott seinen Widersacher: *Wo khumstu her . . . hast Du wohl acht . . . gabt auf meinen khnecht hiob schlecht und recht. meidet das Böse. Hiob.* Auch ein (freilich nur kleiner) Teil der Antwort des Satan an Gott war noch lesbar: *Ich hab das land umbher durchzogen . . . aber das hiob umbsunst . . . Gott* (mehr war nicht auszumachen).

Beidseits und hinter dem in seiner geschwürebedeckten Nacktheit auf jenem *sterquilinium* der Bibel sitzenden von Gott Versuchten, vom Satan Geschlagenen die Szenen der einzelnen über ihn verhängten Leiden und Schrecken: ein vom Himmel stürzendes Feuer verbrennt eine Schafherde und ihre Hirten. Nur einer von ihnen scheint zu entkommen, dem Herrn solch eine „Hiobsbotschaft“ zu bringen,

¹³ W. Harms, *Homo viator in bivio. Studien zur Bildlichkeit des Weges*. München 1970.

wenn er über den so friedlich daliegenden Wiesenplan in lebhafter Bewegung herbeieilt. Der Raub- und Mordüberfall der feindlichen Sabäer (Hiob 1,14–15) wird im Hintergrunde dargestellt, wie diese in drei Schwadronen einfallen, Jobs Kamele rauben und viele Knaben töten, indes auch hier nur einer als Hiobs-Bote entfliehen konnte, das Unglück zu melden (1,17). Ein Prunkbau rechts im Bilde, im Einstürzen begriffen, soll jener sein, in dem Jobs Söhne und Töchter ein Fest seines Erstgeborenen bei Speise und Trank feierten, als das Erdbebenunglück über sie hereinbrach, alle erschlug und nur den einen als Überbringer der Unglücksnachricht überleben ließ (1,18). Ein heute ergänzt wieder leserliches Spruchband hatte die Kunde wohl mit den Bibelworten festgehalten als Mahnung, an die *vanitas* zu denken.

Alles das muß Job, nackt und von Schwären bedeckt, die Hände im Leid verkrampft, erfahren. Hier erzählte ein Schriftband, wieder von Fehlstellen unterbrochen, dieses Bibelgeschehen: *Also ging . . . den Job . . . von seiner (Fußsohle) an bis zu seinem Haupt Schedel. Job.Cap. I/ V.* Dem Bibeltexte entsprechend treten (von links im Bilde her) die Freunde des Job heran: Bildad, Eliphas, Zophar, dazu der streitbare Elihu. Sie wollten ihn zusammen mit seiner Frau Dina besuchen, tun es mit lebhaft „bedauernden“ Gebärden. Als Schriftbeigabe war im Original nur noch zu lesen: *Christe wir wardten Dein, wolten grösser den Du sein . . .*

Beidseits der Gesamtkomposition dieses Job-Gedenkens an der Außenwand der Bergkirche von Ranten aus seiner protestantischen Zeit um 1570 sind noch je fünf Schriftstellen mit Bibelzitaten, vermehrt um die Zier von Engelsköpfen, übereinander dem Leser und dem Bildbetrachter als geistlicher Zusatztrost angebracht. So weit sich die originale Schrift noch lesen läßt, erkennt man Eucharistisches im Text: vom Wasser des Lebens und seiner Kraft, den Durst zu stillen, zu reinigen *Durch das wasserbad im Wort des lebens*, vom geistlichen Sinn der Taufe zur Vergebung der Sünden. Hier ist offensichtlich ein Bezug zum Bilde auf der unmittelbar zugekehrten Nischenmauer gegeben. Ein Brunnen mit drei Schalen des Lebenswassers Christi gibt das mystische Thema. Christus steht in der obersten der drei Brunnenschalen als *fons vitae*, wie Mittelalter und Barocke das Thema vom „Lebenspendenden Quell“, zumal auch besonders ab dem Frühbarock auf Maria übertragen, in West

und Ost so sehr lieben¹⁴. Aus der mittleren Schale neigen sich die Propheten, aus der untersten, der besonders breiten die Apostel. Sie halten Kelche mit dem Wasser des Heils, deren Sinn in Inschriften dem Betrachter erläutert wurde. Immer handelt es sich um Texte aus dem Alten Testament, aus der Apostelgeschichte, aus den Psalmen¹⁵. Bezüge auf das Hiob-Thema der Bildmitte sind jedoch ebenso wenig gegeben wie auf dem Fresko auf der rechts angrenzenden Seitenfläche mit der *metamorphosis*, der Verklärung Christi angesichts seiner drei Jünger auf dem Berge Tabor nach den Evangeliumsberichten Matth. 17,1–13; Mark. 9,2–13; Luk. 9,28–36.

Noch ein Denkmal des protestantischen Bekenntertums in der Steiermark zu Ausgang des 16. Jahrhunderts, das eng mit unserem Job-Thema zusammenhängt, sei hier genannt. Es handelt sich um ein gemaltes, hölzernes Epitaph für den steirischen Hammermeister Thomas Praschler aus Groß-Reifling an der Enns. Die Tafel, Tempera auf Holz, 171 mal 86,5 cm im Querformat¹⁶, ist mit 1594 datiert. Sie stammt also schon aus der mit immer größerer Härte gegen die „Evangelischen“ im Lande vorgehenden Leidenszeit des Protestantismus im habsburgischen Innerösterreich, ehe mit 1600 die volle „Gegenreformation“ mit dem unerbittlichen Zwang der Gewissenswahl zwischen Glaubenstreue und Heimatverlust einsetzte. Zahllose Bürger und Bauern, darunter Persönlichkeiten von hohem geistigem Rang wie Johannes Kepler (1571–1630) hatten damals das Land für immer verlassen. Auch hier auf unserem Epitaph wie andernorts im Schrifttum der Zeit und ihren Bilddokumentationen des Glaubensbe-

¹⁴ Vgl. zu diesem verbreiteten Bildgedanken: L. Kretzenbacher, Bilder und Legendenden. Erwandertes und erlebtes Bilder-Denken und Bild-Erzählen zwischen Byzanz und dem Abendlande. (Aus Forschung und Kunst, gel. v. G. Moro, Band 13) Klagenfurt 1971, 112–128 (Lebenspendender Quell. Legende und Bild der byzantinischen „Gottesmutter als Brunnen des Lebens“, Abb. 8–10 und Tafeln XX–XXVI).

¹⁵ I. Woisetschläger-Mayer 168.

¹⁶ Eisenerz, Heimatmuseum, Inv.-Nr. 1687. Die Tafel war in der Steiermärkischen Landesausstellung „Eisen und Erz in der Grünen Mark“, Eisenerz 1984. Vgl. dazu den Katalog von P. W. Roth-P. Cordes Nr. 16/29. Eine hervorragende Farb-Großaufnahme verdanke ich Frau Beatrice Birkner von der Kulturabteilung des Amtes der Steiermärkischen Landesregierung; ein Farbdia meinem verehrten Kollegen, Herrn Oberarchivrat Univ.-Doz. Dr. Günther Jontes, Leoben.

tonten¹⁷ kann man die Stimmung der solcherart Bedrohten deutlich verspüren. Gewiß nicht ohne festen geistigen Bezug wurde das Thema des unschuldig, aber weiterhin gottvertrauend leidenden Job auf diesem Epitaph für den Gewerken Thomas Praschlers 1594 gewählt. (Abb. 5)

Fast nackt, den bleichen Leib mit Beulen übersät, ein braunes Tuch über der Blöße, so sitzt Job als Mann in dunklem Barte mittleren Alters links im Vordergrund des Gemäldes. Über ihm schwingt ein häßlicher Fratzenteufel mit weiblichen Brüsten, einem Bocksfuß und mit schwarzen Drachenflügeln seine dreischwänzige flagellum-Knute. Sie leuchtet weiß wie Blitze vor dem dunklen Hintergrund eines brennend einstürzenden Hauses, aus dessen unteren Fenstern noch die Flammen schlagen. Sechs Gestalten sind es, die in lebhafter Bewegung auf den leidenden Job zustreben. Der jedoch streckt ihnen wie einladend seinen linken Arm entgegen. Inmitten seiner sichtbaren Qualen scheint er sie mit lächelnder Miene freundlich zu begrüßen. Da steht zunächst, hell hervorgehoben, die Frau des Job in vornehmem, goldgelbem Überkleide über einem etwa türkis-blau-grünen Leibgewande. Der ebenfalls türkisfarbene Schleier weht über dem braunen Haupthaar des Weibes mit jugendlich-hellem Antlitz. Zu ihrer Rechten zwei Männer, wohl zwei der drei biblischen „Freunde“ (*tres amici Job*, Hiob 2,11). Einer mit turbanartiger, „orientalischer“ Kopfbedeckung, bärtig. Einen roten Mantel hat er über dem braungrünen, rot verschnürten Wams zurückgeschlagen. Hinter ihm, nur das Haupt sichtbar, ein jüngerer Mann mit kurzgeschnittenem braunen Haar, die modische Halskrause nur graubraun zu erkennen.

Drei andere Mannsgestalten sind die Boten des Schreckens. Der eine, greise, kommt wohl aus dem brennend einstürzenden Wohnhause der Kinder des Job. Ein anderer, gleichfalls bärtiger, aber er-

¹⁷ L. Kretzenbacher, Ein verlorenes Spätmittelalter-Sinnbildfresko vom „Lebenden Kreuz“ zu Alt-Göß. (Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark, LXXIV. Jgg., Graz 1983, 21–36; Versuch eines Diplomaten Johannes Wolf der 2. Hälfte des 16. Jh.s, solch ein Bild als Zeugnis sozusagen „vorreformatorischen Protestantismus“ zu deuten); derselbe, Wortbegründetes Typologie-Denken auf mittelalterlichen Bildwerken. (SB der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Kl., Jgg. 1983/3, München 1983, 52–56).

heblig jüngerer, trägt ein nackt-bleiches, wohl von den Feinden in der Schlacht, die rechts im Bildhintergrunde über einem Inschriftblock zu toben scheint, erschlagenes Kind auf den Dulder zu. Ein dritter, wiederum bärtiger Mann mit rotem Überwurf über weißem Gewande, stürzt gestieft herbei. Sein Blick geht zurück auf jenes grausige Geschehen im Felde vor einer türmereichen Stadt, neben der im oberen Bildhintergrunde aus grauem Gewölk „Feuer vom Himmel fällt“ auf eine Bergweide mit einer Schafherde.

Nur einer bleibt in dieser überaus bewegten Szene des Schreckens sichtlich voll Zuversicht und ruhig inmitten hoffnungslos erscheinender Qualen aus den „Hiobs-Botschaften“: Job selber, der sich und seine Familie sozusagen „geborgen“ weiß im Evangelium. In einem breiten, fünfzeiligen Spruchbande richtet er, protestantischem Bekenner so sehr gemäß wie auf vielen Inschriften und Glaubensbekenndungen aus jener stürmischen Zeit gerade auch aus dem geistig umkämpften Innerösterreich, diese Trostesworte an den Leser und Betrachter seines Totenschildes-Epitaphs: *Job am 19,26ten: Ich wais das mein er- / leser lebet, vnd er wirt mich her nach auf / der Erden auf erwecken vnd werde darnach mit diser / meiner haut vmb geben werden, vnd werde in / meinem fleisch Gott sehen.* Es ist die lutherdeutsch, etwas verkürzt wiedergegebene Übersetzung dieser Bibelverse Hiob 19, 25–26: *Scio enim, quod redemptor meus vivit, et in novissimo die de terra resurrecturus sum, / et rursum circumdabor pelle mea, et in carne mea videbo Deum meum.*

Im mittleren Bildvordergrunde unter den herandrängenden sechs Gestalten kniet wie auf einem Motivbilde, als das ja auch dieses Epitaph unverkennbar gemeint ist, der darauf abgebildete Gewerke in vornehm-schwarzen bürgerlichen Gewande mit weißer Halskrause. Seine Hände sind zum Gebet gefaltet. Vor ihm, ebenfalls alle kniend, zwei Söhne in roten Schauben, zwei Töchter mit schwarzen Spensern über roten Kittel, eine weiße Schürze die eine, eine blaue die andere vor dem Rock. Dazu die Mutter ganz in Schwarz mit weißem Fürtuch. Alle tragen sie die modische „spanische Mühlsteinkrause“ der Zeit. Über ihre Häupter sind, auf dem stark nachgedunkelten Holztafelgemälde in der damals im 16. Jahrhundert noch üblichen Tempera-Technik nur noch schwer lesbar, die Taufnamen gesetzt *Thomas, Michael, Anna, Susann*, dazu der Name der Mutter *Ursula Praschlerin*. Nochmals darüber zweizeilig *Thomas Praschler der jetzi /*

ge Hamermaister Zu Reifling. Ganz rechts vorne im Bilde unter der Schlacht und dem Herdenraub der eingefallenen Sabäer (Hiob 1,14–15) diese Inschrift in sieben Zeilen: *Dises Epitaphium haben machen lassen der / Ersam vnd firmemb Thoman Prashler Ham / mermaister Zu Reifling seinem Eheleiblichen / lieben Vattern Thoman Prashler vnd die Tugendhafft fraw Helena Paumgartnerin / im ersten Hauswirt Hannsen Prashler / baiden gebiedern zu einer Christlichen gedech (nus)*¹⁸.

Noch ein drittes, freilich nur aus stilistischen Gründen ungefähr mit 1550 datierbares, mithin aber gleichfalls dem so stark von lutherischen Protestantismus geprägten 16. Jahrhundert nach seiner Mitte angehöriges Denkmal für Job in der Steiermark sei hier angefügt. Es befindet sich im Inneren des Rathauses der (als Sitz eines Pfarrers schon 1187 genannten) südsteirischen Grenzstadt Mureck. Dabei handelt es sich um eines von neun Sandsteinreliefs aus dem alten Rathause von der Mitte des 16. Jahrhunderts, das 1665 abgebrochen und neu errichtet wurde. Diese Skulpturen verhältnismäßig grobschlächtiger Machart, je etwa 80 mal 40–50 cm im Breitformat, stellen durchwegs Szenen aus dem eben von den Evangelischen im Lande zu jener Zeit so besonders hervorgehobenen Alten Testamente dar. Heute sind sie in den Innenräumen des zweigeschossigen Rathauses über den Türen eingemauert¹⁹. Ehedem waren sie aber doch wohl, wie heute noch sieben ähnliche und andere Steinfiguren am Rathaustrum, außen zu immerwährend belehrender Dauer-, „Schau“ angebracht gewesen, wenngleich Archivalien darüber bislang nicht bekannt wurden. Ohne eine erkennbare bibelgeschichtliche Zeitschichtenreihung geht es um diese Szenen: der Turmbau zu Babel; die in der Sintflut Ertrinkenden und im Hintergrund die Arche Noah im Regensturm²⁰; Jonas mit dem „Walfisch“ vor dem Schiffe und die Stadt Ninive; die „Beschießung“ von Jericho, köstlicherweise mit Kanonen und Türkenzelten vor den Mauern der Stadtfestung; Davids Siegesgestus mit dem abgeschlagenen Haupte des von ihm

¹⁸ A. Pantz, Die Gewerken im Bannkreis des steirischen Erzberges. Wien 1919, 252.

¹⁹ G. Kodolisch, Mureck. Kunstgeschichtlicher Stadtführer, hrg. anlässlich der Stadterhebungsfeier 1976. Graz 1976, 16–18.

²⁰ Ebenda, Bildtafel (nicht paginiert).

gefallten Riesen Goliath; die Himmelfahrt des Propheten Elias auf „feurigem Wagen“; Samson trägt die Tempeltüren auf einen Berg; Lot mit Frau und Töchtern im grausigen Geschehen von Sodom und Gomorrha. Schließlich im zweiten Obergeschoß über einer Türe unsere Szene (s. Abb. 4): mit gefalteten Händen liegt Job, nackt und schwärenbedeckt, vor der Stadt auf einem nicht näher erkennbaren Abfallhaufen. Über ihm ein geschwänzter, anscheinend auch ziegenbeiniger Fratzenteufel, der den Gerechten mit einem dicken Rutenbündel schlägt. Im Steinbild links ein großes Stadttor. Über den Mauern schlagen Flammen aus dem großen Hause. Aus dem Tore tritt, in ein rotes Langkleid gehüllt, die Rechte zur Brust erhoben, eine Frauengestalt. Ob es Jobs Weib ist? Zwei weitere Gestalten, eine davon ein bärtiger Mann, scheinen auf den „Dulder“ zuzugehen. Vermutlich sind es noch nicht die „Freunde“, sondern eher die Hiobs-Boten, solcherart – wohl wie bei all diesen eigenartigen Steinbildern des mittleren 16. Jahrhunderts nach den damals in Fülle umgehenden Graphiken, Holzschnitten, Kupferstichen nachgestaltet – als Simultanszene das Eintreffen aller Schicksalsschläge vorzuführen. Dies in einer Zeit, in der sich die Neugläubigen im Lande sehr wohl des Schicksalhaften ihres vom Landesfürsten und seinen mächtigen Anhängern wie vom Nahen einer tödlichen Türkengefahr bedrohten Glaubens bewußt waren, sich aber im Leiden wie im „Endsieg“ in der alttestamentlichen Christus-*praefiguratio* Hiob gestärkt, „gesichert“ fühlen sollten. Daher eben auch die oftmalige Wiederkehr von Versen aus dem Buche Hiob etwa auf protestantischen Grabtafeln, die in der Steiermark trotz so vieler Zerstörungen von Kirchen, Betställen, Kanzeln, Bildwerken der Evangelischen in einer nur geringen Anzahl die Stürme der Gegenreformation überdauert haben²¹.

²¹ H. Valentinitsch, Die Aussage der steirischen Inschriften über Reformation und Gegenreformation. Im SW: G. Pferschy (s. o. Anm. 4), 46–50. Insgesamt sind aus der Steiermark noch etwa dreihundert auf Grabmälern überlieferte Inschriften der Zeit zwischen 1520–1650 erhalten, erfaßt in einer (vorerst noch nicht gedruckten) Sammlung der mittelalterlichen und der frühneuzeitlichen Inschriften der Steiermark bei Univ.-Prof. Dr. Hermann Baltl, Graz. Bei H. Valentinitsch auch die Kennzeichnung der zeitlichen Schichtungen solcher glaubenbekundender Inschriften mit ihrem *votum* und dem Anwachsen der Bibelzitate auf ihnen zwischen 1551–1620. Dabei herrschen Zitate wie jenes „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“ (Hiob 19,25) deutlich vor. Zum derzeitigen Forschungsstande vgl. H. Valentinitsch, Die mittel-

So steht denn auch dieses südsteirische Beispiel einer Hiobs-Erinnerung im gleichen Geistesumgrunde wie die Außenwandfresken der damals protestantischen Bergkirche zu Ranten und das Gewerken-Epitaph des Thomas Praschler aus dem steirischen Oberlande. Eine kulturhistorisch-konfessionsgeschichtliche wie ikonologische und landeskundliche Gesamtschau auf diese und ähnliche Themen aus sturmbelegter Zeit der Glaubenskämpfe in der Grünen Mark²² müßte gerade hier bei den neun innen und weiteren sieben außen am Rathaus angebrachten „Bekenntnis-Bekundungen“ ansetzen. Daß die Weitumschau dann auf das sogenannte „Biblische Haus“ in Gör-
litz gehen müßte, wurde ebenso angedeutet²³ wie es ein näheres Beispiel großartiger „Bilderschau“ zu Reetz in Niederösterreich im berühmten Sgraffitti-Hause gibt²⁴.

„Hiobs-Erinnerungen“ der Slowenen zwischen Halbvergangenheit und Gegenwart

Zu besonderer Eigenart, unverwechselbar auch gegenüber so vielen anderen „Hiobs-Erinnerungen“ im weiten Mehrsprachenraum der Ostalpen, sind jene des Slowenen-Volkes gediehen. Sie finden sich sowohl in der Zentrallandschaft dieses zahlenmäßig kleinen Volkes in Krain (slowen. Kranjsko), vorwiegend allerdings im nördlichen Teil (Oberkrain, Gorenjsko) der heutigen Teilrepublik Slowenien im Föderativstaate Jugoslawien, als auch in den gemischtsprachigen Landschaften Kärntens vom mittleren Gailtal bis ins unter-

alterlichen und neuzeitlichen Inschriften im Herzogtum Steiermark. (Südostdeutsches Archiv, Band XXVIII/XXIX, München 1986, 59–70, 6 Abb.).

²² Zu den in den frühen Fünfzigerjahren fast zufällig aufgedeckten, aber nicht mehr zugänglichen protestantischen Fresken des 16. Jh.s in einer (heimlich als Gotteshaus der arg verfolgten „Evangelischen“ dienenden) Taverne zu Tipschern, Gemeinde St. Martin am Grimming, und zu den reformationszeitlichen Vorgängen in der Pfarre Gröbming, Bez. Liezen, vgl. W. Sittig, Die Schröfl in der Pfarre Gröbming. Ein Bauerngeschlecht in der Zeit der Glaubenskämpfe. (Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark XLVI, Graz 1955, 162–190).

²³ G. Kodolitsch, 18. Für freundliche Bildbesorgung danke ich Herrn W. Hofrat Dr. Georg Kodolitsch, Landeskonservator für die Steiermark und seinen immer hilfsbereiten Mitarbeitern im Bundesdenkmalamt sehr herzlich (Okt. 1986).

²⁴ Dehio-Handbuch der Kunstdenkmäler Österreichs: Niederösterreich, hrg. v. R. Donin, 3. Aufl. Wien 1953, 279.

kärntische Drau-, Rosen- und Jauntal. Hier überall verdichtet (oder aber von der volkskundlich-kulturhistorischen Forschung von da ab erst beachtet, näher betrachtet, verzeichnet?) seit dem frühen 19. Jahrhundert und herauf ins 20., bis in unsere unmittelbare Gegenwart. Das gilt zunächst für die Wortüberlieferungen im geistlichen Lied, in Legenden und Sagen. Es ist ja bezeichnend, daß die Slowenen entgegen dem übergroßen und kulturhistorisch so bedeutsamen Schatz an epischer Dichtung, an Heldenepen und Frauenliedern bei ihren südslawischen Verwandten, den Kroaten, Serben, Slawo-Makedonen und Bulgaren, selber daran keinen Anteil haben. Daß sie aber über einen schier unüberschaubaren, an Themen und Motiven unendlich reichen Bestand an religiöser „Volksdichtung“ verfügen. Dies vom Mittelalter an über ihr protestantisches 16. Jahrhundert und nach der Gegenreformation ungebrochen und noch durch Jahrhunderte wachsend und in der Gemütswertigkeit der Aussagen vertieft bis zur Gegenwart herauf. Von diesen geistlichen Erzählliedern (*pripovedne pesmi*) sind thematisch jene „Hiobs-Erinnerungen“ nicht zu trennen, die sich in einer besonderen Art der „Volkskunst“, bunt gemalt auf die an sich schon bunt gewünschten Stirnbrettchen mit den Fluglöchern für die Bienenstöcke und deren Einzelvölker (slowen. *panjske končnice*), auch datiert, heute freilich fast ausnahmslos in Museen verwahrt, finden.

Doch beginnen wir mit den Wortüberlieferungen zum Thema vom leidenden, in der gesamten Volksüberlieferung des Ostalpenraumes nie mit Gott hadernden, mit ihm (gemäß Hiob 13,3) „rech tenden“, gegen Seinen Ratschluß und gegen Satans Gewalttätigkeit aufbegehrenden „Dulder“ Job in einem reich überlieferten slowenischen Volksliede aus Oberkrain:

STARI JOB (Der alte Job)

*Stari Job bolan leži,
bolan leži, godcev želi.*

*Godci so pa dam pršli,
Job je pa ležov na kup gnoja.*

*„Zagodite mi eno prov lepo,
eno prov lepo, eno prov sveto!*

*Od sladkega imena Jezusa,
od lube device Marije.“*

*Zagodli so eno prov lepo,
od sladkega imena Jezusa,
od lube device Marije.*

*„Kaj vam bom pa zdaj v gosli dav?
To vam bom dav, kar sam imam!“*

*Segu je v svojo desno stran,
zagrabu eno pest belih črvov,
pa jih je godcem v gosli zagnov.*

*Gratali so rumen cekin.
Godci so pa dam odšli,
so se pa cekine kregali.*

*Jobova žena tud dam je šla.
še mi je godce vprašala:*

*„Kje ste vi godci góðili,
da ste te zlate dóbili?“*

*„Mi smo jo godli starmu Job',
eno prov lepo, eno prov sveto,*

*Od sladkega imena Ježuša,
od lube device Marije“.*

*Jobova žena pa dam je pršla,
bila je huda na moža.*

*„Jest moram po svet kruha prosit,
ti pa godcem zlate daješ!“*

*„To sem jim dav, kar sam imam,
sej tud! teb' še lahko dam!“*

*Segu je v svojo desno stran,
zagraba je eno pest teh belih črvov,
pa jih je bab' kje v birtah zagnov.*

*Gratale so rumene osé,
pa se bab' kje v kuštre spusté.*

Dieses anspruchslose kleine slowenische Legendenlied, vermutlich bereits vor der letzten Jahrhundertwende zu Kleče in Oberkrain aus dem Volksmunde aufgezeichnet¹, lautet in der Übersetzung so: Der alte Job liegt krank darnieder, / krank liegt er und er wünscht sich Musikanten. / Die Musikanten kamen dorthin, / Job aber liegt auf einem Misthaufen. / „Spielt mir auf ein schönes Stücklein, / ein schönes Stücklein, ein heiliges Stücklein. / Eins vom süßen Namen Jesus, / von der lieben Jungfrau Maria“. / Auf spielten sie ein schönes Stücklein, / vom süßen Namen Jesus, / von der lieben Jungfrau Maria. / „Was soll ich euch jetzt fürs Spielen geben? / Das werde ich euch geben, was ich selber habe!“ / Er greift an seine rechte Seite / und packt eine Faust voll weißer Würmer, / die gibt er den Musikanten in die Geigen. / Die gerieten ihnen zu goldenen Dukaten (*cekin*, nach ital. *zecchini*). / Die Musikanten aber gingen davon, / da stritten („bekriegten“) sie sich um die Dukaten. / Das Weib des Job kam ebenfalls daher. / Und schon fragt sie die Musikanten: / „Wo habt denn ihr Spielleute aufgespielt, / daß ihr diese Goldstücke bekommen habt?“ / „Wir haben dem alten Job aufgespielt, / ein schönes Stücklein, ein heiliges Stücklein, / eines vom süßen Namen Jesus, / von der lieben Jungfrau Maria“. / Das Weib des Job aber kam daher / und war wütend auf (ihren) Mann. / „Ich muß auf der Welt herum Brot betteln gehen / und du gibst den Musikanten Goldstücke!“ / „Ich haben ihnen das gegeben, was ich habe, / das aber gebe ich auch dir noch mit Leichtigkeit.“ / Er greift an seine rechte Seite / packt eine Faust voll von jenen weißen Würmern / und steckt es dem Weibe in ihr Fürtuch (Lehnwort *birtah*). / Die aber gerieten zu roten Wespen / und die kriechen dem Weibe in ihre Haarzotten.

Von diesem slowenischen Legendenlied vom Musikantenlohn des Job und der Strafe für sein geiziges Weib gibt es noch einige weitere Fassungen. Auch sie sind in Oberkrain, genauer nahe bei Laibach/Ljubljana aufgezeichnet in den Jahren 1912, 1957, 1967². Die Unter-

¹ J. Glonar, *Stare žalostne. Ljubljana 1939, 172–174 und 245; textgleich bei: S. Šali-N. Kuret, Peli so jih mati moja. Ljudske pripovedne pesmi. Ljubljana 1943, 97f. und 163; Z. Kumer, Vsebinski tipi slovenskih pripovednih pesmi – Typenindex slowenischer Erzähllieder. Ljubljana 1974, 63 Nr. 38.*

² *Sammelwerk: Slovenske ljudske pesmi, hrsg. von Z. Kumer–M. Matičetov–V. Vodušek, Band II, Pripovedne pesmi, 2. Teil, Ljubljana 1981, 16–21, Nr. 69.* Hier die bisher bekannten Varianten. Sechs von sieben stammen aus der oberkraineri-

schiede sind nur gering: drei Weisen sollen die Musikanten spielen von Jesus und Maria; die aus den Würmern *per miraculum* gewordenen Gulden zählen sie unterm Apfelbaum³.

Hier ist also in einem Liede, das motivlich ziemlich fest geprägt erscheint, jedenfalls kaum wesentliche Varianten bietet, etwas vorgegeben, was noch einer besonderen Beachtung bedarf (s. u. 173). Zunächst handelt es sich um diese Situation: Der „Dulder“ Job sitzt ausgestoßen, verlassen auf dem Misthaufen. Er selber wünscht sich in seiner Verlassenheit Musikanten zur Gesellschaft. Die kommen daher. Job bittet sie um geistliche Weisen. Die spielen sie ihm denn auch. Als „Lohn“ des Besitzlosen erhalten sie, „was er selber hat“, eine Faust voll jener Würmer, die den Körper des Unglücklichen übersät haben. Die aber werden im einen Fall für die Musikanten zu „Zecchinen-Goldstücken“, im anderen gegen sein, hier wie meist nur als böse gekanntes Weib (vgl. Hiob 2,9) zu unliebsam ihr ins Haar fliegenden Wespen.

Diese Themenstellung: Job im Elend und die Musikanten, die ihm zu seiner Freude aufspielen, dafür belohnt werden, kehrt mehrfach auch in slowenischen Volkserzählungen des mittleren Gailtales in Kärnten wieder. Sie sind dort an eine bestimmte Örtlichkeit gebunden. Dadurch nehmen sie also, wie sich aus den hier nachfolgend

schen Gegend nordöstlich von Ljubljana/Laibach; eine aus Reka bei Tüffer (Laško) in der historischen Untersteiermark, aufgenommen im Musik-Ethnologischen Institut (Glasbeno-narodopisni Institut der Slowenischen Akademie der Wissenschaften und Künste) zu Laibach am 3. III. 1968 aus dem Munde der (1913 geborenen) Frau Anna Rezec. (Band Nr. 28.769).

³ Frühe Aufzeichnungen dieses Liedes in Oberkrain-Gorensko stammen vom Sprachwissenschaftler Anton Breznik (1881–1944) in seinem Heimatorte Ihan bei Domžale, nahe bei Ljubljana um 1900, weiters vom besonders erfolgreichen Volksliedsammler Franz Kramar (geb. 1890). Er fand es 1909 zu Crnuče nahe der chemaligen krainerisch-untersteirischen Grenze und dann wieder zu 1912 zu Domžale. Dieser Musiker und Volkskundler zeichnete zwischen 1903 und 1914 nicht weniger als 4470 Volkslieder samt ihren Melodien auf für die monarchieweit angeregten und angelegten Sammlungen des k. u. k. Österreichischen Unterrichtsministeriums in Wien.

Zum Text und den frühen Aufzeichnungen vgl. die Anmerkungen von M. Matičetov in seinem Volksliedbeitrag zum Schullesebuche Slovensko berilo IV, Ljubljana 1951, 75 f. Eine Fassung, aufgezeichnet 1967 zu Krtina bei Domžale (Sängerin Katharina Sušnik) mit der Liedweise bei: Z. Kumer, Pesem slovenske dežele. Maribor (Marburg/Drau) 1975, 475 Nr. 379.

wiedergegebenen Texten zeigt, den Charakter von Sagen mit Ortsgebundenheit an.

Eine erste Fassung wurde vom kärntnerslowenischen Volkskundler Franz Kotnik (1882–1955) 1924 unter dem Titel „Das Kirchlein des hl. Job am Paßriacher See“ (*Cerkvica sv. Joba ob Pazrijskem jezeru*) veröffentlicht⁴.

Ob burnem Pazrijskem jezeru v Ziljski dolini stoji majhna cerkvica sv. Joba, ki ga je Bog tako strašno skušal, da je izgubil vse imetje in naposled na gnoju v strašnih bolečinah s steklom čistil svoje rane gniladi. Mimo Joba, ki je trpel ob jezeru, je prišel vesel godec ter je zagodel trpečemu možu, da bi malo pozabil strašnih bolečin. Jobu je godba sicer ugajala, a peklo ga je, ker ni imel ničesar, da bi godcu povrnil dobroto. Godec koraka veselo dalje. po prelepi Ziljski dolini. Kmalu začuti, da so gosli precej težke, in čuje, da nekaj v njih čindrá. Pogleda in glej, gosli so polne cekinov. Tako mu je Bog obilo poplačal majhno uslugo, ki jo je storil možu na gnoju. Kmalu je tudi Job ozdravel in Bog mu je njegovo potrpežljivost bogato poplačal. Njegova žlahta pa je pozneje sezidala v njegov spomin majhno cerkvico. ki še dandanes stoji ob bregu Pazrijskega jezera.

Am stürmischen Paßriacher See im Gailtal steht ein kleines Kirchlein des hl. Job, den Gott auf so schreckliche Weise versucht hatte, daß er sein ganzes Hab und Gut verloren hat und schließlich auf einem Misthaufen in furchtbaren Schmerzen mit einer Glasscherbe seine von der Fäule befallenen Wunden reinigen mußte. An Job, der am Seeufer leiden mußte, vorbei kam ein fröhlicher Musikant und der spielte dem leidenden Manne auf, daß er ein wenig auf seine fürchterlichen Schmerzen vergessen könne. Dem Job gefiel die Musik zwar sehr, aber es tat ihm in der Seele weh, daß er gar nichts hatte, womit er dem Spielmann seine Güte vergelten könnte. Der Musikant marschiert fröhlich weiter durchs schöne Gailtal. Auf einmal verspürt er, daß seine Geige ziemlich schwer geworden war, und er hört, daß in ihr etwas „tschindert“ (rumpelt, metallisch klingt). Er schaut nach und siehe: die Geige ist voller Zecchinen. So hat ihm Gott den kleinen (Liebes-)Dienst reich belohnt, den er am armen Manne auf dem Misthaufen getan hatte. Bald darauf wurde auch Job

⁴ F. Kotnik, Koroške narodne pripovedke in pravljice. 1. Ausgabe Celje (Cilli) 1924, Nr. 49; 2. Ausgabe (unser Text) ebenda 1957, 90–92, Nr. 49.

wieder gesund und Gott belohnte ihm seine Geduldigkeit reich. Seine Sippe (*žlahta*, „Geschlecht“, Familie) erbaute später zu seinem Gedächtnis das kleine Kirchlein, das heute noch dort am Ufer des Paßriacher Sees steht.

Ein einzelner Geiger ist es also, der hier „zufällig“ vorbeikommt. Er sieht den Unglücklichen. Ihm spielt er zu seiner Freude auf, daß er seiner Leiden vergessen möge. Der Lohn *per miraculum* bleibt nicht aus. Wie es geschehen konnte, wird nicht näher berichtet. Auch nicht in einer thematisch eng verwandten Fassung aus der gleichen Gegend im Kärntner Gailtal. Da sind es mehrere Spielleute, ohne daß eine – wie sich zeigen wird: nicht zufällige – Zahl drei genannt würde. Hier aber sind es bereits die „Würmlein“ (*črvički*) vom Leib des bei solcher Musik gesundenen Job, die sich in „rote Goldstücke“ verwandelten⁵:

Sv. Job je bil bolan, imel je črviče. Vrgli so ga na kup gnoja. „Tu bodi in črviči naj te pojedo!“ Job je vokal, solnce je pripekalo in črvički so grizli njegovo meso. Mimo so prišli godci in zagledali ubogega sv. Joba. Zasmilil se jim je in so menili: Pomagati mu ne moremo, dati mu nič nimamo, zagodimo mu kako lepo, da mu boljše pri srcu. Sv. Job je gledal v godce, ko so mu ti svirali. Še predno so godci končali z godbo, so je prišel Job svetiti, črvički, ki so poprej vrel iz njega, pa so se spremenili v „ruse zvate“. Sv. Job je bil v trenutku zdrav, godci pa bogataši.

St. Job war krank. Er hatte (kleine) Würmer. Sie warfen ihn auf einen Haufen Mist: „Da bleib und die Würmer sollen Dich auffressen!“ Job heulte weinend auf, die Sonne brannte (auf ihn) hernieder und die Würmer verbissen sich in sein Fleisch. Da gingen Musikanten vorüber und erblickten den unglücklichen hl. Job. Sie erbarmten sich seiner und besprachen sich untereinander: Helfen können wir ihm nicht und zu geben haben wir für ihn auch nichts, spielen wir ihm etwas Schönes auf, daß es ihm leichter wird ums Herz. St. Job blickte auf die Spielleute wie sie ihm aufspielten. Schon bevor die Musikanten mit dem Spiele aufhörten, da begann St. Job zu strahlen. Die Würmlein, die vorher aus ihm hervorgequollen waren, die ver-

⁵ P. Košir-V. Möderndorfer, *Ljudska medicina med koroškimi Slovenci*. (Časopis za zgodovino in narodopisje, Band XXII, Maribor 1927, 9–32, bes. 20–22, über die „Würmer“ (slowen. *črvi*).

wandelten sich in „rote Goldstücke“ (mundartlich *zvate* für *zlate*). St. Job wurde in diesem Augenblick gesund, die Spielleute aber reiche Leute.

Das wird noch etwas deutlicher in der „dichterischen“ Fassung, vermutlich wohl von der Hand eines uns nicht namentlich bekannten Geistlichen. Der hat sein Legendengedicht schon 1853 vorgestellt in diesen sieben vierzeiligen Strophen⁶:

Godci svetega Joba

*Ko je svet Job brez vsega na pol že mèrtev bil,
Na gnoju že zavéržen červád s kervjó redil,
Ni tožil, ampak molil: Bog serca čistost ve,
Kar smilno mi podal je, to tudi mi vzeti sme. –*

*Tak vdan u božjo voljo – se sporoči Bogu,
U strašnih mukah gnjilo telo je živo mu,
Na gnoju červe pase, človeku sličen ni,
Ne zdvoji pa – besedne nevolne ne zgubi.*

*Ko tak od vsih zapuščen le upa se v Bogá,
Iz krajev dalnih steza tri godce mim pelja.
I ti vgladaje revčka se v versto vstopijo
U strune vdarijo – viže pobožne vberejo.*

*Nesrečemu svitloba oblije cel obráz.
Bliži se v rajski zori, obda ga rajski kras,
Osupnjen godcov mojster ne ve, kaj mislil bi;
Pravičnega terplenje mu strune oživi.*

*I ko nehájo gosti, svet Job zdaj vzdigne se:
„Plačila nimam dati, glej to je moje vse!“
Rekoč pod pazho seže, zgrabi červov pest:
„Glej, to je vse, kar imam, to in pa čisto vest.“*

*Izrekne i pred godce raztrosi červe rah,
I čudo glej: mest červov zlató svitli se v prah’.
Veli jim ga pobrati, hvaležni to storé
I solzno Joba godci v nesrečnega stermé.*

⁶ F. Kotnik (s. o. Anm. 4) 166f. aus der slowenischen Imkerzeitschrift „Slovenska Bčela“ Jgg. IV, Ljubljana 1853, Nr. 12.

*Svet Job pogleda kviško, okó se mu zrosi:
 „Nad stropjem tam nebeškim pozabil On me ni,
 Bogu pojite slavo!“ izklikne i spozná,
 Da vse je Večnem' milo, da dobro vse ravná. –*

Als der hl. Job halbtot schon darniederlag und auf den Mist geworfen die Würmer mit seinem Blute nährte, da klagte er nicht, sondern betete: Gott kennt die Reinheit meines Herzens. Was er mir in Seiner Güte gegeben hatte, das darf Er mir auch wieder wegnehmen.

So in Gottes Willen ergeben, spricht er mit Gott; in schrecklichen Schmerzen verfaulete er bei lebendigen Leibe. Auf dem Misthaufen weideten die Würmer; er sah keinem Menschen mehr gleich. Und dennoch verzweifelte er nicht, verliert kein mißmutiges Wörtlein.

Als er da, von allen verlassen, nur noch auf Gott hoffte, da führte der Weg aus weiter Ferne drei Musikanten an ihm vorüber. Und die erblicken den Unglücklichen, stellen sich in einer Reihe vor ihm auf und greifen in die Saiten und spielen fromme Weisen auf.

Ein helles Leuchten ergießt sich über sein ganzes Antlitz. Paradiesischer Morgenglanz umstrahlt ihn, die Schönheit des Paradieses umgibt ihn. Vor Überraschung weiß der Musikantenmeister nicht, was er denken soll. Das Leiden des Gerechten läßt seine Saiten lauter klingen.

Und als die Gäste zu spielen aufhören, da richtet sich der hl. Job auf: „Ich habe nichts, Euch zu belohnen. Schau, das ist alles, was ich habe.“ Das spricht er und dann greift er unter seine Achsel, packt eine Faust voll Würmer: „Schau, das ist alles, was ich habe, das und ein reines Gewissen.“

Er sagt es und verstreut ganz leicht die Würmer vor die Spielleute hin. Und siehe, o Wunder! Anstatt der Würmer blitzt Gold im Staube auf. Er sagt ihnen, sie sollen es einsammeln und dankbar tun sie das auch. Mit Tränen in den Augen staunen die Musikanten über den unglücklichen Job.

Sankt Job richtet seinen Blick himmelwärts, das Auge wird ihm feucht: „Dort über dem Himmelszelt hat Er meiner nicht vergessen. Singt Gott das Lob!“, ruft er aus und erkennt, daß alles (alle Kreatur) dem Ewigen lieb ist, daß Er alles zum Guten wendet.

Hier sind es nun drei Musikanten. Sie spielen dem Elenden auf und der bedankt sich mit dem, „was er hat“: mit den *vermes* aus dem

Hiob-Text. Die werden vor seinen und der Musikanten Augen zu Goldstücken. Nur der „Lohn“ ist dargestellt. Nichts vom gleichen Vorgang, der Job's Weib mit „Strafe“ trifft wie im oberkrainerischen Liede von den gleichen „Würmlein“, die zu gefährlichen Wespen wurden.

In diesem nur „volkstümlich“ zu nennenden Gedichte ist kein Lokalbezug gegeben wie in den vorangestellten Prosafassungen doch wohl „aus dem Volksmunde“. Für die zweite Version (1927) wird ja im Aufsatz über die „Volksmedizin bei den Kärntner Slowenen“, dem der Legendentext eingestreut war, der Ortsbezug auf *Brdo ob Zili*, auf die Gemeinde Egg (Bezirk Hermagor) genannt. Desgleichen, daß dort „ein Pilgerweg zum hl. Job, dem Fürsprecher gegen die Würmlein“ (*zagovornik proti črvičem*) vorbeiführe. Und eben dort stünde das „Kirchlein des hl. Job nahe dem Paßriacher See“⁷, von dem eben die bewußte Geschichte erzählt würde. Dabei aber stellt sich ein bisher nicht geklärter Irrtum heraus. Ein St. Job geweihtes Kirchlein ist dort m. W. nicht bekannt. Wohl steht eines am Südende des genannten Sees. Doch das ist im Haufendorf Paßriach (urkundlich erwähnt 1284) als Filialkirche (erwähnt 1688, immerhin in einem Pestjahr!) dem hl. Valentin geweiht und enthält heute keine unmittelbare Job-Erinnerung⁸. Eine andere Kirche an der Nordseite des kleinen Pressegger Sees in der Rotte Pressegggen (Bez. Hermagor) gelegen, 1485 geweiht, läßt auf dem Hochaltar St. Ruprecht als Patroziniumsträger erkennen. Die Holzstatue dieses Heiligen aus der Erzdiözese Salzburg entstammt dem dritten Drittel des 15. Jahrhunderts⁹. Hier aber gibt es wirklich auf dem rechten, hochbarocken Seitenaltar aus der Zeit gegen 1700 „eine etwas volkstümliche, aber ausdrucksstarke Schnitzgruppe in Hochrelief, den armen aussätzigen Dulder Hiob und seine böse, zänkische Frau“¹⁰ (Abb. 8). Beide Filialkirchen werden also in der als „Volksüberlieferung“ geführten Lite-

⁷ P. Košir-V. Möderndorfer 21.

⁸ Dehio-Handbuch, Die Kunstdenkmäler Österreichs. Kärnten, Wien 1976, 453.

⁹ Ebenda 475.

¹⁰ K. Ginhart, Die Bau- und Kunstdenkmäler von Hermagor und Umgebung. Sammelwerk: Hermagor. Geschichte-Natur-Gegenwart, hrsg. von G. Moro, Klagenfurt 1969, 127–188, bes. 172–174 und Abb. 75.

ratur in eine zusammengefügt und als St. Job-Patrozinum mit Wallfahrtscharakter geführt¹¹.

So letztlich auch in einer als „Die Spielleute“ (*Godci*) betitelten kärntnerslowenischen Fassung aus jener Gegend und wohl zu Beginn oder bald nach dem Ersten Weltkriege aufgezeichnet, die Vinko Möderndorfer (1894–1958), selber aus Dellach bei Egg/Dole, Gemeinde Brdo im Gailtal gebürtig, 1946 in dieser, vermutlich wohl von ihm sprachlich überarbeiteten Form mitteilte¹²:

Ob Pazriškem jezeru, na mestu, kjer je nekoč stal Mali Beljak, je obležal sveti Job. Ostal je sam na svetu, bolan i siromašen, da ni imel, kam bi glavo položil. Vse življenje mu je bilo le delaven dan. To so izprečevale njegove žuljave roke. In vendar se je zgodilo tako, da je obležal brez vsega in čakal smrti.

Mimo Pazriškega jezera so prišli trije godci, veseljački. Zagledali so nesrečnega bolnika i zbolelo jih je srce. Na ustih jim je zamrl prešerni smeh, v grlu obtičal vrisk, ki jim je bil vsakdanji kruh. Nikoli se niso vpraševali, kaj bodo jutri jedli in kje spali. Navajeni so bili popotne palice in revnega popotniškega življenja. Nesreča tega moža pa jih je hudo prizadela. Posvetovali so se, kaj naj store, da bi nesrečniku pomagali.

„Dati mu nič nemamo, pomagati mu ne moremo. Kaj naj naredimo? Zaigrajmo mu veselo pesem, morda mu naredimo za trenutek veselja, da ne bo čutil bolečin!“

Kakor rečeno tako storjeno. Zagodli so mu najlepšo pesem, ki so jo znali, in potem še drugo in tretjo, godli so tako lepo, da je bila vsaka lepša od prešnje.

Ko so odigrali prvo pesmico, je revežu zasijal obraz, bolečine so mu pripustile. Pri drugi pesmici se je dvignil z ležišča, pri tretji pa so se mu zacelile rane, črvički so odpadli od ran in se spremenili v ruse (rumene) zlatnike.

¹¹ Für freundliche Mithilfe in der Aufklärung dieser Irrtümer in der Literatur danke ich Frau Dr. Ilse Koschier von der Volkskunde-Abteilung am Landesmuseum für Kärnten in Klagenfurt sehr herzlich.

¹² V. Möderndorfer, *Koroške narodne pripovedke*. Celje 1946, 282f. Der Herausgeber will die Geschichte aus dem Munde seiner Tante Temeljnova Mojna im Dorfe Dellach bei Egg (Dole bei Brdo) im Gailtale gehört haben, verweist aber auch auf eine Gailtaler Aufzeichnung durch Peter Jarnik (VI, Nr. 49), die mir nicht zugänglich ist.

Ozdravljeni je pobral zlatnike in jih nasul godcem, da so bili vse življenje brez skrbi ter godli noč in dan z vriskom in smehom na ustnah.

Tako pojejo, godejo in vriskajo še danes po lepi slovenski koroški deželi. Kadarkoli se vrnejo k Pazriškemu jezeru, vselej zavriskajo, da odmeva na Rute.

Am Paßriacher See, an jenem Orte, wo einst Klein-Villach gestanden war, lag der hl. Job darnieder. Allein ist er auf der Welt geblieben, krank und (so) arm, daß er nichts hatte, sein Haupt hin zu legen. Das ganze Leben war ihm (nur) ein Arbeitstag. Das erzählten auch seine schwieligen Hände. Und trotzdem begab es sich, daß er ohne alles darniederlag und auf den Tod wartete.

Den Paßriacher See entlang kamen drei Musikanten, lustige Gesellen. Sie erblickten den unglücklichen Kranken und es tat ihnen weh im Herzen. Auf den Lippen erstarb ihnen das übermütige Lachen und in der Kehle verstummte ihr Jauchzen, das ihnen ihr tägliches Brot war. Niemals hatten sie darnach gefragt, was sie morgen essen würden und wo schlafen. Sie hatten sich an ihre Wanderstäbe und an das ärmliche Wanderleben gewöhnt. Das Unglück dieses Mannes aber hat sie arg getroffen. Sie berieten sich, was sie tun sollten, dem Unglücklichen zu helfen.

„Zu schenken haben wir nichts, helfen können wir ihm nicht. Was sollen wir tun? Spielen wir ihm ein fröhliches Lied auf, vielleicht schaffen wir ihm für einen Augenblick Freude, daß er seine Schmerzen nicht verspürt!“

Wie gesagt, so getan. Sie spielten ihm das schönste Lied, das sie kannten, und hernach noch ein anderes und ein drittes; so schön spielten sie, daß jedes schöner war als das zuvor.

Als sie das erste Liedchen zu Ende gespielt hatte, da erhellte sich für den Armen sein Antlitz, die Schmerzen haben nachgelassen. Beim zweiten Liede hat er sich von seinem Lager erhoben; beim dritten heilten ihm seine Wunden, die Würmlein fielen von den Wunden ab und verwandelten sich in rote Goldstücke.

Der Wiedergenesene las die Goldstücke auf und streute sie den Musikanten hin, daß sie ihr Leben lang ohne Sorge bleiben konnten und Tag und Nacht spielten mit Jauchzen und Lachen auf ihren Lippen.

So singen und geigen und jauchzen sie auch noch heute im schönen slowenischen Kärntnerlande. Wenn sie dann und wann zurückkehren

an den Paßriacher See, dann jauchzen sie immer auf, daß es widerhallt bis Greuth (Rute).

Das Job-Schicksal steht in der an Legenden so erstaunlich reichen slowenischen Volksdichtung im übrigen nicht allein da. Ähnlich geht es mit dem irdischen Reichtum jäh bergab, kommen Krankheit und Sterben, wenn Armen gegenüber mit Hartherzigkeit aufgetrumpft wurde. Nach einem Legendenliede aus dem gemischtsprachigen unterkärntischen Jauntale, das dort vor der Mitte des 19. Jahrhunderts slowenisch aufgezeichnet wurde¹³, gehen „zwei Brüder“ auf der Straße. Es sind St. Valentin und sein Bruder, der hl. Peregrin. Sie bitten eine junge Wirtin um Herberge. Doch die rühmt sich stolz und hart ihres Reichtums: des großen Hauses, der Wirtsstube voller Zecher, des gefüllten Weinkellers, des Viehstalles, wohl bestückt, und der vollen Geldkiste. Sie weist die Brüder also rundweg ab. Die aber kündten ihr Gottes Strafe an für neun Uhr, für zehn und elf, für Mitternacht. Und wirklich: der Wein wird ausfließen, die Tochter sterben, das Haus in Flammen aufgehen. Entsetzt klagt das vorher so hartherzige Weib zu Gott und ruft die heiligen Valentin und Peregrin um Hilfe an¹⁴. Ausdrücklich wird „der liebe hl. Valentin“ angerufen: „Bewahre uns vor unbekannten Krankheiten“ (*Vari nas neznanih bolečin*). Die Zahl der Varianten und auch der jüngeren Aufzeichnungen (1957, 1960, 1961) dieses Liedes von der Strafe für Ungastlichkeit aus Geldgier ist anscheinlich¹⁵.

Doch kehren wir wieder zum eigentlichen „Hiob-Schicksal“ und seinen im Bereich der Slowenen so besonders dicht gestreuten Wort-Zeugnissen zurück, denen sich entsprechende Bild-Darstellungen wiederum recht eigenartiger Prägungen beigesellen.

Genau diese Situation: der unglückliche, verlassene, hoffnungslos schwerkranke Job auf seinem ekeligen Leidenslager und vor ihm einer oder drei Musikanten, die auf ihren Instrumenten spielen: das

¹³ K. Štrekelj, Slovenske narodne pesmi iz tiskanih in pisanih virov. (SNP), Ljubljana 1895–1898 (Lieferungen), Neudruck Ljubljana 1970, Band I, Nr. 621; aus der Volksliedersammlung von J. Scheinigg, Narodne pesmi koroških Slovencev. Ljubljana 1889, 132–133.

¹⁴ K. Štrekelj, SNP I, Nr. 617 (nur Valentin) Nr. 618, 619 (Valentin und Augustin), Nr. 620.

¹⁵ Z. Kumer, Vsebinski tipi slovenskih pripovednih pesmi. (S. o. A. 1) Nr. 139, 1–3; 6; mit St. Valentin Nr. 139,5; mit St. Valentin und St. Til Nr. 139,7.

ist der hauptsächlichste, vordergründig in sich geschlossene Bildinhalt einer besonderen Volkskunst-Gegenständlichkeit zumal in Krain und in den meisten Talschaften Kärntens. Es gibt das auch in nachbarlichen Bereichen, dort aber nur in wesentlich geringerer Dichte¹⁶. Insgesamt überwiegen die slowenischen Zeugnisse dieser „Volkskunst“ der bemalten „Bienenstock-Stirnwand-Brettchen“¹⁷. Sie werden im Slowenischen als *panjske končnice* (eigentlich „End-, Abschlußbrettchen am Bienenstock“) bezeichnet. Wegen ihrer besonderen Beliebtheit in Oberkrain benennt man sie gerne auch als „die Krainerischen“ (*kranjčice*).

Es sind also die abdeckenden Holzverkleidungen der einzelnen Bienenstöcke, der Gefache in einer Großanlage. Durch ein schmales, 5–8 cm breites Flugloch am unteren Brettchenrande wird den Bienen das Aus- und Einfliegen ermöglicht. Die Größe der *panjske končnice* ist in einer Breite von etwa 22 bis 28 cm, ihre Höhe zwischen 10 und 12 cm begrenzt. Meist sind die Bilder mit Ölfarben unmittelbar auf das Holz aufgetragen. Selten sind Grundierungen durch besondere Könner, die sozusagen für Einzelaufträge arbeiteten. Dies oftmals im Wandergewerbe „auf der Stör“. Doch Serienproduktion herrschte zu Ausgang des 18. und das ganze 19. Jahrhundert hindurch, als zumal in Krain und in vielen klimatisch dazu geeigneten Landschaften Kärntens die Bienenzucht voll in Blüte stand, doch wohl vor. Dazu verwendete man – nicht unähnlich dem Vorgehen bei der bayerisch-österreichischen Hinterglasmalerei – auch perforierte Vorlageblätter graphischer Kompositionen oder auch Kartonschablonen. Wie die Hinterglasbilder wurden auch diese Bienenstock-Brettchen von Wanderhändlern getragen, auf den vielen Märkten zum Verkauf angeboten. Jedenfalls waren sie so wie die Erzeugnisse der krainerischen, zumal der gottscheerdeutschen Holzschnitzer und Hausierer leicht zu tragen, erheblich minder bruchgefährdet als die Glasbilder und „Krainer Krügel“.

Man kennt heute rund zweitausend dieser bemalten Bienenstock-Brettchen, die etwa zehn „Malschulen“ entstammen. Die Volksüberlieferung kennt sogar an die fünfundvierzig solcher Maler verschiedener Landschaften und Grade des „Könnens“¹⁸. Insgesamt darf man ihre Erzeugnisse, soweit sie nicht wie in der Mehrzahl auf graphische Vorlagen zurückgehen oder eng mit der in jenen Jahrzehnten in ganz Süddeutschland wie in Österreich „nachbarock“, „volksba-

rock“ blühenden alpenländischen Möbelmalerei¹⁹ zusammenhängen, doch dem zuweisen, was man heute – und mit besonderen Schwerpunkten in Jugoslawien! – die „naive Malerei“ benennt. Das gilt auch schon für das älteste bisher bekannt gewordene Beispiel, eine *panjska končnica* aus dem Jahre 1758 mit Maria und dem Kinde im Typus einer Wallfahrts-Madonna zwischen Blumen²⁰.

Für die meist sehr bunt gemalten Bildszenen dieser „Volkskunst“ hat man über siebenhundert Motive gezählt. Mehr als ein Drittel davon gehört dem religiösen Bilder- und Legendenkreise an. Es sind dies (in Auswahl): Herz und Kreuz, das „Auge Gottes“ im „Dreifaltigkeits“-Dreieck, Herz Jesu, Herz Mariä. Vielfältig die Szenen aus Bibel und Evangelien: die Erschaffung des ersten Menschenpaares, die „Ursünde“, die Vertreibung Adams und Evas aus dem Paradiese samt Kain und Abel, der Mord an Abel, die Geschichte vom ägyptischen Joseph, der Sturz der Mauern Jerichos unterm Trompetenschall. Aus dem neuen Testamente Mariä Verkündigung, die Christgeburt, die Opferung der Hirten, der Könige, die Flucht nach Ägypten, die Hochzeit zu Kana usw. Mit großer Vorliebe sind die Heiligen der barockreligiösen Volkskultur abgebildet nach Stichen und kirchlichen Gemäldevorlagen: Martin, Georg, Laurentius, Leonhard, Michael, Oswald, St. Joseph der Nährvater, Florian, Isidor, Katharina von Alexandrien. Sogar die Slawenapostel Kyrill und Method²¹ sind vertreten. In reichem Ausmaße folgen „weltliche“ Themen. Satirisches ist häufig vertreten. So in Szenen aus der „Verkehrten Welt“: die Tiere (Füchse, Hasen, Bären) jagen den Jäger, sie rasieren ihn oder tragen ihn zu Grabe; zwei Hähne ziehen den Bären in der

¹⁶ G. Makarovič, Poslikane panjske končnice. Ljubljana 1962, 8; zur Berichtigung in Fragen der Verbreitung im deutsch besiedelten Ostalpenraum: L. Kretzenbacher, Besprechung in den Südost-Forschungen XXI, München 1962, 475 f.

¹⁷ I. Koschier, Kärntner Bienenstock-Stirnbrettchen. Die Bestände der Volkskundlichen Abteilung des Landesmuseums für Kärnten. (Die Kärntner Landsmannschaft, Klagenfurt 1979, Heft 10, 42–47, 5 Abbildungen), bes. 43.

¹⁸ G. Makarovič 14 f.

¹⁹ Zur sorgfältigen Scheidung der Gegenstände dieser Kleinkunst nach Herstellungs- und nach Lebensräumen vgl. E. Cevc, Problematika naših poslikanih panjskih končnic. (Naša sodobnost III, Ljubljana 1955, 1061–1076).

²⁰ G. Makarovič 43, Abb. 1.

²¹ I. Koschier 43, Abb. 2.

Kutsche, ein Fuchs folgt diesem Gefährte; Füchse und Hasen tanzen miteinander. Auch Sozialanklage ist mehrfach (wie in der zeitgleichen Volksdichtung der Südostalpenländer) gegeben: St. Antonius zwingt den Teufel, einen betrügerischen Grundherren aus der Hölle zu gerechter Zeugenschaft zu holen²². Der Fiskus holt dem armen Bauern die letzte Kuh aus dem Stall; der „Doktor“ melkt die Bauernkuh bis zum letzten Tropfen aus. Die Spottlust über die Mitmenschen und ihr Tun zumal auf dem Dorfe ist vielfältig zum Bild geworden; auch hier nach meist weither geflatterten Graphiken und Holzschnittszenen: die „Altweibermühle“ als „Jungbrunnen“-Sonderform²³; der Teufel schleift den zänkischen Weibern ihre zu spitze Zunge; zwei oder noch mehr Weiber streiten um eine Männerhose²⁴; die Bäuerin holt den Mann aus dem Wirtshaus vom Kartenspielen weg; Raufereien zwischen den Weibern und dem Teufel usw. Eine weitere Gruppe stellt Könige, Ritter, Soldaten, Krieg und Kriegsfolgen dar: den sagenhaften „Kralj Matjaž“ (Matthias Corvinus, König von Ungarn 1458–1490), den Kampf zwischen Pegam und dem Lamberger²⁵, Soldaten und Kriegsszenen aus der „Franzosenzeit“ in Krain mit den napoleonischen („Illyrischen“) Provinzen (1809–1814). Einzelthemen seltenerer Art sind diese: Indianer rauben weiße Mädchen. Sie werden dafür durch grausame Martern bestraft; die Türken und die – „vorbildwirksame“! – Unterwürfigkeit ihrer Frauen; der Schneiderspott mit Waage und Ziegen; Wirtshausraufereien der Burschen. Sogar ein Konfessionsspott der Gegenreformation hat sich hier bildlich erhalten: Luther und seine „Katrcā“, die entsprungene Nonne Katharina von Bora als sein Weib. Beide sitzen

²² L. Kretzenbacher, Der Zeuge aus der Hölle. (Smledniška legenda). Zur europäischen Verflechtung des Legendenmotives der Sozialanklage in der slowenischen Volksdichtung und Volkskunst. Sammelwerk: *Alpes Orientales*, Band I, Ljubljana 1959, 33–78, 6 Bildtafeln; derselbe, *Legende und Sozialgeschehen zwischen Mittelalter und Barock*. SBe der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Kl., 318. Band, Wien 1977, 65–88.

²³ N. Kuret, *Babji mlin. Prispevek k motiviki slovenskih panjskih končnic*. (Slovenski etnograf VIII, Ljubljana 1955, 171–206, 16 Abb.).

²⁴ B. Orel, *Boj za hlače. Prispevek k motiviki slovenskih panjskih končnic*. (Eben-da XIII, 1960, 145–168, 8 Abb.).

²⁵ Zu dieser Ballade vom Zweikampf des Ritters Lamberger mit einem Riesen Pegam vgl. Z. Kumer-M. Matičetov-B. Merhar-V. Vodušek, *Slovenske ljudske pesmi*. Band I, Pripovedne pesmi, Teile 1, Ljubljana 1970, 5–15.

in einer Kutsche, die von Ziegenböcken gezogen wird; ein peitschenschwingender Teufel treibt sie an, indes ein zweiter hinter dem (sichtlich zur Hölle fahrenden) Paare auf dem Trittbrett der Kutsche steht (datiert 1842)²⁶.

Es darf also nicht wundernehmen, wenn diese liebenswürdigen, regional ziemlich begrenzten „Volkskunst“-Zeugnisse früh schon die Aufmerksamkeit der Reisenden, aber auch der Volkskundler und der ikonographisch interessierten Kunstwissenschaftler gefunden haben²⁷. Eine bisher als frühest bekannte Erwähnung stammt vom reisenden Aufklärer Julius Heinrich Gottfried Schlegel aus dem Jahre 1798²⁸: „... man sieht hier“ (gemeint ist Oberkrain) „weder Bienenstöcke noch Klotzbeuten, sondern durchgängig länglich-viereckige Kasten, an der Vorderseite mit gar erbaulichen Figuren bemalt“.

Unter dieser Themenfülle nimmt auch die Szene mit dem leidenden Job, mit einem oder zwei, selten mit drei Musikanten und – kaum jemals fehlend – mit Job's spottendem Weibe eine beachtliche Stellung ein. Sie wird allein schon durch die verhältnismäßig große Anzahl solcher, übrigens meist auch datierter Job-*panjske končnice* bezeugt²⁹. Diese befinden sich heute fast ausschließlich im Ethnographischen Museum zu Ljubljana, im Imkermuseum (*Čebelarski muzej*) zu Radovljica (einst Radmannsdorf) in Oberkrain, in der Volkskundeabteilung des Landesmuseums für Kärnten, im Österreichischen Museum für Volkskunde zu Wien und in einigen Privatsammlungen. Heute gelten sie bereits als Besonderheiten und stehen denn auch bei den Liebhabern wie den öffentlichen Institutionen hoch im Kurs.

Unter den neunundzwanzig gezählten Gruppen von *panjske končnice*, die Musik-Darstellungen tragen³⁰, gibt es über zwanzig, die Job

²⁶ G. Makarovič 105, datiert 1842.

²⁷ W. Schmid, Der bildliche Schmuck der Krainer Bienenstöcke. (Mitteilungen des Museums-Vereins für Krain, Band XVIII, Laibach 1905, 103–108); Weitere frühe Fach-Studien zu diesem Thema: J. Wester, Slovenske končnice in folklor. (Zs. Slovan Ljubljana 1905, 22–25). A. Bukovec, Naše panjske končnice. (Slovenski Čebelar, Jahrgänge 1934, 1942, 1943).

²⁸ J. H. G. Schlegel, Reise durch einige Theile vom mittäglichen Deutschland und dem Venetianischen. Erfurt 1798, 330.

²⁹ Z. Kumer, Godčevski in plesni motivi na panjskih končnicah. (Slovenski Etnograf X, Ljubljana 1957, 157–166).

³⁰ Ebenda 158.

in seinem Leiden „in Gesellschaft“ zeigen. Zwölf davon sind auch datiert³¹. Ein solches Brettchen, mit der Jahrzahl 1859 im Bilde versehen, wurde bereits 1956 im Zusammenhang mit den „erzählenden Volksliedern“ der Slowenen abgebildet³². Job sitzt hier, von einer Rundgloriole als „Heiliger“ umstrahlt, wie üblich „auf dem Misthaufen“. Rechts im Bilde sein Haus und zwischen beiden in heftiger Bewegung sein Weib. Links neben dem Heiligen ein Geiger in bäuerlicher Tracht. Am Bildrande links ein Bienenhaus mit acht Schubern (Gefachen) für die Bienenvölker. Ein themengleiches Bild, ebenfalls nur mit einem Geiger zwischen Job und dem Bienenhause, beide die Gesichter dem Weibe zugewendet, stammt aus Unterkärnten. Es ist mit 1886 datiert³³. Indes hier Job sein Weib mit erhobenem Zeigefinger zur Vernunft und zur Ergebung in Gottes Willen mahnt (Hiob 2,10), zeigt sie dem Leidenden nur die „lange Nase“. Ähnlich auch auf einem oberkrainerischen Bienenstock-Brettchen aus dem Jahre 1866 (Abb. 10). Wiederum weist es Job, sein Weib und nur einen Geiger³⁴. Der Leidende, ein Geiger und das die „lange Nase“ zeigende Weib finden sich auch auf einem Kärntner Brettchen aus Eisenkappel, derzeit im Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien³⁵ (Abb. 11; vgl. auch Abb. 12–14).

Oft aber sind es doch so wie in den kärntnerslowenischen Prosaerzählungen und in den oberkrainerischen Legendenliedern zwei oder eben auch drei Musikanten, die dem Schwerkranken, Ausgestoßenen aufspielen³⁶. Man hat beobachtet, daß es die jünger datierten Brettchen mit dem Job-Thema sind, auf denen nur ein Musikant, ein

³¹ Ebenda; die Jahrzahlen: 1822, 1859, 1865, 1866, 1867, 1880, 1884, 1889.

³² B. Merhar, *Ljudska pesem*. Reihenwerk: *Zgodovina slovenskega slovstva*, Band I, *Do začetkov romantike*, hrsg. v. L. Legiša – A. Gspan, Ljubljana 1956, 31–114, Abb. auf S. 63.

³³ Landesmuseum für Kärnten, ohne Inv.-Nr., datiert 1896, 12,5 mal 37,4 cm aus Lobing (BZ Eisenkappel). Freundliche Mitteilung von Frau Dr. Ilse Koschier, Klagenfurt (Brief vom 22. I. 1986).

³⁴ Privatsammlung Ivo Stopar, Ljubljana.

³⁵ Österreichisches Museum für Volkskunde in Wien, Abbildung bei L. Schmidt, *Volkskunst in Österreich*. Wien-Hannover 1966, Abb. 76. Für die freundliche Beschaffung einer Kopie danke ich Herrn Hon.-Prof. W. Hofrat Dr. Klaus Beitzl, dem Direktor des Volkskundemuseums. (Juli 1986).

³⁶ Z. Kumer (Anm. 29) 158–160. Drei Musikanten auf einer *panjska končnica* in der reichen Privatsammlung M. Zadnikas zu Kamnik (Stein).

Geiger zu sehen ist. Wenn schon zwei, ein Geiger und ein Klarinet-tist, der allein nur ganz selten vorkommt, musizieren, dann trägt der Geiger jeweils die oberkrainerische Bauerntracht mit den hohen Schaftstiefeln, indes der Klarinettist „gewöhnliche“ Kleidung, Schuhe und Strümpfe anhat. Doch das mögen Eigenheiten der Brettchen-Maler-, „Schulen“ (Werkstätten) und ihrer Vorlagen sein. Sie haben kaum etwas mit besonderer thematischer Überlieferung zu tun.

Es ist festzuhalten, daß die vielen südostalpinen Bienenstock-Brettchen mit dem Thema „Job und der oder die Musikanten“ keine weiteren Motiv-Einzelheiten erkennen lassen, wie man sie aus den zeit- und raumgleichen Wortüberlieferungen der Slowenen erwarten sollte. Nirgends sieht man – wie auf den niederländischen Wallfahrts-münzen des 15. Jahrhunderts (vgl. Fig. 7) –, daß Job die Musikanten entlohnt, ihnen etwa Geld gibt. Auf den *panjske končnice* spielen Einzelheiten der Legendenlieder und sagenhaften Erzählungen, aus dem mittleren Gailtale etwa, wie die *miracula*, nach denen Job's „Würmer“ im einen Falle zu Gold, im anderen zu Wespen werden, keine Rolle. Das läßt sich auf den kleinen Brettchen malerisch wohl auch kaum so deutlich darstellen. Dennoch wird es für den einheimischen Betrachter solch einer *panjska končnica* mit Job, seinem zänkischen Weibe und dem Bienenstock, Bienenhaus „gegenwärtig“ sein. Es dürfte für ihn der ganze Motivenverbund aus der Lokaltradition als für einen in diesem Überlieferungskreise Lebenden, ihn auch „Mit-Tragenden“ sozusagen unausgesprochen mitschwingen. Vor allem aber scheint dies auch nicht das Hauptanliegen der Bild-, „Besteller“, der Ausführenden und der dann diese Brettchen am Bienenhaus An-bringenden zu sein. Es hängt eher mit einem Sonderpatronat des alttestamentlichen Heiligen für die besonders im späteren 18. und im 19. Jahrhundert in diesen Überlieferungsräumen hoch entwickelte, ja wirtschaftlich dominante Bienenzucht der südostalpinen deutschen, slowenischen, friulanischen Imker zusammen.

St. Job beschützt die Bienen bei Slowenen und Deutschen, die Seidenraupen der Friulaner

Bei der Überschau über die Job-Thematik auf den Bienenstock-Brettchen im deutsch-slowenischen Siedelraum der Südostalpen fällt auf, daß Job so häufig in Gegenwart eines oder mehrerer Musikanten in seinem Elend sitzt, sich von ihnen „aufspielen“, zusätzlich aber auch von seinem Weibe unmißverständlich beschimpfen läßt. Dabei fehlt kaum jemals auf solch einer Job-*panjska končnica* in Unterkärnten oder in Oberkrain die Darstellung eines Bienenhauses (slowen. *ulnjak*, *čebelnjak*). Daraus ergibt sich geradezu ein Typus „Bild im Bilde“. Es kann gar nicht übersehen werden, daß damit bewußt ein Bezug zur Imkerei gegeben sein muß. Dies umso mehr, als es m. W. keine Jobszene ohne Bienenhaus zusätzlich zu den Musikanten gibt, daß es aber sehr wohl Job-Bilder ohne Musikanten und dennoch mit einem Hinweis auf die Imkerei durch ausdrückliche Bild-Hereinnahme eines *ulnjak*, *čebelnjak* verschiedentlich gibt.

Ein solches Brettchen-Bild neben manchen anderen verwahrt das Imkerei-Museum (*Čebelarski muzej*) zu Radovljica/Radmannsdorf in Oberkrain/Gorensko. Es ist mit 1891 datiert¹. Einen Mantel um den deutlich mit Schwären bedeckten Körper geschlagen, sitzt Job (ohne Heiligenschein) in der Bildmitte auf seinem „Misthaufen“. Aus dem zweigeschossigen Hause rechts am Bildrande ist sein Weib hervor und mit erhobener Rechter auf den Leidenden hinzu getreten. Ein volles Drittel des Bildes aber nimmt links ein auffallend großes Bienenhaus mit ausgeprägtem Vordach über zwei paarweise und verschiedenfarbig angemalten Gefachen, Schüben mit je einem Flugloch ein². Auf solch ein Brettchen mit Job, seinem Weibe, einem Geiger und einem Bienenhaus für sechs Völker, datiert mit 1896 aus der unterkärntischen Lobming durften wir früher schon verweisen

¹ G. Makarovič, *Poslikane panjske končnice*. Ljubljana 1962, 55; auf der Abbildung erkennt man deutlich die um die acht Fluglöcher sich sammelnden Bienen.

² Wegen dieser Fluglöcher werden die bemalten Stirnbretter der Bienenstöcke und -häuser im Kärntnerdeutschen auch „Licklen“ (diminutiv zu „Lücken“, „Lückerln“) genannt. Vgl. H. Prasch, „Bainvögel“. (Die Kärntner Landsmannschaft Heft 4/1986, Klagenfurt 1986, 8f.). (Mit 2 Abb. von solchen „Licklen“-Brettchen aus Kärnten).

(s. o.). Desgleichen auf jenes von 1859 aus Oberkrain (Abb. 14). Acht Gefache hat das hier besonders deutlich ausgeprägte Bienenhaus am Bild-rande links hinter dem Geiger³. Ein Brettchen, heute verwahrt im Stadtmuseum zu Bischoflack/Škofja Loka, dem Hauptort der einstmals freisingischen Enklave im Oberkrain, datiert mit 1888, zeigt reizvoll eine Szene aus dem Imkerleben: Auf der Astgabel eines Baumes sitzt ein junger Mann (weißes Hemd, „Leibl“, Bundhosen, dunkle Strümpfe), hält sich mit der Rechten am Baum fest, indes die Linke mit einer Art Schöpfer Bienen aus einem entflohenen Schwarm einfing und sie in eine ihm von einem anscheinend älteren Bienenzüchter (weißes Hemd, Leibl, schwarzer Hut, lange dunkle Hosen, hohe, stiefelartige Schuhe) entgegen gehaltene Kiste leert. Ein Dritter, gleich Gewandeter, mit einem Hut Bedeckter, sitzt links im Bilde auf einer Bank und raucht sein Pfeifchen. Hinter ihm wieder ein schön bedachtes, auch mit seitlichem Zierat versehenes Bienenhaus mit acht verschiedenfarbigen Gefachen⁴. Die solcherart dargestellten Bienenhäuser entsprechen im slowenischen Bereich genau jenen des älteren Typus sorgfältig errichteter Holzkonstruktionen für diesen Zweck. Eines konnte ich mir noch vor kurzem selber erwandern.

Ich hatte im Sommer 1980 auf meinem Wanderwege von Laibach/Ljubljana nach dem engen Hochtal von Seeland, heute Jezersko, 1919 von Kärnten an das neue Jugoslawien abgetreten, an einem hochgelegenen, südseitigen Waldrande einen erstaunlich großen Bienenstand mit wohl dreißig bunten *panjske končnice* gesehen und farbig aufge-

³ B. Merhar (s. o. S. 132 und Anm. 32).

⁴ G. Makarovič, 70 und 71, Bild und Detail. Auch hier zeigen Punkte um die Fluglöcher die Bienen an. Ein Unterkärntner-Bienenstockbrettchen mit dem Job-Thema, datiert mit 1896, verzichtet auf Weib und Musikanten. Es läßt St. Job (Rundgloriole) mit erhobenen Händen schwärenbedeckt und mantelverhüllt vor solch einem zwölfgefachigen Bienenhaus im Elend sitzen und die „Hiobs-Botschaft“ des heranlaufenden Knechtes (vor einem großen Haus mit Mühlrad) entgegennehmen. Landesmuseum für Kärnten, Inv.-Nr. 9396, 13,3 mal 32,1 cm. Vgl. unsere Abb. 12, für deren Vorlage (Aufnahme Ulrich Peter Schwarz, Klagenfurt 1986) ich wiederum Frau Dr. Ilse Koschier, Klagenfurt, zu danken habe.

Zwei vorzügliche Farbwiedergaben unseres Themas auf slowenischen *panjske končnice* auch bei A. Baš, Slovensko ljudsko izročilo. Pregled etnologije Slovencev. Ljubljana 1980; 1. (219): Job, Weib, 1 Geiger, Bienenhaus, dat. 1859; 2. (239): Job, Weib, 1 Geiger, 1 Klarinettist, Bienenhaus, dat. 1880.

nommen⁵. Als ich nur ein Jahr später dort Nacherhebungen vornehmen hatte wollen, mußte ich feststellen, daß dieses köstliche Denkmal slowenischer Volkskunst „nach Kroatien in die Lika“ abgewandert war. Jedenfalls hatte ich eine *panjska končnica* mit Job in Farbe aufnehmen können (Abb. 13). Im oberen Bildteile Job im Mantel, sonst nackt auf dem Misthaufen. Viel kleiner neben ihm sein heftig mit der Rechten gestikulierendes Weib vor ihrem zweigeschossigen, rötlich angestrichenen Hause. Links aber ein anscheinend schindelgedecktes großes Bienenhaus mit acht verschiedenfarbig, aber nicht figural, nur flächig bemalten Stirnbrettchen mit Fluglöchern. Unter dieser Szenerie ein eigenes Brett: ein schwarzgerahmtes, weißes Schild mit der slowenischen Inschrift: SV. JOB/OBVARUJ MI/ČEBELCE („Hl. Job, beschütze mir die Bienen“). Deutlich ist das Brettchen mit der Job-Szenerie datiert mit 1891, während das links nebenan befindliche, ein „Auge Gottes“ im „Dreifaltigkeits-Dreieck“, die Jahrzahl 1818 trägt.

Auch im Norden der deutschsprachigen Steiermark, im Ennstal kennt man Job als Bienenzüchter-Patron. Auch hier war ja die Bienenzucht, soweit die klimatischen Verhältnisse es zuließen, ein Nebenerwerb der sonst kargen Bergbauernwirtschaft⁶. Aus dieser Zeit des 19. Jahrhunderts stammt ein steirischer Bienenstock mit St. Job als Imkerpatron⁷. Auf der großen, mit 72 cm hochformatigen Vorderwand des Stockes sitzt „Job auf dem Misthaufen“, seine Blöße mit einem Mantel bedeckend, indes sich seine Rechte wie sinnend an die Wange schmiegt. Vor ihm in lebhafter Gebärde sein Weib in dunklem Gewande, das vorgeneigte Haupt mit einem flatternden weißen Kopftuch nach Frauenart umhüllt. Beide Arme sind dem

⁵ Eine sehr gute Farbwiedergabe eines Teiles solch einer bunten Bienenhaus-Bilderwand (mit 23 sichtbaren *panjske končnice*) bei K. Sottriffer, Slowenien. Geschichte, Kultur und Landschaft. Linz (a. d. D.) 1973 auf S. 95.

⁶ K. Haiding, Die alte Bienenhaltung in der Obersteiermark. Zeugnisse aus dem Landschaftsmuseum Trautenfels. (Apimondia Bukarest 1979, 3–29).

⁷ Landschaftsmuseum Schloß Trautenfels im Ennstal, Führungsblatt für die Abteilung Bienenzucht von K. Haiding (1906–1984), Graz 1975. Der Bienenstock, dzt. Landschaftsmuseum Trautenfels, Inv.-Nr. 1891, stammt aus dem Hause Latzenhofer Schladming, 19. Jh., Aufnahmen in Schwarz-weiß und in Farben verdanke ich der steten Hilfsbereitschaft und Güte des jetzigen Leiters des Landschaftsmuseums, des Volkskundler-Kollegen Dr. Volker Hänsel (Abb. 6).

unglücklichen Mann zugewendet. Fast könnte man aus dieser Haltung glauben, es sei das getreue, mit-leidende Weib der Apokryphen, das sich dem Schwergeprüften helfen wollend wie jene Sitis des *Testamentum Jobi* zuneigt. Aber die Inschrift unter dieser Szene und noch unter dem verzierten Flugloch-Verschlußbrette sagt es anders. Es ist eben doch wohl die *uxor* des kanonischen Hiob-Buches mit Spott und Vorwurf, ja Aufforderung, der Mann möge endlich sterben (Hiob 2,9):

*Job vertraut auf Gottes Güte,
In allen Unglück, das er litte,
Selbst des Weibes bitterer Spot,
Löscht sein Hoffnung nicht auf Gott.*

Die Frage, warum Job neben seinem überall voran stehenden Kranken-Patronat gegen so vielerlei Erscheinungen der Beulen, Schwären, Lepra, „Pest“, Syphilis, „Aissen“ usw. auch noch der Schutzpatron der Bienen, der Imker zumal in südostalpinen Bereichen deutscher wie slowenischer Volksüberlieferungen werden konnte, warum er als solcher abgebildet⁸ und angerufen wird, ist jedenfalls nicht aus dem Bibeltext des kanonischen Buches Hiob zu erschließen. Auch unter den griechischen, lateinischen Apokryphen wurde mir keine Stelle bekannt, aus der sich – anders also als beim „Musik-Patronat“ (s. u. 137 ff.; 141 ff.) – solche Vorstellungsverbindung nachvollziehbar ergeben könnte. Das Motiv jener slowenischen Legendenlieder, daß Job zum Dank dafür, daß die Musikanten ihm zur Freude aufgespielt hatten, sie mit „Würmern“ vom ekligen Leibe, die zu „Goldstücken“ werden, abgegolten haben soll, indes die gleichen „Würmer“ aus seinen Wunden seinem keifenden, ihn beschimpfenden Weibe an den Kopf geworfen, zu gefürchteten „Wespen“ werden, kann hier doch wohl keine Erklärung geben. Aber es reicht wohl auch nicht zur Begründung für ein Bienen-

⁸ Neben den Punkten um die Fluglöcher der Bienenhäuser, die eben die Bienen anzeigen, wurde noch auf zwei Sonderdarstellungen des Imker-Patrons Job in der Kirchenkunst Kärntens verwiesen: in der Filialkirche St. Job (Pfarre Fürnitz bei Villedach, s. unsere Bemerkungen) halten Engel ein mit Datierung 1855 versehenes Bienenstockbrettchen (*panj kranjic*) bzw. einen Bienenkorb (*košnica*) mit 1747 als Jahrzahl. Vgl. Z. Kumer – M. Matičetov – V. Vodušek, *Slovenske ljudske pesmi*, II 2, Ljubljana 1981, 20 nach L. De Reggi, *Slovenski čebelar* 55, Ljubljana 1932, 88.

Patronat aus, wenn Job auf manch einem steirisch-kärntisch-deutschen oder krainerisch-slowenischen Bilde dargestellt zu sein scheint, wie ihn Mücken und Fliegen zu seiner Qual umschwärmen, daß daraus gefolgert werden könnte, so sollen auch die Bienen den Stock anfliegen wie die Mücken den Job. . .⁹ „Magisches Denken“ kann gelegentlich so wie ein „Mißverständnis“ eines ehemals anders gedachten Requisites, Attributes tatsächlich zu einem „anderen Patronat“ hinführen. Ich denke an die Kette des Gefangenenlösers St. Leonhard, die nachmittelalterlich, zumal im frühen Barock in Bayern und in Österreich und noch weiter im Kreis der St. Leonhards-Überlieferung vielfältiger Art¹⁰ eben nicht mehr als Sinnzeichen der dankbar von den befreiten Gefangenen *ex voto* ihm dargebrachten Fessel angesehen wurde, sondern als Vieh-Kette, von der sich sogar ein ungemein lebendiges Patronat über das Hab und Gut der Großviehzüchter-Bauern vor allem in den Ostalpen ableiten ließ¹¹. Aber ein Bienenzüchter-Patronat des wenn auch von Mücken wie „lebendiges Aas“ umschwärmten Job auf dem Misthaufen bleibt vorerst doch sehr fraglich.

Immerhin soll nicht übersehen werden, daß es diesbezüglich anklingende Überlieferungen auch in der westslowenischen Enklave Rezija auf italienischem Staatsgebiet (ital. *Resia*, Provinz Venezia Giulia) gibt. Diese slowenische, rein bäuerliche Siedlung in einer von verkehrsfeindlich anmutenden Gebirgen umschlossenen Reliktlage hat im Sprachlichen wie in den Erscheinungen der „Volkskultur“ immer wieder überraschend Altartiges erkennen lassen. Das ist freilich nur in Teilen bisher vorgelegt worden.

In einer gleichfalls noch nicht publizierten, nur „andeutungsweise“ mitgeteilten rezijanischen Geschichte vom *Sveti Sijòb*, unserem

⁹ L. Schmidt, *Volkskunde heute*, 1968. (Antaios X/3, Stuttgart 1968, 217–238, bes. 222). Eher findet sich, nach einem freundlichen Diskussions-Hinweis von Herrn Prof. Dr. Willibald Sauerländer, eine Spur in der häufigen Wiederkehr der Bienen als gezielte Sonderaussagen in der Bildkunst der Emblematik.

¹⁰ L. Kretzenbacher, Kettenkirchen in Bayern und in Österreich. Vergleichend-volkskundliche Studien zur Devotionalform der *cinctura* an Sakralobjekten als kultisches Hegen und magisches Binden. (Bayerische Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Kl., Abhandlungen, N. F. Heft 76) München 1973.

¹¹ I. Dünninger, Das Viehhelferpatronat des hl. Leonhard (Münchener Theologische Zeitschrift I, 1950, 51–58).

St. Job also, heißt es: Wiewohl sich Job's Weib wegen des Gestankes verständlicherweise von der Lagerstatt des Unglücklichen ferne hält, bittet er sie, sie möge doch im Dorfe herumgehen, für ihn einen Topf Suppe (*lonček juhe*) zu erbitten. Auf dem Wege nach Haus spricht sie ein „unbekannter Herr“ an, zeigt ihr „fünf goldene Napoleons“ (*pet zlatih „napoleonov“*). „Schau, was mir der Job geschenkt hat“. Voll Zorn zerschmeißt Job's Frau den Topf an der Wand und eilt herbei, den Mann auszuschelten. Der aber macht ihr begreiflich, daß jener „Herr“ (*gospod*) nur der Teufel (*hudič*) gewesen sein könne. Job schickt dann seine Frau wieder fort, sie möge doch nachschauen, ob nicht in einer Scherbe jenes Topfes „ein Tröpflein Suppe“ (*kanček juhe*) noch übrig geblieben sei. Tatsächlich aber findet das Weib den Topf ganz wie er zuvor gewesen war¹².

Es wäre verlockend, bleibt aber letztlich sinnlos, solange der Text nicht voll mitgeteilt ist, nur darüber zu rätseln, ob sich hier nicht doch späte, zudem stark veränderte Nachklänge zur Überlieferung aus dem apokryphen, zunächst griechischen *Testamentum Jobi* aus jenen Kapiteln erschließen lassen, in denen es sehr wohl um die (entgegen dem Frauenbilde im kanonischen Buche Hiob!) immerhin sorgsam getreue, bloß vom Satan mehrfach getäuschte Frau Sitis geht. Es wären im dortigen Kapitel VII, wo Satan sich verkleidet und über die Magd des noch reichen Job „ein Stück Brot zum Essen“ erbettelt.

Die Magd darf ihm allerdings auf Job's Geheiß nur „ein ganz verbranntes Brot“ geben. Das führt zum feindlichen Zusammenstoß der beiden, Job's und des Satan. Im Kapitel XXIII geht es dann um Job's Weib und den (von ihr nicht erkannten!) Satan. Ihn bettelt sie um Brot an. Sie hat aber kein Geld. Also schlägt er, der Satan, ihr vor: „Und hast du jetzt kein Geld in Händen, / verpfänd das Haar auf deinem Haupt und nimm drei Brote! / Davon könnt ihr drei Tage leben“¹³. Die Situation der vergeblichen Brotbitte und der (als Zeichen äußerster Erniedrigung geltenden) Hingabe des Haupthaares um Brotlohn wiederholt sich ja in der Apokryphe Kapitel XXIV,

¹² Z. Kumer-M. Matičetov-V. Vodušek (s. o. Anm. 8) 21.

¹³ M. R. James, *Apocrypha anecdota*. II, Cambridge 1897, 103–107; deutsch bei P. Rießler, *Altjüdisches Schrifttum außerhalb der Bibel*. Freiburg i. B. – Heidelberg 1828, 4. Aufl. 1979, 1104–1134.

XXV. Doch eine nähere Interpretation bedarf des vollen Wortlautes jener Aufnahme aus dem Volksmunde in der slowenischen Režija, die allerdings schon 1967 gemacht wurde, gleichwohl auf sich warten läßt.

Es bleiben vorerst aber auch jene im westlich anschließenden Friaul und in Oberitalien umlaufenden Geschichten von den „Würmern“ aus St. Job's schwärenden Wunden, die zu „Seidenraupen“ (friulan. *viars, cavalirs*; ital. *bachi di seta*) werden, als Grundlage für eine offenbar lokal sehr begrenzte Tradition der Romania zur Entstehung der Seidenraupenzucht zu schmal, von der wir bereits berichtet hatten. Daß über Christi Erbarmen *i viars di San Job* als Maden aus den Wunden Job's auf einen neben dem Dunghaufen gewachsenen Maulbeerbaum steigen, dort zu Seidenraupen werden, die dann die Grundlage für einen auch nicht unbedeutenden Wirtschaftszweig, jenen der Seidenspinnerei (*filatura della seta, setificio*) werden, bleibt vorläufig eine lokal begrenzte Legende. Ihre Herkunft als Motivenverbund, innerhalb dessen Job solch ein auch nicht von vornherein „verständliches“ Patronat übertragen erscheint, bleibt vorerst ungeklärt¹⁴.

Im übrigen hat Job dieses Patronat nicht allein inne. Im gleichen Landschaftsumgrunde der nördlichen Adria, im Venezianischen vor allem ist auch Maria als Patronin der „Seidenraupen-Ernte“ bekannt (*Maria Vergine protettrice del raccolto delle Gallette*). Dieses Patronat Mariens ist anscheinend mit einem in der Lokaltradition auch durch einen Holzschnitt im Gedächtnis des „Volkes“ erhaltenen *miraculum* besonderer „Erntefülle“ an Seidenraupen-Kokons (ital. *bozzoli, galletti*) verbunden¹⁵.

¹⁴ Z. Kumer-M. Matičetov-V. Vodušek (s.o. Anm. 8) 21 vermerken, daß die Verbreitung dieser Legende mehr dem Westen, also Oberitalien zu geht. Dabei wird kurz auf ein dieses Thema (Job und die Seidenraupen) beschreibendes Fresko zu Brianza in der Lombardei verwiesen.

¹⁵ A. Bertarelli, *Le stampe popolari italiane*. Milano 1974, 50/51. Der Holzschnitt (352-272 mm), gedruckt um 1840 zu Verona, Eredi Marco Moroni, zeigt die Madonna mit dem Kinde, in Wolken umgeben von zwei *putti*; der eine mit einem Zweig vom Maulbeerbaum und Kokons daran, der andere ein Füllhorn mit solchen Seidenraupen-Kokons ausgießend über einer unten inmitten von Seidenraupenzüchterinnen und Seidenfäden auf Haspeln spinnenden Frauen. Seidenraupen als „Würmer“ und Kokons in Fülle umkränzen den Holzschnitt, der auf ein „Wundertätiges“ Bild dieser Madonna besonderen Patronates anspielt: *L. Miracolosa Immagine di Maria V. Protettrice del raccolto delle Gallette*.

Lösungsversuche zu den Fragen um St. Job's Musik-Patronat

Es ist also eine Fülle von Wort- und Bildzeugnissen seit dem Mittelalter bis über den Volksbarock herauf, die unseren alttestamentlichen „Heiligen“ als den „Patron der Musik und der Musikanten“, in jüngerer Zeit als ihren Gönner erkennen lassen. In Nordfrankreich, in Flandern, in Brabant, in den Niederlanden und am Niederrhein sind es immerhin Bezeugungen ab dem 13. Jahrhundert. Sie reichen in langer Bildwerkereihe herauf bis in die spätbarocke Kultur des europäischen Westens. Räumlich und auch zeitlich weit davon abgelegt gibt es gleichfalls erstaunlich dichte Überlieferungen an „Hiobs-Erinnerungen“, die den Sveti Job in seinem Elend vor allem in slowenischen Liedern, Sagen, Legenden und auf Malbildern der Volkskunst, datiert ab dem Beginn des 19. Jahrhunderts und dann bis in unsere Zeit herein, einem Geiger oder auch drei Musikanten gegenüber in Krain und im gemischtsprachigen Gailtal und in Unterkärnten zeigen.

Es scheint wohl nötig, sich in breiterer Umschau nach jenen möglichen Grundgedanken und Schriftfixierungen umzusehen, aus denen solche Traditionen um ein nicht von vornherein einsichtiges, nicht „selbstverständliches“ Patronat entstehen hatte können.

So viel steht jedenfalls ziemlich fest: Aus dem hebräischen und nachmals ins Latein und in viele Sprachen übersetzten Texte des kanonischen Hiob-Buches aus dem 5. vorchristlichen Jahrhundert läßt sich solch ein Patronat nicht so ohne weiteres herleiten. Man hat das wohl in der Reihe der verhältnismäßig wenigen bisher auch mitgeteilten Überlegungen¹, das Musik-Patronat des Job aus der Bibel zu „erklären“, in verschiedenen Anknüpfungen versucht.

¹ V. Denis, Saint Job, patron des musiciens. (Revue belge d'Archéologie et d'Histoire de l'Art, Band II, Brüssel 1952, 253–298, 23 Abbildungen); K. Vötterle, Hiob, Schutzpatron der Musiker. (Musik und Kirche, Band XXIII, Kassel-Basel 1953, 225–232, 1 Tafel, 4 Abbildungen); K. Meyer, St. Job as a Patron of Music. (The Art Bulletin, Band XXVI, New York 1954, 21–31); A. Hausen, Hiob in der französischen Literatur. Zur Rezeption eines alttestamentlichen Buches. Bern-Frankfurt/M. 1972. Reihe: Französische Sprache und Literatur, Band 17), 52, 54, 81; J. Lafond, Communication sur Job et les musiciens. (Bulletin de la société nationale des antiquaires de France, Paris 1957, 183–184).

Für eine ganz bestimmte Gruppe von Bilddarstellungen des Aussätzigen in seinem Elend in *sterquilinio*, dem Musikanten „Gesellschaft leisten“, dachte man als Quelle an Hiob 30,1; 7; 9; 14: *Nunc autem derident me juniores tempore, quorum non dignabar patres ponere cum canibus gregis mei*; (nach der Züricher Bibel von 1955 30,1 „Jetzt aber spotten meiner, die jünger sind als ich an Jahren, deren Väter ich nicht wert gehalten, sie zu meinen Herdenhunden zu gesellen“); *qui inter huiuscemodi laetabantur, et esse sub sentibus, delicias computabant* . . . („Sie schreien zwischen dem Gesträuche, unter Nesseln tun sie sich zusammen“, 1,7); *Nunc in eorum canticum versus sum, et factus sum eis in proverbium*; („Und nun bin ich ihr Spottlied, bin ihnen zum Gerede geworden“, 1,9); *Quasi rupto muro, et aperta janua irruerunt super me, et ad meas miseras devoluti sunt* . . . („Wie durch eine weite Bresche kommen sie, und unter Trümmern wälzen sie sich heran“, 1,14). Dabei tragen die Musikanten auf jenen Bildern phantastische Kleidung und „höhnische Gebärden“ zur Schau. In den Händen halten sie unförmige Instrumente. Sie erinnern an den Hohn und Spott einer fastnächtlichen „Katzenmusik“ (franz. *charivari*). Doch Valentin Denis will diese Bilddarstellungen nicht als solche von „Berufsmusikern“ gelten lassen. Er möchte sie einem Kreis von Nachahmern eines Hieronymus Bosch (1450–1516) zuschreiben. Denn alle diese Werke seien ihrer Entstehungszeit nach dem frühen 16. Jahrhundert zuzurechnen. Offenkundig hätten sie eher Mißfallen erregt und seien demnach bald aus der Ikonographie der Job-Bilder verschwunden², „Quelle“ für das Musikpatronat des Job könnten sie gewiß nicht sein.

Als eine weitere Bibelstelle zur möglichen Erklärung des Musikpatronates wurde der im 16. wie im 17. Jahrhundert mehrfach vertonte³ Vers Hiob 30,31 herangezogen: *Versa est in luctum cithara mea, et organum meum in vocem flentium*. („Meine Harfe ist eine Klage geworden und meine Flöte zur Stimme der Weinenden“). Aber das ist denn doch wohl der in Metaphern geprägte Aufschrei eines Verzweifelten, wohl kaum eine Motivation zur Musikausübung, zu deren Patronatswahl.

² V. Denis, 291–293; 295; dazu Tafeln XII, XXII, XXIII. K. Vötterle 229.

³ K. Vötterle 230; hier der Hinweis auf Vertonungen dieses Verses in einem Responsorium *Adesto dolori meo* . . . von Clemens non papa, Franz Regnart, Vincentius, deutsch auch von Vierdanck.

Eher könnte man dafür schon Hiob 21,12 ausdeuten: *Tenent tympanum, et citharam, et gaudent ad sonitum organi*. („Sie singen laut bei Handpauke und Zither und erfreuen sich beim Schall der Flöte“). So sieht Job in seinem Unglück die nicht von Gott Geschlagenen, schaut er auf die glücklich Lebenden, auf deren fröhliche Kinder.

Ein unmittelbares Verhältnis Jobs zur Musik spricht gewiß aus diesen Versen. Doch beide sind dichterische Klage. Sie sind bildhaft geschaute Resignation im Fehlen jeglicher eigener Freude. So stehen sie m. E. einer *desperatio* des Schwergeprüften näher, wenn sie im Gespräch mit Eliphas fallen, dessen Mahnung zur Ergebenheit in Gott den Unglücklichen noch nicht zu überzeugen vermochte.

Gleichermaßen möchte ich auch einen weiteren Vers aus dem Buche Hiob in unserer Fragestellung nach der Grundlage für Job's Musikpatronat nicht so hoch bewerten, wie es geschehen ist: Hiob 1,21: *Dominus dedit, Dominus abstulit; sicut Domino placuit, ita factum est, sit nomen Domini benedictum*. Job spricht dieses Demutsbekenntnis „Der Name des Herrn sei gelobt“ unter der Last der furchtbaren „Hiobs-Botschaften“ über den Tod von Kindern und Knechten, über den Verlust von Hab und Gut. Diese Demutsformel besonderer Aussagekraft ist nach meiner Meinung als Glaubensbekenntnis des noch nicht mit Gott Rechtenden (Hiob 9,3; 13,3, bes. auch cap. XXXI) zu werten. Es geht doch wohl zu weit, dieses so allgemeine Klagelied und die Ergebenheit im „Der Name des Herrn sei gelobt“ für die besondere Fragestellung so zu überhöhen wie es durch Karl Vötterle geschieht⁴: „Auch wenn man nicht annimmt, daß diese Stelle gesungen worden ist, wird man ihr entscheidende Bedeutung zusprechen müssen, auch für die Rolle Hiobs als Schutzpatron der Musik. Hier liegt der tiefste Grund der Frömmigkeit des Mannes, den Gott ‚Mein Knecht Hiob‘ nennt . . . Diese Textstelle und diese Haltung Hiobs müssen der Grund gewesen sein, weshalb Hiob als Musikhheiliger verehrt worden ist, und das, auch wenn sich keinerlei Dokumente darüber finden.“

⁴ Ebenda 230. Damit ist keineswegs übersehen, daß dieses *Sit nomen Domini benedictum* zu einem den Sprecher kennzeichnenden Leitspruch werden konnte. So z. B. als Text auf einem Spruchband für Hiob/Job auf einem Altarflügel (mainfränkisch um 1510). Der Heilige steht, den ganzen Körper mit Blasen, Schwären übersät. Bildwerk im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg, Sign GM 1229.

Aber diese Stelle wird m. E. auch dadurch nicht wesentlich aufgewertet in dieser Aussage zur Musik (. . . *sit nomen Domini benedictum*), wenn es dazu zahlreiche Vertonungen (Responsorium: *Si bona accepimus . . .*) bei Niederländern, Franzosen, Deutschen lateinisch und in den Volkssprachen gibt⁵. Letztlich rückt auch Karl Vötterle selber von dieser überbetonten Herleitungsmöglichkeit etwas ab, wenn er noch eine weitere Hiob-Stelle zumindest anmerkt. Auch diese ist freilich wiederum sehr allgemeiner, in keiner Weise unmittelbar etwas zu St. Job's Musikpatronat aussagender Art: Hiob 38,3–7. Vor allem der letztgenannte Vers soll hier besonders wichtig sein: . . . *cum me laudarent simul astra matutina, et jubilarent omnes filii Dei* („ . . . worauf sind ihre Pfeiler eingesenkt, oder wer hat ihren Eckstein gelegt, als die Morgensterne allzumal frohlockten und alle Gottessöhne jubelten?“). Auch wenn diese Stelle nach der Meinung von Karl Vötterle und eines ihn darauf hinweisenden Musikhistorikers Blankenburg/Schlüchtern „vom frühen Mittelalter bis zum Spätbarock immer wieder als entscheidender biblischer Beweis für die kosmische Bedeutung der Musik zitiert wird“, kann ich selber hier keinen rechten Zusammenhang mit Job als dem „Schutzheiligen der Musik“ finden. Auch diese Bibelstelle erscheint mir für solch einen weittragenden Schluß denn doch viel zu allgemein, zu wenig Konkretes aussagend.

Aus dem gleichen Grunde halte ich auch eine – an sich mit der selben Berechtigung wie bei den vorgenannten Bibelstellen – „mögliche“ Interpretation des Zusammentreffens von Job und den Musikanten aus Hiob 16,21 wo es von den Freunden des Unglücklichen heißt: *verbosi amici mei*, ausgesprochen für nicht wahrscheinlich. (Vgl. dazu Hiob 21,3 und 30,1). Gewiß hat ein so bedeutender Ikonograph wie der Franzose Louis Réau⁶ 1956 darauf hingewiesen, daß Musik vor Job auch als „Spott“ gedeutet werden könne. Musik als Spott wie im *charivari*, aber auch Musik zur Qual wie eben jener Christi in der Kerkernacht, wenn ihm Schergen oder herbei gelaufene Musi-

⁵ Ebenda 231.

⁶ L. Réau, *Iconographie de l'art chrétien. Tome II/1, Iconographie de la Bible, Ancien Testament*. Paris 1956, 317: *Pour se moquer du malheureux, ses amis l'assourdissent par un charivari de fifres et de tambours*. L. Réau will das aus der „Verspottung Christi“ von Matthis Grünewald/Nithard, gemalt 1503, heraus lesen.

kanten mit lauten Trompeten in die Ohren blasen. So hatte ich es z. B. auch auf Fresken des 15. Jahrhunderts zu Skopje in Slawo-Makedonien aufnehmen können als die gegen die Ohren des gefangenen Heilandes gerichteten bekannt lauten *zurle*, die südbalkanischen, aus dem Türkisch-Persischen kommenden Instrumente der serbisch-bulgarisch-türkischen *zurna*, *fistula turcica*. Bloß könnte man auch von daher wohl nicht, wie es Valentin Denis ja für gewisse Bilder des frühen 16. Jahrhunderts schon abgelehnt hatte, einen sicheren Bezug der Musikanten auf Job als ihren himmlischen Schutzpatron herleiten.

Auf jeden Fall sei nochmals festgestellt: Auch die vielen hier herangezogenen Bibelstellen aus dem Buche Hiob reichen weder in Einzelheiten noch insgesamt dafür aus, Job sozusagen aus diesen „kanonischen“ Versen als Schutzheiligen der Musik, der Musiker unmittelbar verständlich herzuleiten, ihn als solchen deutlich hervorgehen zu lassen. Das bleibt gewiß auch deswegen so sonderbar, ja befremdlich, weil auch in den seit der Mitte des 16. Jahrhunderts geschrieben auf uns gekommenen „Statuten“ der vornehmlich in der Mitte des 14. Jahrhunderts schon gegründeten nordfranzösischen Musiker-Gilden, -Zünfte, so z. B. in Anvers 1535⁷ absolut nichts als Begründung für die ja keineswegs so selbstverständliche Wahl des alttestamentlichen Heiligen für ihr *métier*, für ihren – ohnehin keineswegs in der Gesellschaft irgendwie besonders angesehenen – Berufsstand enthalten ist. Ähnliches gilt für die „St. Jobs Gilde“ zu Brüssel, in der die Musikanten vereint waren, und ihr *règlement* vom 10. V. 1574 auf Grund von Vorformen bereits aus dem Jahre 1507, die ihrerseits wieder mit hoher Wahrscheinlichkeit auf noch älteren Bestimmungen beruhen⁸.

Des Rätsels Lösung, an die auch Valentin Denis 1952, wenn auch mit Einschränkungen, gedacht hatte, indes andere sie als Möglichkeit übergangen, liegt hier wie öfters in der sogenannten „Volksüberlieferung“ bestimmter, zumal eben auch biblischer Vorstellungen, Verhaltensweisen, Aussprüche usw. in den Apokryphen als ausdrücklich

⁷ V. Denis, 255; die „Gilde des St. Job“ ist dort als Bruderschaft (*confrérie*) mit ihren Pflichten zur Kirchenmusik genannt.

⁸ E. Van den Straeten, *La musique aux Pays-Bas avant le XIX^e siècle* Paris 1867–1888, Band IV, 206.

„nicht kanonisch anerkannter“ Traditionen⁹. Die gibt es verständlicherweise neben dem als „kanonisch“ geführten alttestamentlichen Buche Hiob auch in gar nicht geringer Zahl bei diesem Thema. Wohl die bedeutendste aller Hiob-Apokryphen ist jene, die seit dem 2. Jahrhundert n. Chr., damals vermutlich von einem Juden geschrieben, unter dem Namen *Testamentum Jobi* geht¹⁰. Auf ihre anscheinend früh doch schon bedeutende Verbreitung spielt schon Tertullian (um 180–230 n. Chr.) in seiner Schrift *De patientia* an¹¹. Gerade dieses *Testamentum Jobi* wird dann auch im Jahre 496 im *Decretum*

⁹ Man denke an solche seit dem frühen Mittelalter reich filiierte Traditionen wie jene um die „Dreißig Silberlinge“ als Verratgeld (dazu L. Kretzenbacher, „Verkauft um dreißig Silberlinge“. Apokryphen und Legenden um den Judasverrat. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 57, Basel 1961, 1–17, 2 Abbildungen); an das *Somnium Beatae Mariae Virginis* mit den „Vorahnungen“ zur *passio Domini* (dazu: L. Kretzenbacher, Südost-Überlieferungen zum apokryphen „Traum Mariens“ in den SBB der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Kl. 1975/1); an die Judas-Gestalt zwischen Bibel und „Volksüberlieferung“ (dazu: P. Dinzelsbacher, Judastraditionen, Wien 1977 = Raabser Märchen-Reihe Band 2; zuletzt m. W. E. Harvolk, Judaslohn und Judaskuß. Ein Beitrag zur mittelalterlichen Legendenüberlieferung. In: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1985, Volkach vor Würzburg 1985, 86–95). Hicher gehören als Apokryphenerbe in Ost und West auch die unzählbar vielen Legenden und Bilder um Paradiesesbaum und Kreuzholz usw.

¹⁰ Zu den Ausgaben dieses *Testamentum Jobi* vgl.: A. Mai, *Scriptorum veterum nova collectio*. Band VII/1, Rom 1833, 108–191; 340–349; M. R. James, *Apocrypha anecdota*. Band II, Cambridge 1897, LXXII–CII und 103–137. Wir legen diese Ausgabe für unsere Zitate zugrunde. F. Dhonne, *Le livre de Job*. Paris 1926; vgl. dazu: F. Spadafora, Stichwort „Giobbe“ in der *Enciclopedia cattolica*, Band VI, Città del Vaticano 1931, col. 407–414, bes. 413f.

Als jüngste Ausgabe: S. P. Brock, *Testamentum Jobi*. Leiden 1967. (Reihe: Pseudoepigrapha Veteris Testamenti Graece, hrg. v. A. M. Denis-M. de Jonge, Band II). Diese Ausgabe des *Testamentum Jobi* (ΔΙΑΘΗΚΗ ΙΩΒ) (S. 19–59) wurde erstellt auf Grund von Handschriften aus Paris und aus Varianten der *codices* von Messina und Rom (Vatican). Beigefügt sind knappe Ausblicke auf die wenigen altkirchenslawischen Versionen in den Handschriften von Belgrad, Moskau und im Nachlaß von Janko Šafarik (1811–1876). Vgl. dazu unten S. 156. Befremdlicherscheint, daß der Zeitansatz der Entstehung dieser Apokryphe so sehr verschieden angenommen wird: O. Schilling: 1. Jh. n. Chr. (Lexikon der christlichen Ikonographie II, 19); G. N. Garmonsway-R. R. Raymo, *A Middle English Metrical Life of Job*. Sammelwerk: *Early English and Norse Studies*, London 1973, 79: *not later than the end of the fifth century A.D.*... und dies bei gleichzeitigem Ansatz des alttestamentlichen „Hiob“ schon „um 400 vor Christus“ (79).

¹¹ Dieser Verweis auf Tertullian, *liber de patientia* XIV (Migne PL 1, col. 1270f.; 1381f.) ist nicht sehr klar. Zu Erklärung als „apokryph“ vgl. *Dictionnaire de la Bible*,

(pseudo-)Gelasianum ausdrücklich verurteilt. Es wird als ein Midrasch (Bibelauslegung, „Ausdeutung“) bezeichnet. Im wesentlichen bringt es Ausweitungen gegenüber den griechischen Hiob-Schriften. Daß sein Anfang so lautet: Βίβλος λόγων Ἰὼβ τοῦ καλουμένου Ἰωβὰβ = „Das Buch der Reden des Job, des Jobab genannten“, hat manche Verwirrung gestiftet. Das hängt mit einem Irrtum zusammen, der ganz eindeutig unseren alttestamentlichen Hiob/Job mit einer ganz anderen Gestalt, mit jener des Jobab aus dem 1. Buche Mosis (Gen. 36,33f.) verwechselt¹².

In diesem apokryphen „Testamentum Jobi“ gibt es jedenfalls erheblich mehr als die zwei von Valentin Denis 1952 in französischer Übersetzung herangezogene, m. E. in unserer Fragestellung entscheidende Stellen. Sie beziehen sich ausdrücklich auf die Vorliebe für Musikinstrumente und Hymnensang zum Lobe Gottes in Job's noch glücklicher, der Vor-Leidenszeit. Es lohnt sich, sie im griechischen Original und in deutscher Übersetzung hier zu bringen.

Stolz rühmt sich Job, der hier im II. Kapitel betont, er habe Jobab geheißten, „bevor der Herr mich Job benannte“, daß er Satan zuwider einen heidnischen Kultort für einen Götzen, „dem man diese Brand- und Trankesopfer bringt“, zerstört habe (Kap. III–IV). Dies der Grund für Satans Haß gegen ihn, der dennoch seinen Kindern gegenüber seinen unendlichen Reichtum vor der Satans-Rache schildert: seine Gastfreundlichkeit, seinen Armendienst, seine Rechtlichkeit, den Überfluß der irdischen Güter, seine Dankbarkeit (Kap. V–XIV). Und eben in diesem XIV. Kapitel stellt Job seine Liebe zur

hrg. von F. Vigouroux, Band III/2, Paris 1926, col. 1560–1578 (F. Prat) und Suppl.-Band IV, Paris 1949, col. 1073–1098 (A. Lefevre); desgleichen über *Job*, *Testamentum de* –, ebenda Band III/2, col. 1578–1579 (V. Ermoni). Dazu auch noch *Encyclopaedia Judaica*, Band 10, Jerusalem 1971, Stichwort *Job*, *The book of* –, col. 111–129 und *Job*, *Testamentum of* –, col. 129–130, B.-Z. W.).

¹² Gen. 36,33f.: *Mortuus est autem Bela, et regnavit pro eo Jobab filius Zarae de Bosra / Cumque mortuus esset Jobab, regnavit pro eo Husam de terra Themanorum.*

Ob hier eine Wortanspielung des Namens *Husam*, des Nachfolgers für *Jobab*, auf das Land *Hus*, in dem der alttestamentliche *Job* regierte (Hiob 1,1: *vir erat in terra Hus, nomine Job*) vorliegt, vermag ich nicht zu entscheiden. – Auf die Bedeutung dieser Namensverwechslung *Job:Jobab* auch in den byzantinisch-ostkirchlichen Überlieferungen verweist auch K. Wessel im Stichwort „Hiob“ bei K. Wessel-M. Restle, *Reallexikon zur byzantinischen Kunst*. Band III, Stuttgart 1978, 131–152, bes. 134 (mit weiterer Literatur).

Musik den Kindern vor, wie er mit ihr Gott diente, die armen Witwen erfreute, selbst die in der Armenbedienung überforderten Mägde durch den Gesang zum Dienste für Gott ermunterte. Erstmals werden hier Job's bevorzugte Instrumente ausdrücklich verwendet zum Gotteslob auch näher genannt¹³:

Εἶχον δὲ ἕξ ψαλμοὺς καὶ
 δεκάχορδον κιθάραν καὶ διεγειρόμην
 τὸ καθ' ἡμέραν μετὰ τὸ τρέφεσθαι
 τὰς χήρας καὶ ἐλάμβανον τὴν κιθάραν
 καὶ ἔψαλλον αὐταῖς καὶ αὐταὶ ὕμνουν·
 καὶ ἐκ τοῦ ψαλτηρίου ἀνεμίμησκον
 αὐτὰς τοῦ θεοῦ ἵνα δοξάσωσιν τὸν
 κύριον. καὶ εἴ ποτε διεγόγγυζον αἱ
 θεράπαιναί μου, ἀνελάμβανον τὸ
 ψαλτήριον, καὶ τὸν μισθὸν τῆς
 ἀνταποδόσεως ἔψαλλον, καὶ κατέπαυον
 αὐτὰς τῆς ὀλιγορίας τοῦ (ψαλμοῦ
 τουτέστιν) γογγυσμοῦ.

„Ich hatte auch sechs Harfen

Und eine Zither mit zehn Saiten.

Und täglich nach dem Mahl der Witwen stand ich auf

und nahm die Zither

und spielte ihnen vor,

und diese sangen.

Und also lenkt' ich ihren Sinn

durchs Saitenspiel zu Gott,

daß sie den Herrn lobpriesen.

Und murrten einmal meine Mägde,

alsdann nahm ich die Harfe

und sang vom Lohne der Vergeltung.

Ich brachte sie dahin,

daß sie das Murren nicht für unbedeutend hielten.“

Es ist also verständlich, wenn auf so frühen westeuropäischen Bildern schon wie jenen des 15. Jahrhunderts Job auch im Leide die

¹³ Ausgabe M. R. James (s. o. Anm. 10), 111 f. Zur Übersetzung P. Rießler, Altjüdisches Schrifttum außerhalb der Bibel übersetzt und erläutert. Freiburg i. B. – Heidelberg 1928, 4. Aufl. 1979. Das *Testamentum Jobi* 1104–1134.

Musik liebte, wenn er selber jene Musiker belohnte, die Gott zu Ehren aufspielten, wie er es tat nach diesem apokryphen Testament der Belehrung seiner Kinder nach so viel Erlittenem und vor dem eigenen Sterben.

Eingehend beschreibt Job seinen Kindern alle jene Leiden und Bedrängnisse, die ihm Satan „aus Rache“ (für das zerstörte Götzenbild) angetan hatte „kraft der Vollmacht, die er über mich erhalten“ (Kap. XVI–XXI). „Und ich verbrachte achtundvierzig Jahre auf dem Düngerhaufen (griech. ἐν τῇ κοπρίᾳ) / in meinen Schmerzen außerhalb der Stadt...“. Job schildert die Mühen, die sein – hier braves, getreues, schwere Opfer eigener Entsagung und Hungers mit ihm tragendes – Weib auf sich genommen hatte, seinen Hunger mit Brot zu stillen, das zu verdienen sie sich „einer Sklavin gleich“ in ein vornehmes Haus verdingt hatte, ehe sie – von den unbarmherzigen Reichen entlassen und verlassen – eben dieses Brot für sich und ihn nur noch erbetteln konnte (Kap. XXI und XXII). Der Satan brachte sie so weit, daß sie ihr Haupthaar an ihn, den sie freilich nicht als Teufel erkannte, für drei Brote verpfändete. Das machte auch ein hartherziger Händler und um dreier Brote willen ließ sie sich die Schmach der öffentlichen Haarschur antun (XXIV); „und schor mit einer Schere schimpflich auf dem Markt mein Haar; / die Menge aber stand dabei und gaffte“. Und das nahm gerade sie auf sich, die einstmals reich war und „einen Thronsaal“ hatte, „den vierzehn Vorhänge verhängten“ (XXIV–XXV). Job mahnt und tröstet sein klagendes Weib und tritt dem Satan gegenüber, der sich besiegt sieht, „drei Jahre“ von ihm abließ. Erst als Job schon zwanzig Jahre in seinem Leide auf dem Düngerhaufen verbracht hatte, kamen seine drei Freunde, „die Könige“ zu ihm. Sie brachen selber im Anblick all des hier als besonders grauenhaft geschilderten Elends zusammen (XXVIII–XXXI). Bis einer namens Eliu ob dieses Anblickes in Verzweiflung geriet: „Da brach er in ein bitteres Weinen aus / und hub mit einem königlichen Klaglied an. / Da stimmten auch die anderen Könige samt dem Gefolge ein“; καὶ οὕτως κλαύσας κλαυθμὸν μέγαν σὺν θρῆνῳ βασιλικῷ ἀνεφώνησεν ὑποφωνούντων καὶ τῶν ἄλλων βασιλείων καὶ τῶν στρατευμάτων αὐτῶν.

Es ist in dieser Apokryphe sehr deutlich und betont, welche Bedeutung Musik und Gesang auch in solchen Lebenslagen haben als der θρῆνος wie (nachmals im Jubel beim „guten Ausgang“) der

ὕμνος. Job läßt sich vom Klagelied (κλαυθμός) der befreundeten „Könige“ nicht beirren (XXXIII). Er weiß von der Vergänglichkeit irdischer Größe und Herrlichkeit, hofft nur „auf Gott, den Lebendigen“ (XXXVII). Noch muß Job vom Elend seines Weibes den Kindern berichten, von ihrem Tode und vom Klagelied (θρῆνος) um sie (XL).

Job erzählt den Freunden, daß Gott zu ihm „aus Sturm und Wolken“ gesprochen habe. Er läßt Ihm Opfer darbringen (XLII). Daraus erkennen die Freunde Eliphaz und Baldad wie Sophar, daß der Herr ihnen „die Sündenschuld verziehen“, nicht aber dem streitsüchtigen Eliu. „Und da ergriff der Geist den Eliphaz; / auf dieses hin sang er ein Lied“ (ἀναλαβὼν Ἐλιφᾶς πνεῦμα εἶπεν ὕμνον) (XLIII). Es wird ein Jubellied, „gerechtfertigt“ zu sein gegenüber dem Verdammten Eliu. Alle gehen sie dann nach diesem Hymnos des Eliphaz, in dem „alle um den Altar ihm geantwortet“ (ὑποφωνούντων αὐτῷ πάντων) in die Stadt, ins nunmehrige Wohnhaus des wiederum in sein Glück versetzten Job zu festlichem Schmause und neuerlichen Gaben an die Armen aus dem vom Herrn „verdoppelten Besitz“ (XLIV).

Von ganz besonderem Werte für unsere Frage nach der „Musik“ in diesem apokryphen *Testamentum Jobi* werden nunmehr seine letzten Kapitel, vor allem Job's Erbteil (κληρονομία) an die so sehr „musischen“ Töchter (XLVI–L). Entgegen dem „materiellen“ (Geld-)Erbte an die Söhne vermacht er ihnen „anderes“, vor allem drei überkostbare Gürtel. Die Töchter Hemera und Kasia wissen damit nichts anzufangen, wiewohl der Vater Job ihnen kundtut, daß Gott selber sie ihm gegeben hatte. „Sie sind ein Schutzmittel vom Vater. „Wohlan! Umgürtet euch damit, bevor ich sterbe“ (XLVII). Der ersten umgürteten Tochter Hemera schuf dieser zauberische Gürtel (χόρδα) „ein anderes Herz, so daß sie gar nicht mehr ans Irdische dachte“. Das schlägt ins Musische um: . . . ὕμνον ἀναπέμψασα τῷ θεῷ κατὰ τὴν ἀγγελικὴν ὕμνολογίαν καὶ τοὺς ὕμνους οὕς ἀπεφθέγγετο εἶασεν τὸ πνεῦμα ἐν στολῇ τῇ ἑαυτῆς ἐγκεχαραγμένουσ. („Sie redete in Engelssprache / und schickte nach Engelsart ein Lied zu Gott empör“).

Auch Kasia, die zweite Tochter wandelte sich nach der Umgürtung mit dieser kostbaren χόρδα in ihrem Herzen in ein unirdisches Sinnen und Singen. Sie singt Hymnen himmlischer Art (XLIX): Καὶ

τότε ἡ Κασία περιεζώσατο, καὶ ἔσχεν τὴν καρδίαν ἀλλοιοθεῖσαν, ὥς μηκέτι ἐνθυμεῖσθαι τὰ κοσμικά· καὶ τὸ μὲν στόμα αὐτῆς ἀνέλαβεν τὴν διάλεκτον τῶν ἀρχῶν, ἐδοξολόγησεν δὲ τοῦ ὑψηλοῦ τόπου τὸ ποῖημα. διότι εἴ τις βούλεται γνῶναι τὸ ποῖημα τῶν οὐρανῶν, δυνήσεται εὐρεῖν ἐν τοῖς ὕμνοις Κασίας.

Nicht anders erzählt es die Apokryphe von Job's dritter Tochter, „Amaltheas Horn“ (Ἀμαλθείας κέρας) mit orientalisches-üppigem Namen benannt. Auch sie singt Hymnen der himmlischen Cherubim (L): . . . ἡ καλουμένη Ἀμαλθείας κέρας· καὶ ἔσχεν τὸ στόμα ἀποφθεγγόμενον ἐν τῇ διαλέκτῳ τῶν ἐν ὕψει, ἐπειδὴ καὶ αὐτῆς ἡ καρδία ἡλλοιοῦτο, ἀφισταμένη ἀπὸ τῶν κοσμικῶν· λελάληκεν γὰρ ἐν τῇ διαλέκτῳ τῶν Χερουβίμ, δοξολογοῦσα τὸν δεσπότην τῶν ἀρετῶν ἐνδειξαμένη τὴν δόξαν αὐτῶν· καὶ ὁ βουλόμενος λοιπὸν ἶχνος (ἡμέρας) καταλαβεῖν τῆς πατρικῆς δόξης εὐρήσει ἀναγεγραμμένα ἐν ταῖς εὐχαῖς τῆς Ἀμαλθείας κέρας. („Ihr Mund begann zu reden in der Sprache derer, / die in der Höhe sind. / Auch ihr Herz ward verwandelt / und so dem Irdischen entrückt. / Sie redete die Sprache der Cherubim, / lobpries den Herrn der Kräfte / und kündete von ihrer Herrlichkeit. / Will jemand die vorhandene Spur / der Herrlichkeit des Vaters noch erkennen, / der kann sie aufgezeichnet finden / in Amaltheas Horns Gebeten“).

Seltsamerweise wechselt nun ab dem Kapitel LI der Bericht. Die drei Töchter des Job „hörten mit deren Singen auf“ (Μετὰ δὲ τὸ παύσασθαι τὰς τρεῖς ὑμολογοῦσας), bei dem „der Herr“, der Heilige Geist und „ich Job's Bruder Nereus“ zugegen waren. Er will nämlich dieses ganze Buch „mit Ausnahme der Lobgesänge“ (τὸ βιβλίον ὅλον πλείστων σημειώσεων ὕμνων) geschrieben haben.

Bis ins vorletzte, ins LII. Kapitel hinein bleibt dieses „Testament des Job“ voll von überdeutlichen Anspielungen auf die Rolle der Musik im Leben wie im Sterben. Die Verse sind besonders wieder in diesem LII. Kapitel geprägt von Hymnensang und Instrumentenklang. Da legt sich Job zum Sterben auf sein Lager nieder, „doch ohne Schmerz und ohne Leiden; / es konnte ihm das Leiden nichts mehr schaden / des Gürtels wegen, den er umgelegt“. Nach drei weiteren Tagen sieht er „heilige Engel her zu seiner Seele kommen“. Mühelos kann der Sterbende wieder aufstehen und „griff nach der Zither und gab sie seiner Tochter . . . Hemera“. Der zweiten Tochter, der Kasia, „gab er ein Rauchfaß in die Hand, / dem Amaltheas

Horne“ (der dritten Tochter also) „eine Pauke. / Sie sollten damit die begrüßen, die jetzt zu seiner Seele kämen . . .“: . . . (καὶ εὐθέως ἀναστὰς ἔλαβεν κίθαραν, καὶ ἔδωκεν τῇ θυγατρὶ αὐτοῦ Ἡμέρα· τῇ δὲ Κασία ἔδωκεν θυματήριον, τῇ δὲ Ἀμαλθείας κέρας ἔδωκεν τύμπανον, ὅπως εὐλογήσωσιν τοὺς ἐλθόντας ἐπὶ τὴν ψυχὴν αὐτοῦ . . .

Wie eine Apotheose vollzieht sich dieses Sterben unter Hymnensang: „ . . . drauf sahen sie leuchtende Wagen zu seiner Seele fahren“ und die Töchter „sangen Preis- und Ruhmeslieder, / in der besonderen Sprache eine jede“; ἡὐλόγησαν καὶ ἐδόξασαν, ἐκάστη ἐν τῇ ἑξαιρέτῳ διαλέκτῳ. Der „Wagenlenker aus dem größten Wagen“, der Todesengel mithin, grüßt Job und nimmt seine Seele. Das sahen nur die Töchter und ihr Vater, nicht die anderen Anwesenden. Die sahen nur, wie der Leichnam „wurde eingehüllt / und so zu Grabe getragen. / Es schritten an der Spitze die drei Töchter; / sie trugen ihre Gürtel / und sangen auf den Vater Lobeshymnen“: . . . τῶν τριῶν θυγατέρων . . . καὶ ὑμνολογουσῶν ἐν ὕμνοις τοῦ πατρὸς.

Das letzte Kapitel der Apokryphe (LIII) bringt nur noch die Klage des Bruders Nereus, der sieben Söhne des Verstorbenen und der Armen, Waisen, Krüppel, die sich verlassen fühlen.

Vergleicht man nun den auffallend großen Anteil dieses apokryphen Textes an Erwähnungen von Hymnensang und Preisliedern, vor allem auch der Musikinstrumente und ihrer Verwendung zu Gotteslob und zu eigener „musikalischer Begrüßung“ des herannahenden Todesengels, dann bleibt doch wohl nur der Schluß, daß jenes ab dem 15. Jahrhundert im europäischen Westen belegte Musik-Patronat des Job und sein Nachklang bis in die Lied-, Legenden-, Bild-Erinnerungen daran in den Südalpen nur von hier kommen, hergeleitet werden konnte und keinesfalls aus dem Text des diesbezüglich spröden, nichts „Konkretes“ nennenden „kanonischen“ Hiob-Buches.

Gewiß, es fehlt an Direktbezeugungen solcher Übernahme. Aber wir wissen ja bei all dem ungeheuren Reichtum an Apokryphen und ihrer Widerspiegelung in Legenden und Bildern das ganze Mittelalter hindurch in Ost und West kaum etwas darüber, wie diese „nichtkanonischen“ Schriften, auch als „mündliche Überlieferungen“, Konkretisierungen zu Bildvorstellungen usw. „rezipiert“ wurden. Das ist ganz allgemein ein bisher unerfüllt gebliebenes *desideratum* der Forschung. Es ließe sich auch nicht von einer einzigen Disziplin und

eben auch gar nicht etwa von einer Vergleichenden Volkskunde her allein lösen. Das wäre schon unmöglich wegen der Themenfülle des Gesamtbestandes an Apokryphen und geht bisher auch nicht im Falle der „Hiobs-Erinnerungen“. Mußte doch festgestellt werden, daß auch die im Hochmittelalter entstandenen, uns seit dem 15. Jahrhundert niedergeschrieben bekannten „Statuten“ der Musikanten-Gilden Nordwesteuropas auch mit keinem Worte darauf zu sprechen kommen, warum, aus welchem Anlasse, aus welcher „Hoffnung“, auf Grund welcher Aussage der als Autorität anerkannten Texte alter Zeit gerade Hiob/Job der Leidende zu solch einem Patronat gekommen ist. Das Vertrauensverhältnis gerade zu ihm als „Schützer“ ist einfach „unbegründet“ da und es bleibt seit der Frühzeit im Mittelalter zumindest über Jahrhunderte erhalten. Solches bezeugt immerhin die erstaunlich reich entfaltete Belegfülle der Bilder des schwer geprüften, mit ekelhafter Krankheit befallenen alttestamentlichen „Heiligen“, des gar nie offiziell von der Kirche „Kanonisierten“ und der sich ihm nahenden, ihm aufspielenden Musikanten. Das beginnt doch auf jenen Wallfahrts-Weihemünzen des niederländischen 15. Jahrhunderts (z. B. Wezemaal; s. Fig. 7) und bleibt, wenn auch nicht bestimmbar als „Musik-Patronat“, annoch gültig bei den Bienenstockbrettchen, *panjske končnice* der Südostalpen, die jedenfalls „Eigenart“ bewahren. Sie konnten nicht ohne eine im Letzten weder räumlich noch zeitlich genauer bestimmbare Verbindung mit jener Apokryphe vom „Testament Job's“ des Musikkundigen, Musikliebenden, Musik in seinen so verschiedenartigen Lebenslagen Übenden, gar nicht in dieser Art entstehen, wie sie sich uns vorstellen, wie sie „präsent“ bleiben für immer neue Wort- und Bildgestaltungen.



Fig. 7. Wallfahrtsmünze des 16. Jh.s aus Wezemaal in Flandern. Job beschenkt einen der zwei Musiker.

Die Bedeutung unserer griechischen Apokryphe vom *Testamentum Jobi* wird also in der französischen (Valentin Denis, 1952) wie in der englischen Forschung zu unserem alttestamentlichen Heiligen und seinem Musik-Patronat durchaus gesehen, wenn auch m. W. nirgends unmittelbar aus den griechischen, syrischen, arabischen, armenischen oder altkirchenslawischen (s. u.) Texten, sondern jeweils nur aus Übersetzungen belegt. Eine weitere Arbeit¹⁴ sieht die Gestalt des leidenden Dulders im wesentlichen nur vom ikonographischen Vorbild der Erbärmde-Haltung des Ausgestoßenen auf seinem Leidenssitz her als (kunstwissenschaftlich wie theologisch-gedankliche) *prae-figuratio* zum „Christus im Elend“ (*Christ in Distress*, verwandt zur *Imago pietatis*, zum „Schmerzensmann“ der Kerkernacht u. ä.). Vor allem aber die nordamerikanische Kunstwissenschaftlerin Kathi Meyer¹⁵ vertritt sofort nach dem Erscheinen der Studie von Valentin Denis eine Reihe von weiterführenden Ansichten, ohne daß freilich der ostalpinen deutschen, slawischen, italienischen, friulanischen Parallelen gedacht würde. Aber sie sieht und wertet das *Testamentum Jobi* als eine für die Bildgestaltungen des Abendlandes, zumal seines Spätmittelalters im Westen, sehr bedeutsame „östliche Überlieferung“. Sie vertritt die Meinung, daß beide, das kanonische „Buch Hiob“ und das apokryphe „Testamentum Jobi“, zumindest in jenem westeuropäischen Spätmittelalter nach der Fülle der Bilddarstellungen zu schließen, wie sie sich in den Totentänzen (*officium mortis, danse macabre*) und in den Stundenbüchern (*livres d'heures*) so deutlich widerspiegeln, auch gemeinsam bekannt geworden, gemeinsam auch weiter überliefert werden hätten können¹⁶.

Die Verfasserin geht insoferne noch weiter, als sie jene drei musischen Töchter des Job/Jobab aus dem „Testamentum Jobi“, für die wir die große Zahl der griechischen Belegstellen schon deswegen auch so herausgestellt hatten (s. o. 150–152), als die wahrscheinlichen „Prototypen“ für die so oft auf den Bildwerken wiederkehrenden

¹⁴ G. von der Osten, *Job and Crist. The Development of a Devotional Image*. (Journal of the Warburg and Courtauld Institutions, Band XVI, London 1953, 153–158, 8 Abbildungen).

¹⁵ K. Meyer, *St. Job as a Patron of Music*. (The Art Bulletin, Band XXXVI, New York 1954, 21–31, 15 Abbildungen).

¹⁶ Ebenda 30 (*That their occurs among the illustrations of the story of Job must have been familiar to late medieval readers*).

drei Musikanten oder auch für die drei „Freunde“, die Job mit einem Konzert erfreuen wollen, ansehen möchte. Es stört sie dabei nicht, daß der kanonische Text des „Hiob“ ja von vier Gesprächspartnern weiß. Er nennt sie ja auch mit den Namen der drei *amici Eliphaz, Baldad, Sophar* und läßt Entscheidendes zur geistigen Umkehr des ungeduldig Klagenden, mit Gott Rechtenden, aus dem Munde des vierten an seinem Elendslager Anwesenden, *Eliu* kommen. Kathi Meyer glaubt, daß die bildlich so oft dokumentierte Überlieferung ganz absichtlich auf drei „reduziert“ worden sei. Dies ausdrücklich in Analogie zu den „drei musizierenden Töchtern“ der Apokryphe.

Der Gedanke hat viel für sich. Er wäre darüber hinaus noch dadurch stärker zu begründen, daß nach der Apokryphe ja wirklich nur die drei „Freunde“ Verzeihung der Sündenschuld erlangt hatten: Kap. XLIII, „Des Eliphaz Lied“¹⁷: „Und da ergriff der Geist den Eliphaz; / auf dieses hin sang er ein Lied. / Da zollten ihm die andern Freunde ihren Beifall, / samt dem Gefolge nahe bei dem Altar. / So sang denn Eliphaz: / „Getilgt sind unsere Sünden, / begraben unsere Missetat. / Eliu, ja Eliu ist der einzige Missetäter; / drum wird ihm bei den Lebenden / kein Angedenken mehr zuteil . . .“. Ausdrücklich bleibt der vierte ausgeschlossen, gilt also als „verdammte“.

Im übrigen sollte aber beachtet werden, daß dieses Kompositionsschema einer Begegnung mit Dreien (drei Besucher, drei „Freunde“, drei Musikanten) in der Grenzsituation wie bei schwerster Erkrankung und Todesnähe auch schon in den Gesamtumkreis der vor allem spätmittelalterlichen Totentänze, zu ihrem Motiv der „Begegnung der drei Lebenden und der drei Toten“ gehört¹⁸.

Sind die Spuren einer Einwirkung des griechischen apokryphen „Testamentum Jobi“, vermutlich wohl ebenso wie in vielen vergleichbaren Fällen auf Grund von Übersetzungen ins Latein, das allein im mittelalterlichen Westen so etwas wie eine Internationalität bewirken konnte, unverkennbar, so kann solche Einflußgabe kaum aus einer Übersetzung der gleichen griechischen Vorlage in das Alt-kirchenslawische herrühren, auch wenn dies für die entsprechenden –

¹⁷ P. Rießler (s. o. Anm. 13).

¹⁸ W. Rotzler, Die Begegnung der drei Lebenden und der drei Toten. Ein Beitrag zur Vorstellung über die mittelalterliche Vergänglichkeitsdarstellung. Winterthur 1961, 272.

und noch dazu sehr jungen, nicht vor dem 19. Jahrhundert faßbaren – Erscheinungen bei den Slowenen angenommen zu werden scheint¹⁹.

Wir kennen die altkirchenslawische Version des *Testamentum Jobi* (*Žitije i žizn' svetago i pravjednago Jovaa*) aus einigen, aber weltweit gesehen doch nur ganz wenigen Handschriften. Von dieser Apokryphe war eine nur unvollständige Fassung nach einer Handschrift der Nationalbibliothek Belgrad veröffentlicht worden²⁰. Doch dagegen ließ sich (schon 1891) einwenden, daß der damalige Herausgeber Stojan Novaković (1842–1915) serbisch aus einer französischen Übersetzung des griechischen (bis 1891 noch nicht publizierten) Originals in Migne's „Dictionnaire des apocryphes“ aufgefüllt hatte²¹. So mußte sich der tschechische Slawist Georg Polívka (1858–1933) zum Abdruck einer anderen serbischen Handschrift aus dem Nachlasse des Slawisten Janko Šafarik (1811–1876) entschließen. Dazu fand sich noch ein Bruchstück unserer Job-Geschichte in einer serbischen Handschrift des 15. Jahrhunderts in der Sammlung des Russen P. J. Sevastjan (im Rumjancov-Museum zu Moskau, gedruckt 1881). Doch Georg Polívka betont²², daß diese Job-Apokryphe z. B. in der sonst so reichen aus dem Griechischen übersetzten Hagiographie der russischen Literatur unbekannt geblieben war. Er konnte keine weitere Fassung selber finden oder erfragen. So fällt es doch wohl auch schwer, anzunehmen, es könnten von diesen spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen altkirchenslawischen Fassungen aus etwa Erinnerungen und Auswirkungen in die slowenische Volksdichtung und in die ihr thematisch so eng verbundene Volkskunst der Jobszenen-Malerei auf den hölzernen Bienenstock-Stirnbrettchen Krains oder Unterkärntens gekommen sein.

¹⁹ Andeutung im Sammelwerk von Z. Kumer-M. Matičetov-V. Vodušek, *Slovenske ljudske pesmi*, II/2, Ljubljana 1981, 21. Die hier für Emilijan Cevc angekündigte Studie über „Job“ ist bis dato (April 1987) noch nicht erschienen.

²⁰ St. Novaković, *Apokrifna priča o Jovu*. (Starine, hrsg. von der Jugoslawischen Akademie der Wissenschaften und Künste, Band X, Zagreb 1878, 157–200).

²¹ G. Polívka, *Opisi i izvodi iz jugoslavanskih rukopisa u Pragu*. (Starine Band XXIV, 1891, 113–160; die *Apokrifna priča o Jovu* als Teil XIII, 135–155). Vgl. dazu: Migne, *Dictionnaire des apocryphes*. Paris 1856, II, col. 401.

²² G. Polívka 136.

Spätmittelalterlich englische und französische Dichtungen des 15. Jahrhunderts als Motiv-Vorgänger für die südostalpin-slowenischen Legendenlieder, Prosaerzählungen und Bilder um St. Job und die Musikanten

Die vorhin breit herangezogenen Legendenlieder, Volkserzählungen, deren reimversgeformte Nachdichtung und ihre zumindest Teil-Widerspiegelung auf den Bienenstock-Stirnbrettchen aus Unterkärnten und aus Oberkrain: sie alle muten so „eigenständig slowenisch“ an. In einem gewissen Ausmaße sind sie es auch. Doch bei einer weiteren Umschau über Räume und Zeiten, wie sie die Vergleichende Volkskunde auf ihrem Wege zu einer *Ethnologia Europaea* zu gewinnen sich müht, dabei geistige Überlieferungen der Gegenwart immer als Gewachsenes, als vielschichtig Gewordenes auch aus der zeitlichen Tiefenlotung zu erkennen strebt, läßt sich – wenn auch bisher nicht in voller Klarheit über die vermutlich recht verschlungenen Traditionswege – feststellen: gewiß, es sind südostalpine Sonderprägungen. Doch auch sie sind lediglich als *oikotypus* viel weiter verbreiteter Erzähl-(und Bild-)Grundlagen zu verstehen. Insgesamt gehören sie dem großen Schatz morgen- wie abendländischer Gemeinschaften des Erzählten an. Jenem Erbe des als *factum* Geglaubten, als Memorat weiter Gegebenen, als Fabulat vielfältig und oft sehr phantasie reich Ausgeschmückten.

In einer seit langer Zeit von der Literaturwissenschaft der einzelnen Sprachnationen, von den vergleichenden Studien zur sogenannten „Volksdichtung“, nunmehr weltweit organisierten Erzählforschung bemüht man sich um dieses riesige Erbe. Dies in einer Überschau nach Räumen und Zeitschichten der Belege, in ihrer möglichst vielen Forschern zugänglichen Dokumentation, in der Typisierung des Eingebrauchten durch Motiv-Indices¹, in einer dadurch erst ermöglichten Komparatistik scheut man auch vor Jahrzehnte lang dauernden Arbeiten solcher besonderer Unternehmen nicht zurück, so viel an bis-

¹ Vgl. (in Auswahl): A. Aarne-St. Thompson, (ATH) *The Types of Folktale. A Classification and Bibliography. Second Revision* (FFC 184), Helsinki 1961; St. Thompson, *Motif-Index of Folk-Literature*, Band 1–6, Kopenhagen 1955–1958.

her schon Eingebachtem, nur zum Teil auch analysierend „Bearbeitetem“ unter jeweils neuen Erkenntniskriterien vorzulegen². Dabei zeigt sich nun erst recht die Überfülle des in der gesamten Alten Welt für unser europäisches Geisteserbe geborgenen Erzähl-Wissens.

Es darf nicht wunder nehmen, daß dabei die religiös-geistlichen Überlieferungsgüter einen so bedeutenden Anteil etwa am Gesamtbestande der „Volksdichtung“ haben. In ihnen wiederum herrscht deutlich das Erbe der „Apokryphen“³ vor. Sie als das nicht „kanonisch anerkannte“ Gut von Schriftwort- und Sagüberlieferungen einer Buch- und Offenbarungsreligion wie des Christentums⁴ spiegeln sich überreich eben auch in den Erzeugnissen der Bildenden Kunst zu kirchlichen wie zu laienfrommen Themen. Schon deshalb kann das Erbe der Apokryphen gar nicht hoch genug eingeschätzt werden⁵.

Das gilt für morgen- und abendlandweit sozusagen „einheitlich“ geprägte Motivverbände, für Erzähltypen usw. Es gilt aber auch für Einzelpprägungen regional begrenzter Überlieferungsräume. Solche Sonderausformungen pflegen wir als „Oikotypen“ einer Grundanschauung, eines früh gebündelten Erbes aus Einzelmotiven, meist auch noch dem Lokalumgrund nach mit dort besonders Ansprechendem, Üblichem angereichert, angepaßt, „beheimatet“, zu bezeichnen. Das scheint auch bei den slowenischen „Hiobs-Erinnerungen“ um Job und seinen Dank an die ihm in seinem Leide aufspielenden Musikanten der Fall zu sein.

² K. Ranke (†) und Mitherausgeber H. Bausinger, W. Brückner, M. Lüthi, L. Röhrich, R. Schenda, Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. Berlin-New York, Band 1 (in Lieferungen) ab 1977; bisher (Juni 1986) 4 Bände.

³ Vgl. das Stichwort „Apokryphen“ ebenda Band I, Sp. 628–662 (H. Conzelmann); für die Apokryphen der byzantinisch-slavisches Welt ebenda I, 662–666 (D. Petkanova-Toteva).

⁴ Vgl. (in Auswahl): H. Hennecke-W. Schneemelcher, Neutestamentliche Apokryphen in deutscher Übersetzung. Band I (Evangelien), 4. Auflage Tübingen 1968; Band II (Apostolisches, Apokalypsen und Verwandtes), 4. Auflage Tübingen 1971; C. Tischendorf, Evangelia apocrypha. 2. Aufl. Leipzig 1876; derselbe, Apocalypses apocryphae, Leipzig 1866; A. de Santos Otero, Los evangelios apocrifos. Madrid 1956, 2. Aufl. 1963 (mit spanischen Übersetzungen der griechischen und lateinischen Texte).

⁵ F. Karlinger, Legendenforschung. Aufgaben und Ergebnisse. Darmstadt 1986.

Einzelmotive dieser rezenten Überlieferungen der Südostalpen als so besonders eigenwillig geformte Zusatzgeschnehnisse zu dem, was über Job im kanonischen Buche Hiob, aber auch im apokryphen *Testamentum Jobi* als dem offenbar weit verbreiteten Midrasch angeblich essenischer Prägung berichtet wird, begegnen nämlich auch im westeuropäischen Spätmittelalter. So z. B. in der mittenglischen Versdichtung eines *Life of Job* (auch *The Story of Holy Job*)⁶.

Dieses mittenglische Gedicht ist in einer einzigen Handschrift auf uns gekommen⁷. Man hatte dieses Gedicht, da die Handschrift mehrere Texte von John Lydgate (um 1373 – um 1451) und von Geoffrey Chaucer (um 1340–1410) enthält, lange Zeit dem überaus fruchtbaren John Lydgate, Benediktinermönch zu Bury St. Edmonds (Suffolk) zugeschrieben. Diese Meinung ist aber aufgegeben. Man weiß, daß John Lydgate seine zahlreichen Versdichtungen (es sollen an die 150000 Verse sein!) in der Nachfolge von G. Chaucer geschmiedet hat. Doch glaubt man heute, daß dieses Job-Gedicht nur unter dem Einfluß seiner „Schule“ steht, im dritten Viertel des 15. Jahrhunderts geschrieben wurde⁸, daß es zweifach als epigonenhaft einzustufen wäre. Ob es allerdings vom Erlebnis der spätmittelalterlich in England wie überall in West-, Süd- und Mitteleuropa so sehr beliebten Figuralprozessionen oder für ein eigenes Kostüm-Spiel geistlichen Theaters (*mumming play*) entstand, bleibt ungewiß⁹.

⁶ Der Text verzeichnet im Gesamtregister der mittenglischen Dichtung unter Nr. 2208: C. Brown- R. H. Robbins, *The Index of Middle English Verse* (MEV), New York 1943, Supplement to the Index of MEV von R. H. Robbins- J. L. Cutler, Washington 1965. Textausgabe: H. N. MacCracken, *Lydgatiana*. Teil I: *The Life of Holy Job*. (Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, LVII. Jgg. CXXXVI Band = N. S. Band XXVI, Braunschweig 1911, 365–369, der Text (181 Verse, in 26 Strophen gegliedert) kopiert aus der Hs. Nr. 8299 zu Cheltenham in der Philipps Collection im Thirlestaine House. Es ist eine Sammel-Hs. (Vgl. Anm. 2); G. N. Garmonsway- R. R. Raymo, *A Middle English Metrical Life of Job*. SW: *Early English and Norse Studies*, FS f. H. Smith (60. Gb.-Tag), hrg. von A. Brown- P. Foote, London 1963, 77–98, 3 Abbildungen.

⁷ Die vorhin (A. 1) genannte Hs. dzt. als HM 140 in der H. E. Huntington Library zu San Marino in Kalifornien. – Für freundliche Mitteilungen über den Forschungsstand, über neuere Literatur und für Textablichtungen danke ich meinem verehrten Kollegen an der Universität München und an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Herrn Prof. Dr. Helmut Gneuss sehr herzlich (April 1986).

⁸ W. F. Schirmer, John Lydgate. Berkeley 1961, 280.

⁹ G. Wickham, *Early English Stages 1300–1660*. Band I, London 1959 Kap. VI,

Der für unsere Fragestellung wesentliche Abschnitt dieser mittelenglischen Versdichtung läßt also nach einer Himmelsschau Gottes auf diesen Schwergeprüften die Spielleute (*mynstrelles*) an Job vorbei kommen. Sie sehen den Schwerkranken auf seinem „faulen Dungehaufen“ (*foule dongehill*) sitzen und spielen ihm „fröhlich“ auf. Aber Job hat kein Geld, sie zu belohnen, wie er es wohl möchte. Also gibt er ihnen von der Räude (Beulen-Schorf) seines schmerzenden Leibes. Die wird zu „reinem Golde, wie die Geschichte erzählt“ (*as saith the story*). Es sind also nicht ausdrücklich die *vermes* aus dem alttestamentlichen Buche Hiob. Die Spielleute sehen Job's Weib und erzählen ihr von seinem Dank. So versetzen sie die Frau in Wut. Sie wirft Job seine Goldgabe an die Spielleute vor; daß er seinen Reichtum vor ihr als ein treulos-fälscher Mann verborgen halte. Job aber antwortet nicht. Er hält es für das Beste, zu schweigen und zu dulden . . .

- F. 95b *Here the blessid Lorde of hevyn, God omnipotent,
Unto his holy man Iob than He apperid,*
- 115 *And sore rebuked hym for that intente
That he to-fore tym had his wyfe cursed,
For whiche of God mercy than mercy he axid
And of forgevenesse of grete offence
Of his hasty spekyng and wilfull insolence.*
- 120 *This sore syk man sytting on this foule dongehill,
There cam mynstrelles be-for hym, pleying meryly.
Mony had he none to reward aftyr his will,
But gave theym the brode scabbes of his sore body,
Whiche turned unto pure golde, as sayth the story.*
- 125 *The mynstrelles than shewid and tolde to Iob his wyfe
That he so reward them; where-for she gan to stryfe.*

mit der Diskussion über J. Lydgate's mumming plays. Vgl. dazu: L. L. Bessermann, *The Legende of Job in the Middle Ages*. Cambridge/Mass., Harvard University Press und London 1979, bes. 90–94. Auch hier der Hinweis auf Elemente, die aus des Gregorius Moralia in Job ebenso genommen wurden wie aus dem apokryphen Testamentum Jobi, aber in den uns hier näher angehenden Einzelheiten aus dem Erzählschatz der minstrels.

- Than saying unto Iob in angre this woman,*
„To mynstrelles and players thow (g)evyst golde largely.
But thou hidest thi gode from me, lyke a false man“;
 130 *And with many seducious wordes openly*
There hym rebuked with langage most sharply.
Iob all suffered and thout yt for the best
To observe pacience and so to leve in rest.
- Lyke as the filth from fyne golde tryed ys by fyre,*
 135 *So nowe Iob is tryed from all corrupcion,*
From the bondes of false Sathan and his desyre,
And with pacience overcom hath his temptacion
An angell of heven from God brynggeth revelacion,
Clotheth hym newe, makyth hym hole from almaner dore,
And hom ageyn resorte to lyve, as he dyd be-fore.

Sehen wir uns nun auch in der zeitgleichen französischen Literatur um. Eine solche von vornherein dramatisch anmutende Szene zwischen Job und dem Satan sowie dem Weibe des vom Widersacher Gottes Gequälten, in der sich das merkwürdige „Verwandlungswunder“ der Würmer vom Leibe des Leidenden in pures Gold begibt, läßt sich dort tatsächlich finden. Man begegnet ihr in einer ganz besonders „öffentlichen“ Dichtung, nämlich in einem der vielen Mysterienspiele des ausgehenden 15. Jahrhunderts. Es handelt sich um die umfangreiche Versdichtung eines Mysteriendramas *La pacience de Job*¹⁰.

Der Text des späten, ansonsten trotz mancher Bemühungen nicht voll datierten französischen *mystère* eines Anonymus *La pacience de Job* wird nach der ersten bisher bestehenden kritischen Ausgabe von Albert Meiller (1971) in das ausgehende 15. Jahrhundert und in die Gegend von Nordwestfrankreich (Anjou, Tourraine), jedoch nach sprachlichen Analysen mit Elementen aus dem französischen Südwesten (Poitou, Aunis, Saintonge) als wahrscheinliche Ursprungsumgründe versetzt.

¹⁰ A. Meiller (Hrg.), *La pacience de Job, mystère anonyme du XV^e siècle* (msc. fr. 1774), Paris 1971 (Reihe: Bibliothèque française et romane. Série B: édition critique de textes, hrg. von G. Straka, Band 11). Das Werk mit 7095 Versen für 49 Rollenträger erlebte zwischen 1529 und 1625 zwölf Ausgaben.

11 Ak. Kretzenbacher

Es lohnt sich, aus der erstaunlich breit ausgeführten Szene zwischen Job, dem Satan und der Frau des Job als Satans „Gehilfin“ nach ihrer Täuschung die wichtigsten Abschnitte zum Vergleich mit dem mittellenglischen Texte des gleichen 15. Jahrhunderts und mit den rezenten slowenischen Überlieferungen ausgewählt wiederzugeben.

Job hatte sein langes biblisches Gespräch mit den drei Freunden Baldach, Sophar und Eliphas geführt. Dann hatte er sie „Gott befohlen“ und von sich aus weggeschickt, ungetröstet wie im Buche Hiobs, auf das sich auch seine daran schließende Klage nach dieser lateinischen Regieanweisung im französischen Text bezieht:

Tunc amici Job recedant quisque ad suum locum et dicat Job manibus junctis: Quare de vulva . . . (Mithin Hiob 10,18).

Seine Klage (Vers 5488–5508) ist ergreifend. Satan wiederum ist wütend, daß es mit der Versuchung des Job nicht weiter gehen will:

Sathan clamat impetuose per ludum et dicat: (5509 ff.)

Hau! Maulgré Dieu, je perds mon temps!

Hau' Dyables, dyables, que feray? . . .

Schon sieht er sein Spiel verloren (5512: *Je suis perdu, je suis trahy . . .*). Er fürchtet sogar, sich nie mehr vor Luzifer zeigen, nie mehr in die Hölle zurückkehren zu können. Also will sich Satan des Weibes zu seinem Vorhaben bedienen (5524–5543): *Qu'il puisse avoir male estraine / Tant il m'a donné de paine*. Damit fällt das Stichwort der geplanten Verführung des Job und der *uxor eius*. Das Wie des Vorgehens besagt die (hier wiederum französisch gegebene) Regieanweisung:

Alors Satham se mette en habit de pauvre et s'en viegne a Job demandent l'aulmone.

Offenkundig verwandelt sich also Satan vor den Zuschauern auf offener (Markt-)Bühne in einen „Armen“, einen Bettler, bevor er sich unmittelbar an Job wendet (5544–5556):

Dieu vous gard, mon vaillant seigneur!

Moult estes a grant deshonneur.

Jamaiz ne cuydasse en ma vie

Vous veoir souffrir telle villainye,

Vous qui avez tant de bien(s) heu.

Vrayment vous estes bien deceu

Puisque Dieu vous a oblyé,

Veu qu'en luy vous estes fié,

Je le cognoys bien maintenant

*Dont me desplaist certainement.
 Hellas! Ou sont trestous voz biens?
 Je croy que vous n'avez plus riens
 Puisque l'on vous a mys ainsi.*

Job antwortet, er sei zufrieden, verlange nichts mehr für sich. Doch Satan gibt nicht nach. Er bittet Job „um Gottes willen“ um eine Gabe (5561–5578):

*J'en ay asséz, la Dieu mercy!
 Loué soit il en trestous temps!
 Puisqu'il luy plaist, je suis contems.
 Sa volumpté soit adcomplyè!*

Satan besteht auf einem „Almosen“ (aulmone):

*En l'onneur de Dieu, je vous pryé,
 Mon tres chier seigneur honnourable,
 Que vous me soyez aidable:
 Une aulmone je vous requiers,
 Une maille ou ung denier,
 Pour amour de Dieu, nostre pere.*

Da gibt ihm Job „sehr gerne . . . was er hat“:

*Tres volumptiers, a bonne chere,
 Quant de par Dieu me requerez!
 Des biens que j'ay en moy arez,
 De ce petit qu'ay amassé
 En tout le temps qui est passé;
 Vous n'en serés ja refusé.*

Es ist die hier entscheidende Würmer-Gabe. Nach dieser Regieanweisung *Adont Job luy baille des vers, qui sont sur luy et Satham dit:*, ist Satan froh und eilt mit diesen Worten und der nachfolgenden Regiebemerkung zu Jobs Weib als Anfang des zweiten Teiles dieser Episode (5573–5575):

*Je vous en tiens pour excusé.
 icy ne puis rien acquester;
 Ailleuts m'en voiz sans arrester.*

Adont Satham s'en va a la femme de Job et dit (5576–5585):

*Hellas! Ma dame, en verité,
 Vous me faictez tres grant pitié.
 Dieu vous veille donner confort,
 Car vostre mary vous fait tort*

*Qui vous lesse querir l'aulmone!
 Or regardés que d'or tout jaulne
 Il m'a presentement baillé.
 Vrayment je suis esmerveillé
 Tant il a o luy de chevance,
 Et, par ma bonne conscience,
 Je cuydoye qu'il néust plus rien.*

Die List gelingt. La Femme Job ist sehr erstaunt. Sie läßt sich weiterhin von Satan täuschen (5586–5590):

*Hellas n'a il, je le sçay bien!
 Pour Dieu ne dictiez plus telle chose:
 Par l'asme qui en moy respouse,
 En ce monde n'a si pauvre homme.*

Satan sieht sein Gift wirken (5591–5598):

*Par mon serment, en toute sonme,
 Ma dame, je vous conte veoir;
 Vous mesmez si l'avez peu veoir
 Comment il m'a donné cecy.
 Il a assez, je vous affy;
 Et cuydez vous que j'en jurasse,
 Par Dieu, si je ne vous aimasse?
 Je ne le vous digneroye dire.*

Das wirkt. Die Frau des Job fühlt sich schändlich betrogen, „mehr als jedes Weib“. Sie schwört „bei ihrer Seele“, sie wolle nichts mehr glauben (5999–5602):

*S'il est vray, je suis bien martire,
 Vrayment, plus que nulle autre fenme,
 Mes je vous jure par mon ame
 Que je ne le croyré jaméz.*

Da braucht nun Satan nur noch geschickt nachzustoßen (5603–5607):

*Pardonnez moy, je n'en puyz maiz.
 Ce que j'en dy n'est que pour bien.
 Si vous voulez, n'en croyez rien.
 Quant est de moy, j'ay bel m'en taire,
 Car au fort je n'en ay que fere
 Et pour ce a vous m'en raporte.*

Nun beginnt die Frau des Job zu toben. Sie eilt zu ihrem Manne, ihn wüst zu beschimpfen, daß er sie getäuscht habe. Sie habe für ihn Brot

erbetteln müssen, weil er angeblich nichts mehr besaß, und nun könne er „Gold und Geld (Silber) an alle Welt verschenken!“ (5609–5628):

*Pleust a Dieu que je feusse morte!
Hellas! Pauvre desconfortee,
Je suis bien en mal heure nee
De souffrir tant Comme je foyz.
Puisqu'ainssi est, al luy m'en voyz
Et luy diray en brief lengaige
Ma volumté et mon couraige,
Et, s'il veult, si pence de soy:
Ne s'en actende plus en moy!
Allors aille a Job et luy dit malicieusement:
Hé, Job, je vous suis bien tenue,
Par celluy Dieu qui fit la nue.
Jaméz ne cuydasse en ma vie
Que me feissiez tel compaignye:
Vous me lessez querir le pain
Et dictez que vous n'avez rien,
Et vous avez d'or et d'argent
Tant qu'en donnez a toutes gens,
Car devant moy a ung grant sonme
Vous ne le sauvriez desdire!*

Doch Job's Erklärenwollen wird nicht angenommen, obwohl er seinem Weibe auf den Kopf zusagt, es könne sich nur um eine Satanslist handeln (5644–5650):

*Je vous prie, ne veillez croyre
Faulx parler qui est tant contraire.
Tout ce qui reluist n'est pas or.
Regardez, vez cy mon tresor!*

En luy monstrant les vers dit-Job zeigt die „Würmer“, die nicht „Gold“ sein können:

*Vez cy mon or et ma richesse,
Dont j'ay entour moy grant largesse
Et sont les biens que Dieu me preste.*

Doch das vom Satan getäuschte Weib bleibt hart und verbittert. Job solle sie in Ruhe lassen und „selber sterben!“ 5666: *Vous feissiez mieulx de vous mourir.*

Der Dialog zwischen dem Leidenden und der Erbitterten geht noch lange weiter (5667–5714). Job klagt über seine Verlassenheit und ist der Verzweiflung nahe. Sein Weib denkt nur noch böse über seinen „Betrug“ an ihr. Die Szene setzt sich über die Klagen des Job noch fort, bis Gott selber zu ihm spricht (5746ff.) Doch auf das Verwandlungs-, „Wunder“, nach dem die „Würmer“ zu „Gold“ geworden sind, wird nicht mehr angespielt.

Der weitere Verlauf des „Mysterienspiels für 49 Personen“ richtet sich sehr nach dem apokryphen *Testamentum Jobi*, wenn die Engel den Job heimholen. Anders als in jener Apokryphe aber findet sein Weib wieder zu Job zurück: *Tunc uxor Job et amicy ejus intrant domum et dicat uxor Job inclinando se humiliter contra Job, maritum suum*. Sie bittet um Verzeihung für ihr Verhalten (6780–6784). Job gewährt sie ihr „mit einem Kuß“ (*Job oscurando eam*) 5784f.:

M'amy, bien soiez venue

Et tout(e) vostre compaignie! . . .

Diese Szene rein apokryphen Inhaltes, wenn auch vorerst nicht geklärten Ursprunges, scheint jedenfalls nicht in das Barocktheater des Job-Themas aufgenommen worden zu sein. Es sind nun freilich wenige *argumenta*, Szenarien, Volltexte solcher Spiele etwa auf dem Ordenstheater erhalten, so viel wir auch über Job-Aufführungen auf den Schulbühnen der Societas Jesu und (mit ihnen wohl immer in enger Verbindung!) etwa der Benediktiner kennen. (S. o. 46ff.). Das hat wohl auch seine besonderen Gründe. Die Gymnasien der Orden, für die Jesuiten etwa ab dem mittleren 16. Jahrhundert, waren grundsätzlich nur von Knaben und Jünglingen besucht. Das galt für damals selbstverständlich auch für die Ordens-Universitäten. Wenn man dort auch auf den eigenen Schulbühnen so viel und so gerne und mit erstaunlicher Themenfülle „Theater“ spielte (. . . *friget enim sine theatro poesis*, hieß es doch), so gab es dabei ausnahmslos keine Frauenrollen, die von weiblichen Rollenträgern etwa dargestellt worden wären. Das blieb bekanntlich so bis in unser 20. Jahrhundert herein¹¹.

¹¹ So durfte z. B. in einer Schultheater-Aufführung von Shakespeares „Macbeth“ am Bischöflichen Knabenseminar (humanistisches Gymnasium) Collegium Petrinum zu Linz a. d. Donau um 1926 (wenn ich mich recht erinnere) kein Mitschüler die gewissenlos-machtgierige Lady Macbeth als Frauenrolle mimen. Der Text war von einem geistlichen Lehrer dort so umgeschrieben, daß Mordplan und Durchführung in den Händen eines „Onkels“ von Macbeth lagen. Auch „Das Leben ein Traum“, aus

Auch in dem sehr umfangreichen Job-Spiel nach der – bisher ungedruckten – Hs clm 2202 der Bayerischen Staatsbibliothek München (fol. 68^r–180^r) kommt wohl gerade deswegen unter der großen Anzahl von Rollenträgern die *uxor Job* überhaupt nicht vor, wiewohl sie so deutlich im Buche Hiob selber, dort auch eindeutig negativ gekennzeichnet, vorgestellt ist. Der Bearbeiter des Stoffes „brauchte“ diese *uxor Job* nicht. Sie erschien ihm als nicht so „heilsbedeutsam“, daß er ihren Zweifel am Sinn der Geduld, ihre Ablehnung eines unverschuldeten Leidens usw. nicht durch die „nicht mögliche“ Frauengestalt, sondern durch viele andere Gegenmächte darstellen konnte, aus den Apokryphen auch diesbezüglich nichts übernahm. Es sei denn, man rechnet dazu den *Angelus Custos*. Der predigt Gottvertrauen, Glauben und Geduld. Schließlich holt er (wie im *Testamentum Jobi*, Kap. LII) den Vielgeprüften auch als freundlicher Todesengel heim in die ewige Verklärung.

Wenn aber – um bei diesem lateinisch-deutschen Jesuitentext in Bayern zu verbleiben – „Frauengestalten“ aufgenommen sind, dann eben nicht als „Frauen“ und als weibliche Rollenträger. Vielmehr sind es Gestalten aus einer – den humanistisch erzogenen Knaben und Jünglingen als Bildungsgut geläufigen – antik-heidnischen Gegenwelt. Es sind hier *Circe* wie *Medea* als eindeutig so verstandene und wohl auch nach Kostüm, Gestik und Mimik vorgestellte Negativ-Allegorien. Im besonderen Falle laufen sie (z. B. im V. Akt, 6. Szene = fol. 160^v–164⁴) deutsch und damit dem viel umfangreicheren lateinischen Text parallel.

Des weiteren fehlt hier auch das Aufspielen der Musikanten vor dem unglücklichen Job und auch das durch Satanslist erfolgte *miraculum* der Dankesgabenverwandlung in Gold. Es fehlt auch die Begegnung der reich Beschenkten mit der darob noch mehr über ihr Schicksal erbitterten *uxor Job*.

Allerdings ist es nicht so, daß das „Musische“ (wenn auch nicht unmittelbar mit Instrumentenspielern) etwa ganz fehlte. Es tritt sogar mehrfach auf in Gestalt von Bettlern und Armen. Die ziehen etwa zwischen dem I. und dem II. Akt von Haus zu Haus. An einem werden sie hart abgewiesen: fol. 90^v: *Ich gib euch nichts, ziecht nur baldt*

P. Calderon de la Barca (1600–1681) „La vida es sueño“ übersetzt, war so umgearbeitet aufgeführt worden, daß es keine Frauenrolle darin gab.

ab / für solche Gsellen ich nichts hab . . . Der Sprecher der Bettler, auch ein „Hans“ darunter, wirft dem Diener Hartherzigkeit und Unverstand vor, weil er sie als *faule lumppenleit* beschimpft habe. Doch sie erhalten allesamt gar nichts, nicht einmal *ein hörtes rauches broth*. Deswegen gehen sie vor das Haus des Job, zu dem sie aus Erfahrung Vertrauen haben und von dem sie denn auch reich bewirtet werden. Also bedanken sie sich mit dem *Vergelt es Gott* und einer spricht den Dank für alle aus:

*Last Vns deß Jobs barmhertzigkeit
Geniessen vnnd sein mildihait¹²
loben vnnd preisen Vberall
Mit liebliches gesanges schall.*

Auch der arme Hans ruft dazu auf (94^o):

*Last Vns Ihm als dem frommen Job
Ein lietlein singen Im seinen lob.
Last Vns Got für in rieffen ahn
Der dieses Vergelten khan.
Von Job wöllen wir singen
aus danckhbaren gemieth
Vnser stim neues erklingen
Von des Jobs grossen giete . . .*

Dieses Singen wird breit in deutscher Sprache ausgeführt. Es dient gewiß zur Auflockerung nach dem langen, für viele Zuschauer aus dem bürgerlichen Kreise entsprechend schwierigen lateinischen Text des I. Aktes vor dem wiederum lateinischen des II. Aktes. Dabei bleibt dieses deutsche Zwischenspiel der Armen, der Bettler mit ihrem Lob auf Job und ihrem Singen zu seinem Ruhm ohne unmittelbare lateinische Entsprechung.

Ein Apokryphes wie in dem von uns aus dem mitttelenglischen wie aus dem französischen des späteren 15. Jahrhunderts herangezogenen Motivenschatz des Job-Spieles ist im Jesuitentext des mittleren 17. Jahrhunderts aus der Bayerischen Staatsbibliothek nicht gegeben. Von hier aus kann also keine unmittelbare Einwirkung auf die slowenischen, nur in rezenten Überlieferungen faßbaren Lieder und Legenden kommen.

¹² Dieses Wort *mildihait* ist hier in der Mitte des 17. Jh.s noch ganz in jenem Sinne von „Freigebigkeit“, der „offenen Hand für den Bedürftigen“ verwendet wie dies das mhd. *milte*, *milthaft* besagte.

Zu jenem französischen Text, der mit etwa 1480 datiert wird, besteht ein mehrfach schon herangezogenes eigenartiges Bild- und Schriftzeugnis gleichfalls aus Nordfrankreich¹³. Es handelt sich um eine Bilder-Scheibe aus der Kirche Saint Patrice in Rouen, die in den Anfang des 16. Jahrhunderts gehört. Sie stellt Job dar, wie der Patriarch auf seinem *sterquilinium* sitzt und dabei „ein Stück Gold an drei Musikanten verschenkt, die eine Flöte, eine Geige und eine Laute spielen“. Dazu als Inschrift:

Satan réduit le bon Job en grand misère

Et sa femme en sa colère

Insulte méchamment à sa simplicité.

Man nimmt an, daß der Bildinhalt der Scheibe von Rouen die vorhin geschilderte Szene wiedergibt. Hier spiegelt sich also – wie so oft in der zeitgleichen Buchmalerei¹⁵ – ein *mystère* auf einem „immer präsenten“, also auch ablesbaren verständlichen Glasbilde in einer dem vermuteten Ursprung des szenenreichen geistlichen Spieles räumlich nahen Kirche.

Es gelingt Satan nicht, die Geduld des Job ins Wanken zu bringen. Also bedient er sich der alten List Luzifers, über das Weib den Mann wie im Anstiften der Ur-Schuld im Paradiese zu Fall zu bringen. Hier aber die Teufelsverkleidung nicht als „Schlange“ wie noch immer im geistlichen Volksschauspiel etwa der Steiermark und Kärntens von heute¹⁶, sondern als Bettler, als *pauvre*, *begger*. Ihm schenkt Job jene *vers de terre*, die sich in Gold verwandeln. Das wiederum erbittert das Weib, daß sie ihren Mann auch in der apokryphen Szene so verflucht wie im Buche Hiob 2,9 in den Tod. Der Vergleich zum Bilde des

¹³ J. Lafond, Communication sur Job et les musiciens. (Bulletin de la société nationale des antiquaires de France. Paris Jahrgang 1957, 183–184). Es handelt sich dabei um einen Sitzungsbericht, nicht um einen ausführlichen Aufsatz.

¹⁴ Der französische Text dieser Scheibe aus Rouen bei G. N. Garmonsway - R. R. Raymo, A Middle English Metrical Life of Job (s. o. Anm. 6), 82, Anm. 3.

¹⁵ Eine Fülle von Beispielen solcher Bezüge vermerkt der französische Ikonograph L. Réau, Iconographie de l'art chrétien. Bisher 6 Bände, Paris 1955–1958. Im besonderen für unser Job-Thema siehe Band II/1, 1956, 311–318.

¹⁶ L. Kretzenbacher, Schlangenteufel und Satan im Paradeisspiel. Zur Kulturgeschichte der Teufelsmasken im Volksschauspiel. Sammelwerk: Masken in Mitteleuropa. Volkskundliche Beiträge zur europäischen Maskenforschung, hrsg. v. L. Schmidt, Wien 1955, 72–92, 4 Abb.



Fig. 8. Job und sein Weib. Im Hintergrunde das „Feuer vom Himmel“ und Herdenraub-Feinde. Deutscher Holzschnitt aus einer Bibel von Straßburg 1485.

„Meisters der Sankt Barbara-Legende“ zu Köln, datiert mit 1485 (s. Tafel 15), liegt durch die dortige Simultandarstellung des Szenenablaufes ebenso nahe wie jener zur Gestaltung auf Albrecht Dürer's „Jabach-Altar“ von etwa 1504.

Des weiteren aber nimmt auch M. J. Lafond¹⁷ an, daß die drei Musiker hier an die Stelle der „gelehrten und verehrten Freunde“ des Job getreten seien. Das sei jedoch nicht aus Mißverständnissen entstanden, sondern sehr bewußt gefaßt im Gegenüber der beiden Dreier-Gruppen. Solcherart bezeuge dies schon eine Buchmalerei in den *Heures d'Etienne Chevalier* aus der Zeit zum 1450. Sie dürfe als das älteste Beispiel unseres Themas gelten.

Das Motiv der Verwandlung von Wunden-Räude (an Stelle der „Würmlein“, *črvički* in jenen slowenischen Liedern und Erzählungen) in Gold ist also nicht aus dem Buche Hiob und auch nicht aus seiner bedeutendsten, wenn auch zeitlich noch immer im Ansatz

¹⁷ S. o. Anm. 13, 184.



**¶ Hoe Job berispt wozt/dat hi hem seinen wäshet / en
supuerhet toeschijt.**

Fig. 6. Job (ohne Beulen) belohnt zwei Musiker. Neben Triangel schlagender Putto.
Aus einer Bilderbibel von Löwen 1550.

umstrittenen (Ende des 5. Jh.s vor Christus, 1. oder 2. Jh. nach Christus) „Auslegung“ im apokryphen *Testamentum Jobi* herzuleiten. Dennoch muß es zumindest im ausgehenden 15. Jahrhundert, zeitgleich also mit der Niederschrift des mittellenglischen Textes, im europäischen Westen „geläufig“, auch von Bildwerken für den Betrachter „ablesbar“ gewesen sein. Es muß auch noch lange als Bildszene „nachgewirkt“ haben.

So z. B. auf dem Mittelteil des St. Job-Altares vom Meister der Barbara-Legende“, der sich zu Köln im Wallraf-Richartz-Museum befindet. Das Gemälde (Inv.-Nr. 412) wird zeitlich „um 1485“ angesetzt. Für die Suche nach den apokryphen Beigaben zur Darstellung von Leben und Leid des Job ist es immer wieder herangezogen wor-



Fig. 9. Job auf dem Misthaufen und drei Musiker. Aus einem französischen Stundenbuch, Paris um 1496.

den¹⁸. Die Geschichte ist hier tatsächlich in aller Ausführlichkeit auf der Simultan-Szenerie wieder gegeben. Neben Einzelszenen (Gott und der Satan schließen den Pakt über Job; Job und der Engel; Job's Sterben; seine Geduld gegenüber dem keifenden Weibe) stehen drei Szenen in einer deutlich erkennbaren Abfolge im Bildvordergrunde bzw. in der oberen Bildmitte (Tafel 15): 1. der geschwänzte Fratzenkopf-Satan peitscht den nackt mit gefalteten Händen da sitzenden Job; 2. drei Musiker hatten dem nackten Leidenden auf seinem Misthaufen mit ihren Blasinstrumenten aufgespielt; zwei von ihnen tun es noch; der dritte hält sein Instrument abgesetzt in der Linken, kniet mit aufgehaltener Rechter vor dem Unglücklichen, der mit seiner Linken an die Brust greift, mit der Rechten aber bereits dem Musikanten eine „Dankesgabe“ in die hohle Hand gleiten läßt. Auch wenn sich die dunkel gemalte Gabe nicht genau erkennen läßt, so sind es unverkennbar nicht „Würmer“. Vielmehr ist es ein braunes

¹⁸ V. Denis, Tafel II und 262f.; dazu: Verzeichnis der Gemälde des Städtischen Museums Wallraf-Richartz zu Köln, Köln 1905, Nr. 422, 901: „... weiter rechts betastet er (Job) seine Wunden und gibt den Musikanten Geld“.



Fig. 10. Job und zwei Musikanten. Französischer Holzschnitt, Lyon 1527.

Gegenständliches, das durchaus einem Schorf der Eiterbeulen entsprechen könnte. Daß die drei Bläser-Musikanten diese „Gabe“ in einer 3. Teilszene hinter buschigen Bäumen als (bereits Gold-) „Lohn“ für ihr Ständchen der Frau des Job zeigen, kann man gewiß nicht mehr bezweifeln.

Von den so zahlreichen Bilddarstellungen zwischen Mittelalter und Barocke zumal in Westeuropa, die Job und die Musikanten als Thema weisen, hat kaum je eine die legendar-apokryphe Geschichte so deutlich erzählt wie dieser Flügelaltar von etwa 1485. Denn zumeist ist überhaupt nur die Begegnung zwischen Job und den Musikanten dargestellt.

Auf anderen Bildwerken, so z. B. in einer französischen Buchmalerei¹⁹ ist es zwar Job, der irgendeinen (für den heutigen Betrachter

¹⁹ V. Denis, Tafel X, Paris, Nat.-Bibl., f. fr. 1226, fol. 40^r; dazu ebenda 272. Diese Hs. enthält u. a. eine Dichtung, die unter dem Namen eines Pierre de Nesson mit dem Titel *Paraphrase des IX leçons de Job* oder auch *Les Vigiles des morts* geht. Die französische Forschung nimmt an, daß damit der Besuch der biblischen Freunde (Philosophen) Eliphaz, Baldad und Sophar gemeint seien, die dem Unglücklichen ein kleines musikalisches Ständchen darbrachten. Das würde zu einer Regieanweisung in

nicht sofort erkennbaren) Dank-Gegenstand den drei Musikanten (Kithara, Portativ-Kleinorgel, Knickhals-Laute) mit seiner erhobenen Rechten als nackter Mann vom Misthaufen aus entgegen hält. Ob es Würmer sind oder Schorf oder ein Geld-(Gold-)Stück, bleibt ungewiß²⁰. Die Vorweisung des „Lohnes“ an das darüber so besonders erregte Weib fehlt hier wie auch sonst vollständig. Immerhin sei auf den Holzschnitt eines fränkischen Meisters verwiesen, der die Szene als eine Art „Votivbild“ gestaltet²¹, wenn im Bildvordergrund links zwei deutlich „Pestkranke“, über und über mit Beulen bedeckte, mit betend erhobenen oder gefalteten Händen knien. Übergroß in der Bildmitte der auf dem ganzen Körper (nur die Lenden sind von einem Mantel umhüllt) mit kreisrunden Eiterbeulen übersäte Job, seine Hände gefaltet, während ihn ein schrecklicher, drachenflügeliger, Spitzohren und Krallen zeigender Satan mit einer dreischwänzigen, in echerne „Skorpione“ auslaufenden Peitsche geißelt. Rechts auf diesem zwischen 1480 und 1500 anzusetzenden Holzschnitt Job auf dem Misthaufen. Drei Bläser spielen ihm auf. Er hält ihnen die Rechte (mit einer Gabe?) entgegen. Hinter den Dreien das Weib. Doch ist nicht auszunehmen, ob sie wie Hiob 2,9 den Ausgestoßenen verspottet oder mit den Musikanten über die (nicht erkennbare) „Gabe“ sprechen wird. Immerhin sind hier auf dem

einem französischen Spiele, einem (ziemlich späten allerdings!) *Mystère de Job* (Paris, Nat.-Bibliothek, fonds français 1774, fol. 155) stimmen: *Les amis* (bezogen auf die Rollenträger *personnes amies*) *vont querir les bestez et menent a Job et sonnent les instruments*. Nach A. Piaget-E. Droz, Pierre de Nesson et ses œuvres. Paris 1925, 107.

²⁰ Behauptet wird (V. Denis 272f.), daß Job auf dieser Miniatur ein kleines „rundes Scheibchen aus Gold, in der Mitte durchlocht“ (*une rondelle en or et percée au centre d'un petit trou*) den Musikern hinhalte. Da man bis heute (1952) keine solchen in der Mitte durchlochten mittelalterlichen Münzen gefunden hat, sei dieses Detail ein Beweis dafür, daß es sich um ein Goldstück handeln müsse. In der Tat verwenden die französischen Autoren jener Zeit nicht nur den Ausdruck *croix et oile*, um Geldstücke zu bezeichnen, sondern auch die Worte *rouelle* und *roelle*. Vgl. dazu (im Zusammenhang mit den Wallfahrer-Münzen am Kultort für St. Job zu Wesemael) V. Denis 260. Man vgl. die damaligen Benennungen für die gängigen Münzen: flandrisch *kruisje*, deutsch *Kreuzer*, port. *crusado* usw.

²¹ Vgl. bei V. Denis auch die Bildtafeln XIII, Lukas von Leyden, um 1510; XIV, aus der Schule dieses Meisters (wenn es nicht von der Hand seines Bruders stammt); XV, ein niederländischer Meister, um 1500/1510; XVI, Job, sein Weib und zwei Musikanten von Bernard van Orley, 1521; XVII, ein flämischer Holzschnittmeister, Löwen/Louvain 1550 (Fig. 6; vgl. auch Fig. 9, 10).

Holzschnitt aus Franken zwischen 1480 und 1500²² zwei Patronate des Job vereint dargestellt: eines als Pesthelfer und eines als „Patron“ der Musiker. Das entspricht genau den Auffassungen jener Zeit.

Das Mißverständnis des erregten Weibes (mittelenglischer Text, Vers 127–129), Job habe in seinem Elend auf dem Misthaufen noch verborgenes Geld, Gold, ist verständlich. Das Motiv kehrt ja auch noch in der rezenten, erst 1967 in der westslowenisch-frülanischen Rezija aufgezeichneten Version wieder (s. o. 138 f.).

Man kann nicht beweislos annehmen, es könne ein zeitlich nicht näher bestimmbarer Anonymus dieses Motiv der Verwandlung von Würmern oder Beulenwundenschorf in Gold zum Dank an die Musikanten sozusagen frei erfunden haben. Andererseits bleibt mangels jeglichen Anknüpfungspunktes im biblischen Hiob wie in der „Auslegung“ durch das manchmal als „essenisch“ bezeichnete apokryphe *Testamentum Jobi* doch wohl nur die Vermutung, daß irgendeinmal einer dieses Motiv aus ansonsten breiten Volksüberlieferungen über miraculose Gegenstand-Verwandlungen für die Job-Szenerie als eine für Zuhörer, Zuschauer, Bildbetrachter aus dem „Volke“ sogar passende, deshalb gerade auch von Fahrenden, Vaganten, Musikanten usw. geschickt gewählte Innovation geschaffen hatte. Das kann bereits sehr früh erfolgt sein. Unbegreifbar bleibt die „Gabe“ als solche an die Musikanten bereits auf den Job-Wallfahrer-Münzen (niederländ. *teekens*) der südlichen („burgundischen“) Niederlande, im flämischen Wallfahrtszentrum für St. Job zu Wezemaal. Sie sind z. T. datierbar mit 1472, 1491, „16. Jahrhundert“²³. Unverkennbar auf der einen mit ihrer Inschrift *Sinte. Job van. Wesemale bidt. voor ons* die runde Münze mit dem Kreuz darauf²⁴. (S. Figur 7).

²² V. Denis, Tafel IV, 265. Aus dem Kupferstichkabinett Berlin.

²³ Fünf von ihnen abgebildet bei V. Denis, 1952, Tafel I und Text 259 f.

²⁴ Die Datierung einer dieser Münzen (V. Denis, Tafel I, 4) bei K. Vötterle 226 mit „Wallfahrtsmünze des 10. Jahrhunderts aus Wezemaal“ beruht auf einem Druckfehler. Es muß heißen: 16. Jh. – Vgl. dazu noch: M. Marcel, *Médailles de St. Job vénéré à Wesemaal*. (Revue belge de numismatique 1937, 39–48); A. Erens, *De eeredienst van Sint Job te Wezemaal*. (Eigen Schoon en De Brabander, 1939, 1–12). An Verehrungsstädten für St. Job in Flandern und Brabant verzeichnet V. Denis (259, A. 1) nur noch Hingene (Malines), Lohirville (Aubel), Melen (Liège-Lüttich), Mellet (Charleroi), Schoonbroek (Areendook), Uitkerke (Bruges-Brügge).

Eine „Gabe“ an die in der mittelalterlichen Gesellschaftsordnung zu unterst Stehenden, an die Ärmsten, die Verachteten, an die den *ioculatores, mimi, vagantes, scurrae, saltantes, saltatrices* in der öffentlichen Minder-Wertschätzung fast immer Gleichgestellten, an die Musikanten also, noch dazu überreicht aus der Hand „ihres“ Patrons, der vielleicht neben seiner Aufgabe als himmlischer Arzt in irdische Verzweiflung stiftenden Ekel-Erkrankungen eben deshalb der Patron dieser Ärmsten, nirgends Angesehenen geworden war, weil er selber nach dem Zeugnis der Bibel ein Ausgestoßener, von Gott aber gleichwohl Geliebter, und schließlich wieder Erhöhter war: das mußte „erzählwirksam“ sein. Es wurde doch wohl vorgebracht im Unterhaltsamen des Programms solcher Fahrender, auch zwischen dem Aufspielen mit deutlicher Absicht auf ein Lockern der Gebefreudigkeit. Letztlich wirkte es auch beim Vergleich mit Job in Mysterienspiel und Schau-Prozession als einem „Vorbilde Christi“ in seinem Leiden, Dulden, Verachtetsein, Obsiegen.

Auf solch ein Menschliches, vielleicht sogar einen Sozialappell in der betonten Schilderung der geradezu überschwänglichen Armenfürsorge des Job im Glücke und wiederum nach seinem Leide²⁵ waren doch wohl auch die Apokryphen zum Hiob-, „Vorbilde“ der Bibel aus, wie sie in vielen Sprachen des Vorderen Orients und des Ost-Mittelmeerraumes auf syrisch, arabisch, griechisch umliefen. Von dort aus dürften sie ja auch in die maurisch-arabisch-spanische Welt des Westens, hier dem Latein parallel laufend, gekommen sein. Hier haben sie ihre Spuren deutlich genug hinterlassen²⁶. Von Spanien aus konnten sie weiterwirken nach Frankreich und nach England, unmittelbar aber über das West-Mittelmeer nach Italien.

Diese Art Apokryphen konnte sich im Nahen Orient wie im äußersten Westen mit jeweils Heimischem in einer nochmals unlösbaren Verschmelzung verbinden. Denn einerseits sind sowohl gedank-

²⁵ Vgl. im *Testamentum Jobi* die Kapitel X, XI, XV, XLIV, XLV. F. Guillen Robles, (Hrg.), *La estona y recontamiento de Ayub, de sus pruebas y de su paciencia*. In: *Leyendas Moriscas I*, Madrid 1885, 225–311. Reihe: *Leyendas Moriscas sacadas de varios manuscritos existentes en las bibliotecas national, real y de D. P. de Gayangos*. Die *Leyenda morisca* enthält auch die Geschichte, daß Engel den Job in den Himmel holen. Auch Erzengel Gabriel und der Satan, wie sie im französischen Mysterienspiel um Job vorkommen, sind hier entnommen. Vgl. dazu:

²⁶ A. Hausen, *Hiob in der französischen Literatur* (s. o. S. 49, Anm. 3), 52f.

liche Verbindungen zur Askese-Lehre des frühen Mönchtums in der Körperverachtung des extrem „Nur Gott Suchenden“²⁷ zu erkennen. Der sieht – etwa in den Randerscheinungen der Wüstenmönche, Höhlen-Anachoreten, Styliten – in jedem Lebewesen, also auch in den Würmern auf ihrem beulenbedeckten, schwärenden Leibe ein „Gottesgeschöpf“ und will es nicht nur nicht entfernen, sondern immer neu an die Wunde anlegen. Zum andern sind es, in der Umschau um den mittenglischen Text von der Forschung herangezogen²⁸, gerade auch irische Parallelen zu solcher Askese der keltischen Clans im Mönchsgewande, die erzählwirksam werden. Sie beziehen in den von „Wundern“ erfüllten Legenden um irische Asketen den Anruf für eine *imitatio* im Leiden zur Läuterung mit ein wie Job, der ausgestoßen litt und duldete, bis Satan überwunden war und Gott ihn wieder erhöhte, zu sich nahm.

Als noch weitere Möglichkeiten einer Neuprägung, die freilich im einzelnen noch nicht für unseren Sonderfall des Job und seiner „Dankesgabe“, die aus Ekligem zum irdisch Begehrtesten, zum Golde wird, nachgewiesen werden konnte, kommen jene Motive hinzu, die eben *mutatio miraculosa* bedeuten. Sie sind im gesamtabeländischen Erzählschatz, der tausendfach mit jenem des Morgenlandes zumal im Mittelalter verquickt erscheint, in Überfülle greifbar, für jeden verwendbar. Sie waren volkläufig und sind es durch Jahrhunderte geblieben²⁹.

Es ist jeweils ein Unscheinbares, Übersehenes, vielleicht sogar anfänglich Verachtetes, das sich eben *per miraculum* in ein höchst Be-

²⁷ Vgl. zu dieser Geisteshaltung: J. Lacarrière, *Les hommes ivres de Dieu*, Paris 1961; deutsch von S. Summerer-G. Kurz übersetzt als „Die Gott-Trunkenen“, Wiesbaden 1967; J. Décarreaux, *Les moines et la civilisation en occident*. Grenoble (o.J.); deutsch von L. Voelker, *Die Mönche und die abendländische Zivilisation*. Wiesbaden, lt. Imprimatur 1964. W. Nigg, *Der christliche Narr*. Zürich-Stuttgart 1956, bes. 27–62, Simeon von Edessa.

²⁸ Eine reiche Auswahl von Literatur zu solchen irischen Mönchs- und Askese-Legenden, die ihrerseits wieder einen Teil der weit im gesamten Abendlande umlaufenden lateinischen Legenden und Histörchen um Priester und Laien, Mönche und Asketen bilden, bei: G. N. Garmonsway – R. R. Raymo (s. o. A. 6) 86 u. A. 1.

²⁹ S. Thompson, *Motif-Index of Folk-Literature* II, 1933, 37–38; R. S. Boggs, *Index of Spanish Folktales*. Helsinki (FFC 90) 1930, 181; C. A. Williams, *Oriental Affinities of the Legend of the Hairy Anachorite*, 1925, 11.

wertetes, in eine vorher kaum vorstellbare Wunscherfüllung verwandelt. Hierher zählen aus dem germanisch-deutschen Überlieferungsschatze jene zumal in Thüringen im frühen 19. Jahrhundert aufgezeichneten³⁰ Sagen um die (ambivalente!) Frau Perchta. Sie hatte durch einen einfachen Mann, einen Handwerker, Bauern u. ä. einen Schaden an ihrem Wagen, an einem hölzernen Ackergerät z. B. richten lassen. Dabei sind Holzspäne abgefallen. Genau die überläßt sie den begreiflicherweise zunächst enttäuschten Helfern als (manchmal ausdrücklich verschmähten) „Dank“, bis sie des Verwandlungswunders inne werden, daß die wertlos erschienenen Holzspäne zu reinem Golde wurden³¹.

³⁰ J. Grimm, *Deutsche Mythologie* (1835), Neudruck der 4. Auflage von Berlin 1875–78 zu Graz 1968, eingel. v. L. Kretzenbacher, Band I, 228f.

³¹ H. Günter, *Psychologie der Legende. Studien zu einer wissenschaftlichen Heiligen-Geschichte*. Freiburg i. B. 1947, 126f.; dazu für den ostalpinen Überlieferungsraum L. Kretzenbacher, *Legende und Sozialgeschehen zwischen Mittelalter und Barock*. (SB der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Kl., 318. Band, Wien 1977, bes. Das Rosenwunder der Armenbrote, Abb. 9: das Rosenwunder der Beatrix von Mariahof, Steiermark, Gemälde Anf. 16. Jh.). Zur eigenartigen Motiv-Entwicklung dahingehend, daß die Sozialgaben der Vornehmen, Adelligen zum Rosenwunder werden, die von den sozial niedrig Stehenden (die hl. Dienstmagd Notburga von Eben in Tirol), den noch Ärmeren als Brot zugedacht, seltsamerweise bei ihrer Entdeckung zu Hobelspänen werden, vgl. L. Schmidt, *Die Beatrix-Legende von Mariahof in der Steiermark*. SW des Verfassers: *Die Volkserzählung*. Berlin 1963, 257.

Ausklang

Das Schicksal des von Gott hart geprüften, vom Satan als dem Inbegriff alles Feindlichen, Widerwärtigen, Bösen geschlagenen, doch alles über ihn gekommene Leid „bestehenden“ und also in Gottes Vatergüte wieder aufgenommenen Menschen war Schau auf die *conditio humana* vom Anfang der Gestaltung des alttestamentlichen Buches „Hiob“ an. Das begann rund ein halbes Jahrtausend vor Christus. So betrachtet blieb es auch im Bereich des Judentums, des Christentums aller seiner Einzelausprägungen und zumindest in bedeutenden Teilen auch des Islam. Darüber hinaus ist es zeitlos gültige Mahnung. Es ist Zeugnis der Theodizee für die „Gläubigen“ welcher Art Gottverbundenheit auch immer. Für die anderen bleibt es einprägsames Sinnzeichen des „Geworfenseins“ eines jeden vor ein letztlich unerwartetes, unentrinnbares Schicksal. So verharrt es auch im Grunde unverändert über die so vielfältig aufgegliederten „Hiobs-Erinnerungen“ des „Volkes“ zwischen seinem begrenzten Wissen um das kanonische Buch und über die jenem zugewachsenen Apokryphen und die über beide hinwegwuchernden Einzelgeschichten und Szenen zwischen Mysteriendrama, Schultheater und geistlichem Volksschauspiel, zwischen Heilsuche und Beschwörung des selber heillos Erscheinenden, Unheil Ertragenden zur Trostgewinnung beim himmlischen Arzte Job, zwischen Liedsang, Erzählüberlieferung und Bildgestaltung in der alten Hochkunst, in fortdauernder volkstümlicher Bildfreude und im Künden durch Kunst auch bei den ganz Großen. Die Sonderpatronate sind es, die St. Job, den nur vom „Volke“ Kanonisierten, als Helfer zumal in Seuchen als Leibesnöten erwählt werden ließen; die ihn, den am Rande Stehenden, Ausgestoßenen sich jenen zuwenden ließen, sich ihn als Standespatron der Verachteten, auch an den Rand Gedrängten, der Musiker erkoren hatten. Manche von den Meistern führen in einer Schau auf das zeitlos Gültige im „Hiob“ gleichwohl selber wieder zeitgebunden und subjektiv empfindend in eine phantastisch-dämonische Welt. Andere erleben dieses Buch eines „Menschenschicksals“ in ihrer Auslegung ekstatisch, auf jeden Fall visionär. So stehen hier neben all dem eher „Volkstümlichen“, das uns in einem weiten Kult-

raum der Job-Verehrung vornehmlich beschäftigt hatte, die einundzwanzig Kupferstiche eines William Blake (1757–1827) nicht minder erregend als die erschütternde Bronzeplastik des Kroaten Ivan Meštrović (1883–1962), seines „Job“ von 1946 oder die vierzehn Kupferstiche „Das Drama Hiob“ aus dämonenumtobter Zeit von 1917 im Werke eines Oskar Kokoschka (1886–1980), eines, der aus „unserem Raume“ kam, seinen „Hiob“ erlebte und ihn jener Welt schenkte, der er selber angehört.

Abbildungsverzeichnis

Textabbildungen

- Fig. 1: Romanische Buchmalerei zu Gregorius Magnus, *Moralia in Job*. Ottobeuren, um 1150. Nach T. Brandis, Zimelien. *Abendländische Handschriften des Mittelalters aus den Sammlungen der Stiftung Preussischer Kulturbesitz Berlin*, Katalog Wiesbaden 1975/76, Nr. 64, S. 117.
- Fig. 2: Job, sein Weib und der geißelschwingende Satan. Deutscher Holzschnitt aus dem „Schatzbehalter“, gedruckt zu Augsburg bei Guenther Zainer, um 1473.
- Fig. 3: „Sathan pyniget Job.“ Satan und das Weib des Job, hier gekrönt als „König von Hus“ (Hiob 1,1) schlagen den Dulder. Niederländisch-deutscher Holzschnittmeister, um 1480. Nach H. Naumann, *Die Holzschnitte des Meisters vom Amsterdamer Kabinett zum „Spiegel menschlicher Behaltnis“*. Straßburg 1910.
- Fig. 4: Deutscher Holzschnitt um 1490: St. Job (Bandinschrift: *O du heyliger Sand Job*) mit Schwären (als „Aussätziger“, *leprosus*?) bedeckt, betet zur segnend sich ihm zuneigenden Gottheit. Zwei gleichfalls mit Beulen Behaftete beten kniend zu ihm als Helfer. Nach L. L. Bessermann, *The Legend of Job in the Middle Ages*, 1979, Abb. 16.
- Fig. 5: Titelblatt des Neudruckes eines spätmittelalterlichen französischen Mysterienspiels „La Patience de Job“, Paris 1570 bei Simon Calvarin.
- Fig. 6: Job (ohne Beulen, Weib und Freunde) belohnt zwei Musiker (Dudelsackspieler und Flötist mit Einhandtrommel). Neben an ein Triangel (Rassel)schlagender Putto. Aus einer Bilderbibel, gedruckt zu Löwen 1550 bei B. van Grave.
- Fig. 7: Hiob und zwei Musiker. Wallfahrtsmünze des frühen 15. Jh.s aus Wezemaal in Flandern. Umzeichnung von Frau Maria Leiner, Oberrestaurator, Graz, 1986.
- Fig. 8: Job auf dem Düngerhaufen mit seinem Weibe, das ihn zu trösten scheint. Im Hintergrunde das „Feuer vom Himmel“ und Herdenräuber-Feinde. Deutscher Holzschnitt von 1485 aus einer Bibel, gedruckt zu Straßburg bei Grueningner.
- Fig. 9: Job auf dem Misthaufen und drei Musiker. Aus einem französischen Stundenbuche (*livre d'heures*), Paris, Pigouchet, um 1496.
- Fig. 10: Job mit zwei Musikanten. Französischer Holzschnitt im Stil der Renaissance aus einem *Textus Bibliae*, gedruckt zu Lyon bei Jean Crespin 1527.

Tafelbilder

- Abb. 1: Buchmalerei in der „Admonter Riesenbibel“, Salzburg, um 1140: Job, sein Weib und seine Freunde. Österreichische Nationalbibliothek Wien, Codex Vindobonensis Ser. n. 2701.
- Abb. 2: Tympanon-Skulptur des 13. Jh.s über dem Nordportal der Kathedrale zu Chartres, Frankreich. Unter dem von zwei Engeln adorierten Jahwe als christlicher „Gottvater“ im Kreuznimbus wird Job in Gegenwart seines Weibes und der Freunde vom Satan gemäß Hiob 2,7 gequält „von der Fußsohle bis zum Scheitel“. Aufnahme: Collection d'Art Houvet, Chartres.
- Abb. 3: Deckenfresko des Hiobs-Geschehens in der Kirche Santa Maria della Pace zu Venedig. Aus dem Umkreis von Meister Jacopo Marieschi (1711–1794). Aufnahme Frau Oberkonservator Dr. Nina Gockerell, München.
- Abb. 4: Sandsteinrelief mit dem vom Satan geschlagenen Job auf dem Misthaufen vor seinem brennenden Hause, mit Job's Weib im Tor und zwei „Hiobsboten“. Protestantisches Steinbild aus dem alten Rathause von Mureck, Südsteiermark, um 1550. Aufnahme: M. Oberer, Bundesdenkmalamt Wien, 1986, Neg.-Nr. N 95484.
- Abb. 5: Holztafel-Epitaph für den protestantischen Gewerken Thomas Praschler, datiert 1594. (Teilstück). Das Epitaph im Museum von Eisenerz, Steiermark. Aufnahme für die Landesausstellung „Erz und Eisen in der Grünen Mark“, Eisenerz 1984, Leitung der Sonderausstellungen beim Amt der Steiermärkischen Landesregierung Graz.
- Abb. 6: Steirischer Bienenstock mit Job als Imkerpatron, 19. Jh. Aus dem Hause Latzenhofer, Schladming, Ennstal. Im Landschaftsmuseum Trautenfels, Steiermark, Inv.-Nr. 1891, Höhe 72 cm. Aufnahme: Dr. Volker Hänsel, Trautenfels, 1986.
- Abb. 7: Hochaltar-Schnitzbild des leidenden Job in der Filialkirche zu St. Job, Pfarre Fürnitz, Kärnten, um 1680. Aufnahme: Univ.-Dozent Dr. Elfriede Grabner, Graz.
- Abb. 8: Kärntner Schnitzaltar St. Job und sein Weib (Hiob 2,10). Seitenaltar rechts in der Filialkirche zu Pressegg im Gailtal, Pfarre Hermagor, um 1700. Aufnahme: Farbdi von Herrn Restaurator Walter Campidell, Feistritz an der Drau, 1986, für das Bundesdenkmalamt für Kärnten und Klagenfurt, Frau W. Hofrat Dr. Elisabeth Reichmann.
- Abb. 9: Haspel mit Wachsfaden („Docht“) aus der Sakristei des Filialkirchleins St. Job, Pfarre Fürnitz, Kärnten. Zum Devotionalritus des „Anbindens“ der „von heimlicher Krankheit Befallenen“ an die St. Job-Hochaltar-Statue (s. Abb. 7). Aufnahme 1974 für das Institut für Deutsche und Vergleichende Volkskunde an der Universität München, Dia-Sammlung.

Abb. 10: Bienenstock-Stirnbrettchen (slowen. *panjska končnica*) aus Oberkrain (Gorensko) mit Job und Weib, Geiger und Bienenhaus. Datiert 1866. Ethnographisches Museum Ljubljana, Inv.-Nr. 2468. Museumsaufnahme.

Abb. 11: Bienenstock-Stirnbrettchen mit Job und Weib, Geiger und Bienenhaus, dzt. im Österreichischen Museum für Volkskunde Wien. Aufnahme Wien 1986.

Abb. 12: Unterkärntner Bienenstock-Stirnbrettchen, datiert 1896: Job auf dem Misthaufen (im Heiligenschein) empfängt eine „Hiobsbotschaft“. Größe: 13,3 mal 32,1 cm. Landesmuseum für Kärnten, Volkskunde-Abteilung. Aufnahme: Ulrich Peter Schwarz, Landesmuseum in Klagenfurt 1986.

Abb. 13: Bienenstock-Stirnbrettchen an einem Bienenvölker-Großstand im Seeland, Jezersko, Oberkrain. Links das Dreieck mit dem „Auge Gottes“ als Dreifaltigkeits-Symbol, datiert 1818. Rechts: der leidende Job und sein spottendes Weib zwischen Wohnbau und Bienenhaus. Datiert 1891. Dazu Inschrift: *SV. JOB OBVARUJ MI ČEBELCE* (St. Job, beschütze mir die Bienchen). Aufnahme Leopold Kretzenbacher 1980.

Abb. 14: Oberkrainer Bienenstock-Stirnbrettchen mit Job, seinem Weibe und einem Geiger vor einem Bienenhause. Datiert 1859. Aufnahme aus dem Imker-Museum (Čebelarski muzej) zu Radovljica (ehem. Radmannsdorf), Krain (Gorensko).

Abb. 15: Job in seinem Leiden. Simultan-Darstellung des biblischen wie des apokryphen Geschehens um den „Dulder“. Tafelbild des „Meisters der Barbara-Legende“, Ende des 15. Jh.s, im Wallraf-Richartz-Museum zu Köln. Aufnahme: Rheinisches Bildarchiv Unter-Sachsenhausen, Köln 1. Neg.-Nr. 106143.

Abb. 16: Job, sein Weib, zwei Musikanten vor der Stadt. In den Kleinszenen Bilder aus der Pestzeit des Spätmittelalters. Ganzseitige Handschrift-Illumination in Farben von Meister Albrecht Glockendon d.J. 1535 für das Gebetbuch des Herzogs Wilhelm IV von Bayern. Handschrift 1880 der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien, fol. 83^v. Aufnahme ÖNB BA 90359, 1986.

Register

Personen

- Aaron 32
Abraham 84, 100
Absolon 100
Agatha, hl. 9
Aichler, Wenzel 107
Amaltheias Horn 151
Ambrosius 84
Amon 100
Angerer, Franz 71
Angelus custos 167
Antonius, Abbas 11
Aristoteles 58
Arnoldus van Harff 26
Augustinus 11
Aurhaym, Heinrich 45
- Bader, Karl 65
Bildad von Suab 36, 108, 150, 155, 162
Barbara-Legende, Meister der – 171
Baumgarten, Amand 72
Beleth, Johannes 85
Bellini, Giovanni 88
Bernardin von Siena 86, 88
Bertesius, Johannes 57
Biechtler, Matthaeus 65
Bischoff, Bernhard 19
Blake, William 180
Bolland, Johannes 9, 87
Bonifaz IX, Papst, 87f., 90
Bosch, Hieronymus 142
Brigida, hl. 91
Burgkmair, Hans 11
- Chaczpeck, Jacobus 44
Chaucer, Geoffrey 159
Chevalier, Etienne 170
Christian IV, König 59
Christoph, hl. 9
Cicogna, E. A. 87
Circe 167
- Collinus, Matthaeus 56
Contarini, Giovanni 87
Cornaro, Flaminio 85
- Damian 15
Daniel, 7, 10, 100
David 7, 10, 84, 99
Denis, Valentin 142, 145, 147, 154
Dina 109
Dionysius 91f.
Dismas 10
Dison 77
Dominicus, hl. 88
Donati, Alessandro 58
Dürer, Albrecht 28, 52, 170
Durandus, Guilelmus d. Ä. 85
- Elias 33
Eligius, hl. 24
Eli(h)u 36, 80f., 109, 149f., 155
Eliphas von Theman 36, 80f., 109, 143, 150, 155, 162
Elisabeth von Thüringen, hl. 91
Ephräim der Syrer 107
Ezechias 99
Ezechiel 100
- Ferdinand I, König 55
Ferdinand II, Kaiser 62
Florian, hl. 93
Franz von Assisi 88, 91
- Gabriel 99
Gallicioli, G. B. 86
Galluzzi, Tarquinio 58
Georg, hl. 9, 33, 85, 91
Gerhard von St. Stephan 18
Gildas 18
Gockerell, Nina 86
Gregor der Große, Papst 12, 37, 41, 44, 46

- Grunewald, Matthias 15
 Guillermus de Magno Molendino 49
 Hedwig, hl. 91
 Heidegger, Martin 107
 Heilige, alttestamentliche 7–11, 82–86,
 100, 141, 153
 Heinrich, Meister 97
 Helka, 77, 79–81
 Hemera 150
 Hildegard, hl. 91
 Hitzinger, Peter 69
 Hojnik, Ivan 21
 Holbein, Hans d. J. 28
 Hune, Friedrich 57
 Ignaz von Loyola 62
 Isaias 100
 Jacobus maior 105
 Jakob, Altvater 32, 100
 Jeremias 7f., 83, 100
 Jobab 147, 154
 Johannes Ev. 88
 Johannes der Täufer 107
 Jonas 33, 38
 Jonathan 100
 Joseph II, Kaiser 95
 Joseph, Nährvater 7, 10, 95
 Josias 99
 Judas Thaddaeus 10
 Karl der Große 19
 Kasia 150
 Katharina von Siena 91
 Kepler, Johannes 110
 Kokoschka, Oskar 180
 Koloman von Manswerd 44
 Konrad von Friesach 99f.
 Kosmas 15
 Kotnik, Franz 120
 Kriss, Rudolf 33
 Lafond, M. J. 170
 Lamech 44
 Leo III, Papst 19
 Leonhard, hl. 138
 Leopold I, Kaiser 95
 Lombardi, Pietro 88
 Lorichius, Johannes 55, 60
 Lucia, hl. 9
 Ludwig von Toulouse, hl. 88
 Luther, Martin 59
 Lydgate, John 159
 Maria, hl. 7, 33, 45, 107, 140
 Maria Theresia, Kaiserin 31
 Marieschi, Jacopo 89
 Marquard von Lindau 42
 Medea 167
 Meiller, Albert 161
 Meštrović, Ivan 180
 Meyer, Kathi 154f.
 Michaelis, Henricus 59
 Möderndorfer, Vinko 125
 Moro, Christophorus 88
 Moses 7f., 32, 83f., 106–108
 Murillo, B. E. 28
 Napoleon 69, 88
 Narhamer, Johannes 55
 Nereus, Bruder des Job 151f.
 Nothelfer, Vierzehn 15
 Novaković, Stojan 156
 Okmar 77
 Onofri, Fedele 85
 Ottilia, hl. 91
 Pantaleon, hl. 15, 98
 Panteleimon, hl. 15, 98
 Pelagius II, Papst 12
 Perchta, Frau 178
 Peregrinus, hl. 127
 Perotti, Luigi 87
 Petersen, Heinrich 59
 Petrus, hl. 22, 98
 Petrus Comestor 44
 Polívka, Georg 156
 Praschler, Thomas 110–113, 115
 Quarena, Lattanzio 88

- Rader, Matthaeus 68
 Réau, Louis 144f.
 Reinfridus, Mönch 37f.
 Rochus, hl. 11, 16, 97f.
 Rosalia, hl. 16
 Rosner, Ferdinand 69f.
 Rothe, Andreas 57
 Ruf (Rueff), Jacob 54–56, 78
 Rupert, hl. 96

 Saba, Königin von – 99
 Sachs, Hans 55
 Salomon 33, 99f.
 Samson 99
 Samuel 7f., 83
 Sansovino, Francesco 86
 Saul 7
 Sebastian, hl. 11, 16, 98
 Sevastjan, P. J. 156
 Simeon 7f., 10, 83f.
 Sitis 137, 139
 Sophar von Naama 36, 150, 155, 162

 Stadler, Oswald 56
 Stephan, hl. 21

 Šafarik, Janko 156
 Schlegel, J. H. G. 131
 Schmidt, Leopold 25

 Tausman, Lukas 97
 Tertullian 146
 Tobias 38, 99
 Todesengel 152, 167

 Valentin, hl. 15, 127
 Vitus (Veit), hl. 15
 Vötterle, Karl 143f.

 Wechtlin, Hans 28
 Würstl, Andreas 77

 Zacharias 7f. 10, 83
 Zeiller, Martin 105f.
 Zophar, s. Sophar

Orte

- Aich 101
 Anjou 161
 Ansbach-Bayreuth 61
 Antwerpen 52, 85
 Anvers 145
 Aquileia 46
 Arndorf 97
 Augsburg 11
 Aunis 161

 Basel 54f.
 Bayern 22, 138
 Belgrad 156
 Belluno 29
 Bischoflack = Škofja Loka 68, 135
 Bleiburg 101
 Bodensdorf 94
 Böhmen 42

 Bologna 84, 87
 Brabant 52, 91, 141
 Breg 45
 Brügge 24
 Brüssel 52, 145
 Bury St. Edmonds 159
 Byzanz 37, 84

 Chartres 53
 China 32

 Dänemark 17
 Danzig 57
 Delbrück 70
 Drau(tal) 90, 116

 Eberhardsklausen 27
 Egg 121, 126

- Eisenkappel 132
 England 40, 159f.
 Ennstal, steir. 103f., 136
 Erl 71
 Ettal 69

 Feistritzbach, Kärnten 100f.
 Flandern 23, 52, 91, 141
 Franken 26, 175
 Frankfurt/Main 52
 Frankreich 23, 32, 50, 52f., 91, 141, 169
 Freiburg/Schweiz 65
 Friaul 8, 30f., 140
 Fürnitz 91–93

 Gailtal 92f., 96, 116, 119–126, 133, 141
 Gerlitz 95
 Gmünd 77
 Görlitz 115
 Gornjigrad = Oberburg 97
 Graz 17f., 63, 74
 Greuth 127
 Gurk 90, 99f.

 Hall in Tirol 55
 Hamburg 57, 87
 Hart ob Glanegg 91f.
 Hausruckviertel 72
 Hermagor 96, 124
 Hohenwestedt 66
 Hus (am Toten Meer) 8, 16
 Husum 57, 59

 Innerösterreich 68, 73, 90, 110, 112
 Innsbruck 55
 Irland 41

 Jauntal 116, 122
 Jerusalem 33
 Jezersko = Seeland

 Kärnten 10, 71, 77, 90–92, 94, 98, 101, 106, 116, 128, 131, 141, 156
 Kanatha 33
 Karlo 52

 Keutschach 94
 Kitzbühel 56, 77
 Klagenfurt 61f., 94, 97
 Kleče 116
 Köln 52, 170f.
 Konstantinopel 12
 Kopriva 21
 Koralpe 97
 Krain 68f., 102, 106, 115, 128, 141, 156
 Krainburg = Kranj 44
 Kranj s. Krainburg
 Krems/Donau 65
 Kremsmünster 43
 Krumau 63

 Laibach = Ljubljana 67f., 118f., 131, 135
 Lamprechtsberg 97
 Laßnitz, Steirisch und Kärntisch L. 74
 Lavanttal 97
 Leibnitz 67
 Leiden 19
 Liemberg 95
 Limoges 19
 Ljubljana s. Laibach
 Lobming/Kärnten 134
 Lungau 104
 Luzern 62
 Lyon 49

 Mailand 84
 Maria Saal 97f.
 Meldorf 57
 Mende 85
 Metnitztal 72, 74, 82
 Michaelbeuern 38
 Miestal 21
 Moskau 156
 München 56, 63–65, 167
 Murau 105–107
 Mureck 113–115
 Murtal, Oberes- 73f., 82, 106

 Niederbayern 20
 Niederlande 53

- Niederrhein 91, 141
 Noricum 90
 Noyon 19

 Oberammergau 69f.
 Oberburg = Gornjigrad 97
 Oberkrain = Gorensko 48, 116–119
 Oberösterreich 71
 Oberpfalz 20, 61
 Ossiach 94
 Ottobeuren 37

 Paderborn 63
 Paris 49, 51, 92
 Paßriach = Pazirje 96, 120f., 124, 126f.
 Poitou 161
 Prag 56
 Preddvor 45
 Presseggen 96, 124f.
 Probstei 59
 Prüfening 38
 Pürgg 36
 Pulsnitz 55

 Qanawât 38

 Radmannsdorf = Radovljica 131
 Ranten 104–110, 115
 Rantenbach 102f.
 Regensburg 38
 Rectz 115
 Reifling, Groß- 110, 113
 Resia = Rezija 138, 140, 175
 Rom 12, 58
 Rosental, Kärntner – 116
 Rouen 48f., 60, 169

 Sachsa/Harz 57
 Salzburg 36, 65
 Salzkammergut 20
 San Daniele/Friaul 8, 11
 St. Georg b. Oberburg 97
 St. Kanzian 97
 St. Lambrecht 18, 105
 St. Leonhard b. Oberburg 97

 St. Veit a. d. Glan 96
 Seeland = Jezersko 135f.
 Skopje 145
 Slowenien 44ff., 69
 Solothurn 55
 Split = Spalato 84
 Steiermark 10, 23, 53, 66f., 71, 97, 106,
 114, 136
 Steinmehlen 28
 Straßburg 54–56, 85
 Syrien 33

 Schaffhausen 56
 Scheyern 25
 Škofja Loka = Bischoflack
 Schladming 66–68
 Schleswig-Holstein 59
 Schwaz/Tirol 57, 77
 Schweiz 54, 60

 Taygetos 94
 Thüringen 178
 Tirol 71
 Tourraine 161
 Tratten 94f.
 Trient 60f.
 Trier 26f.
 Troyes 49
 Tržič = Neumarktl, Oberkrain 69

 Udine 11
 Uitkerke 24
 Ulm 56

 Velden/Wörthersee 94
 Venedig 8, 83–86, 89
 Venezia Giulia 138–140
 Villach 92
 Völkermarkt 97, 101

 Waldweiler 27
 Wasai 95f.
 Weissenau/Württ. 43
 Westfalen 70
 Wezemaal 52, 153, 175

Wien 8, 69, 87, 131 f.
 Wolfsberg/Kärnten 97
 Wunsiedel 61, 77

Zadar = Zara 84
 Zollfeld 97
 Zürich 54 f. 78

Sachen

Admonter, Riesenbibel 34–36
 Älteste, Vierundzwanzig – 10
 Aissen 101, 137
 Allegorien 167
 Altkirchenslawisch 155 f.
 Anbinden als Kultform 93
 Arndorfer Altar 97
 Antoniusfeuer (Krankheit) 15 f.
 Apokrisiaros 12
 Apokryph(en) 22, 78, 89, 137, 139 f.,
 145–156, 158, 166–169, 171, 173, 176,
 179
 Askese-Lehre 177
 Augenkrankheiten 24 f.
 Aussatz (s. *lepra*) 1–18, 91
 Ayyub Bir-Job-Brunnen 33

 Baumkult 33
 Beulenpest (*bubones*) 8, 14 f., 53, 94, 98,
 137
 Beschneidung 33
 Besenopfer 24 f., 45
 Bienenstock-Stirnbrettchen (*panjske*
končnice) 71, 116, 127–133, 153, 156 f.
 Bienenhaus (*uljnjak*, *čebelnjak*) 132–136
 Bienenzucht 134–137
 Bollandisten 9
 Bruderschaft 8, 52, 66, 89
bubones, s. Beulenpest
 Buchmalerei 34 ff., 40 f., 50, 42 ff., 90,
 99, 169 f., 173 f.

caritas 14
charivari 142, 144
chorea (Veitstanz) 15
cinctura 93
concursus populi 88, 90

čebelnjak s. Bienenhaus

Decretum (ps.-) *Gelasianum* 146 f.
desperatio 79, 81, 143
devotio moderna 42
 dialogus 62
 Dreikant, Christus auf dem – 67
 Dreinagelfreitag 95 f.

 Epilepsie 15

 Fabulat 157
 Fastentuch 99 f., 105
 Feldforschung, Volkskundliche – 14
 Figuralprozessionen (Spiel-) 66–69, 160
 Flugblätter 73
fons vitae 109 f.
 Franzosen (Krankheit) s. Syphilis
 Freitage, 12 Goldene – 19
 Furunkulose 24

 Geißler-Umzüge 67
 Geworfensein 179
 Gicht, Fliegende – 17
 Gnade 11, 29, 46, 81, 106–108
 Gürtel 150–152

 Hauterkrankungen 25 f.
 Himmelsriegel, Sieben – 22

 Isenheimer Altar 15
 Islam 32 f.

 Jabach-Altar 52, 170
 Job-Segen 21 f.

 Kanonisation, Volks – 9, 52, 153, 179
kranjčice s. Bienenstock-Stirnbrettchen

- Kreuzsegen 19
 Kulträume 8, 14
- Landplagen, steir.- 104
 Legendenlied 116–119, 122f., 127, 137, 157
 Leiden, Geheime – 67
lepra (s. Beulenpest) 8, 15f., 26f., 137
leprosus 91
 Leprosorien-Siechenhäuser 28, 87
 Lese-Predigt 42
lues 7, 15
- Marionettentheater 57, 59f.
 Martyrologium Hieronymianum 85
 Maulbeerbaum 30–32, 140
 Memorat 157
 Midrasch 147, 159
miselsuht, *miselpíne* s. Aussatz, *lepra*
 Misemannskreuz 28
 Mönchsaskese 117
 Mundfäule 20
 Musik zur Qual 144f.
 Musikanten 116–124, 131–134, 141, 146, 152f., 157ff., 167–171, 173f., 176, 179
 Musikpatronat 141 ff.
 Mysterienspiele 48–53, 82, 161, 166, 169, 176, 179
- Nagellöcher (Krankheit) 23f.
 Nägel-Opfer 23f.
- Offenbarung, Geheime – 10, 168
 Oikotypus 157f.
 Opfertiere 33
- pararitium* („Fingerwurm“) 15, 22
panjske končnice s. Bienenstock-Stirnbrettchen
Patientia 46, 54, 65, 68
 Passionsspiele 69–71, 79
 Pest 16, 86, 91f., 137
 Pestkreuze 28
 Pfeile, Krankheits- 17
- praefiguratio* 39, 46, 48, 56–58, 66–71, 114, 154, 176
praesumptio 80
prang 66
promulgatio 14
 Protestantismus 66, 102f., 106, 110–114
 Prozessionen, Spiel-, Figural- 66–68
putrefactio 16
- Rechtfertigungslehre 60
- Salz, geweihtes – 21
 Segen 18, 22
 Seidenraupen 29–32, 134, 140
sepsis 16
 Skorbut 15, 91
 Spielprozessionen 65–71, 176
Speculum humanae salvationis 42–44
sterquilinium 30–35, 38, 43, 91f., 96, 101, 108, 142, 169
 Stubenspiel 71–76, 79, 81f.
 Stundenbücher 50, 154, 176
 Syphilis 8, 15f., 27, 53, 91, 137
- Schwärenkreuz (Flurdenkmal) 28
 Schäferspiel 79, 100
 Schild, Geistlicher – 22
- tabes* 8
 Testamentum Jobi, apokryph. – 137, 139f., 146–152, 154, 156, 159, 166f., 171
 Theodizee 29, 42, 179
tolerantia 46, 54, 68
 Totenoffizien für Aussatzkranke 26
 Totentanz 100, 159f.
 Tragebühnen 66
 Typologie-Denken 39, 41, 43f., 48
- ulcus* 15f.
uljnjak 134
- vanitas* 81, 90, 109
 Vaticanum II 9
 Veitstanz (*chorea*) 15

- vermes* s. Würmer
verzagen 79
Verzeißlung (*desperatio*) 11, 166
Vierberger-Wallfahrt 95 f.
Volksbücher 22
Volkskunde, Vergleichende- 13 f., 157
Volkschauspiel 48, 71–77, 81, 179

Wachsdocht 93
Walter-Bibel 36 f.

Winchester-Schule (Buchmalerei) 40
Würmer (*vermes*) 16 f., 23, 29, 118–127,
133, 137 f., 140, 160 f., 163, 165 f., 170,
172, 174 f.
Wurmsegen 17–19

Zahnsegen 22
Zauberspruch 17, 20 f.
Zweifeln 76



Abb. 1: Admonter Riesenbibel, Salzburg, um 1140. Job, sein Weib und seine Freunde. Österreichische Nationalbibliothek, Codex Vindobonensis Ser. n. 2701.



Abb. 2: Tympanon-Skulptur des 13. Jh.s über dem Nordportal der Kathedrale von Chartres, Frankreich. Unter dem von zwei Engeln adorierten Jahwe (als christlicher „Gottvater“ mit Kreuznimbus) wird Job vor seinem Weibe und drei Freunden vom Satan gequält „von der Fußsohle bis zum Scheitel“ (Hiob 2,7).



Abb. 3: Venedig, Deckenfresko aus dem Umkreis Jacopo Marieschi (1711–1794) in der Kirche S. Maria della Pace.



Abb. 4: Sandsteinrelief mit dem vom Satan geschlagenen Job auf dem Misthaufen vor seinem brennenden Hause mit Job's Weib und zwei „Hiobsboten“. Aus dem alten Rathaus zu Mureck, Südsteiermark, um 1550.



Abb. 5: Holztafel-Epitaph für den protestantischen Gewerken Thomas Praschler, 1594. (Teilstück). Aus dem Heimat-Museum zu Eisenerz, Steiermark.



Abb. 6: Steirischer Bienenstock mit Job als Imker-Patron, 19. Jh., Ennstal bei Schladming. Aus dem Landschaftsmuseum Trautenfels, Steiermark.



Abb. 7: Hochaltar-Statue des leidenden Hiob. Filialkirche zu St. Job, Pfarre Fürnitz, Kärnten, um 1680.



Abb. 8: Kärntner Schnitzaltar St. Job und sein Weib (Hiob 2,10) in der Filialkirche zu Presseggen/Gaital, um 1700.



Abb. 9: Haspel mit Wachsfaden („Docht“) aus der Sakristei zu St. Job bei Fürnitz, Kärnten. Zum „Anbinden“ der „von heimlicher Krankheit Befallenen“ an die St. Job-Altarfigur (Abb. 7), 1974.



Abb. 10: Bienenstock-Stirn Brettchen aus Oberkrain, (slowen. *panjska končnica*): Job, sein Weib, ein Geiger und ein Bienenhaus. Datiert 1866. Ethnographisches Museum Ljubljana.



Abb. 11: Unterkärntner Bienenstock-Stirnbrettchen. Österreichisches Museum für Volkskunde Wien.



Abb. 12: Unterkärntner Bienenstock-Stirnbrettchen, datiert 1896. Job im Heiligenschein empfängt eine „Hiobs-Botschaft“. Landesmuseum für Kärnten, Klagenfurt.



Abb. 13: Bienenstock-Stirnbrettchen vom Seeland (Jezersko), Oberkrain, datiert 1891 mit slowen. Inschrift: „St. Job, beschütze mir die Bienen“.



Abb. 14: Oberkrainer Bienenstockbrettchen, datiert 1859. Aus dem Imker-Museum zu Radovljica, ehem. Radmannsdorf, Krain.



Abb. 15: Job in seinem Leiden. Meister der Barbara-Legende, Ende 15. Jh.
Köln, Wallraf-Richartz-Museum.



Abb. 16: Job mit Weib und Musikanten in der Pestzeit. Buchmalerei von Albrecht Glockendon d. J. 1536. Österreichische Nationalbibliothek, Handschrift 1880.